This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Phantasieen eines Realisten

von

Lynkeus

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

Phantaſieen eines Realiſten.

Von

Lynkeus.

(Josef Popper)

Zweite unveränderte Auflage.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1900.

BURDACH

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

PT2449
P45P5
1900

Erſter Theil.

Inhalt des ersten Theiles.

	Seite
Gesang des Knaben in finsterer Nacht	1
Freundschaft bis zum Tod	5
Verzicht auf's Recht	6
Zeichen der Kraft	8
Der Tod des Michel Angelo Buonarotti	10
Die Stadt der Liebe	14
Unsterblich	19
Abgrund der Schönheit	26
Ein Tischgespräch bei Martin Luther	35
Confucius stirbt	49
Nach der Schlacht	54
Die Troubadours im Grünen	57
Die Locken eines großen Todten	63
Kampf der Geschlechter	66
Der erste Mann	67
Tamerlan und Hafis	72
Das Licht des Philosophen Mih-tse	74
Gedankenschlacht	75
Der Schmeichler	76
Nicht an den Gräbern vorüber!	77
Das alte und das neue Licht	78
Hafis in der Schenke	80
Der Dichter Abu-Harun erzählt den Tod des Hafis	81
Das Schicksal des Abu-Harun	83
Ehebruchsscene	85
Die weißen Haare des Lao-tse	86
Kampf Alexander's des Großen mit einem Löwen	88
Eine Scene nach der Schlacht bei Austerlitz	90
Die Todesstunde	93

M342585

Seite

König Salomo als Maus 97
Worüber freuen sie sich eigentlich? 100
Traurige Schicksale eines Dichters. I 117
Das Mädchen von Halikarnaß 131
Die Liebe kam unwiderstehlich, Schritt für Schritt 138
Aladin 147
Trostsuchende Mittheilsamkeit 151
Eine Soiree bei Holbach 158
Tanki, die Frau des Kaisers Tscheu-Sin 168
Wie lange denn soll ich Dir das Ideal vormachen? 171
Wovon sprechen die Verliebten miteinander? 174
Das erhabene Mädchen unterwarf den Dichter einer strengen Probe, aber er bestand sie nicht 182
An eine Freudenspenderin 188
Philosophische Windrose 190

Gesang des Knaben in finsterer Nacht.

In stiller Nacht ist der Mensch in seiner Einsamkeit,
Mehr als in der Wüste, mehr als auf der weiten See,
Mit sich selbst allein;
Dann schaut er in seine eigene Tiefe.
Es freut die Menschen, wenn Nachts die Nachtigall schlägt,
Es freut sie nicht das Lied, es freut sie das Singen;
Der Schlag der Nachtigall weckt Lebenslust und Liebesdrang —
Was ist aber der Schlag der Nachtigall gegen den Gesang
des Knaben in finsterer Nacht?

* * *

Während nächtliche Finsterniß die Häuser, und tiefer Schlaf die Menschen verhüllte, wachte mit sinkenden Kräften ein Greis in seinem Bette.

Auf dem Rücken liegend, blickte er mit starrem Auge gegen die Decke des Zimmers; ein junges Mädchen, seine Enkelin, saß neben ihm, umfaßte mit beiden Händen seine Linke, und, während das Mädchen, vorgebeugt, ihn bei trübem Lampenlichte unverwandt ansah, hob und senkte sich mit jedem röchelnden Athemzuge sein langer weißer Bart langsam über der Bettdecke.

Die Züge des Greises, auf dem Alter, Krankheit und das stille Halbdunkel schwer lasteten, behielten unverändert ihren Ausdruck matter Ruhe bei, als plötzlich in später Nachtstunde, zugleich mit einem aus der Ferne her vernehmbaren Gesang, eine leise Bewegung in seinen Zügen entstand.

Dieser Gesang, der immer heller erschallte, drang aus der Kehle eines Knaben, der, nach den Abendspielen mit seinen Kameraden ermüdet, auf der Straße eingeschlafen

und spät in der Nacht erwacht war, und nun singend die Finsterniß durchschritt. Die Töne gaben keine Melodie, aber sie besaßen eine ganz besondere Klangfarbe: von Kindlichkeit, Gesundheit, Heiterkeit und Harmlosigkeit; sie drangen aus der Kehle des dahinschreitenden Knaben in die stille Luft, widerhallten in den öden Straßen und verloren sich in die endlose Ferne.

Der Greis, dessen Antlitz sich immer mehr belebte, und der zu schwach war, den Kopf zu wenden, sandte aus schwer rollendem Auge einen fragenden Blick zu dem Mädchen hin; darauf wandte dieses schnell den Kopf gegen das Fenster, dann sogleich wieder zurück und sprach: „Meinst du des Gassenbuben Gesang?"

Der Alte erwiderte nichts.

Unterdessen war der Knabe ganz nahe an das Haus gelangt, sein Gesang schmetterte nun klar durch die Nacht hindurch, der Alte drückte dem Mädchen leise die Hand und horchte.

Immer mehr löste sich sein Inneres von dem schwer lastenden Drucke los, eine mächtige Helligkeit stieg in ihm siegreich empor, und während seine Augen zu strahlen begannen, und seine Züge sich immer mehr belebten, bewegte sich sein Gemüt in einem stetig wachsenden Wirbel von Wonne am Augenblick und von Freude an der Welt.

Blitzartig hell tauchte ihm seine Jugendzeit im Bilde auf; zuerst seine Mutter, sodann sein Vater; sie standen beide vor ihm; hernach kamen seine Geschwister, seine Gespielen, dann seine Freunde, und zuletzt, blendend wie eine Feenerscheinung, seine Geliebte. Seine Enkelin, die jetzt neben ihm saß, verschmolz mit ihnen Allen in Eine liebliche Gruppe, und, von der weltliebenden Herzensregung durchwärmt und gedrängt, hob und senkte sich seine Brust immer mehr; in großen Zügen drängte sich ihm der Athem hervor, seine Augen füllten sich mit Thränen und aus voller Brust rief er aus: „O möge dieser Knabe glücklich sein! Mögen doch alle Menschen glücklich sein! O, könnte ich doch Jeden glücklich machen!"

Das Mädchen hielt diese Ausrufe für Fieberphantasieen und blickte besorgt dem Alten ins Angesicht. Dieser wurde

wieder ruhig, schlief bald darauf ein, und das Mädchen, vom vielen Nachtwachen ermüdet, ebenfalls; im Zimmer herrschte Todtenstille; der Knabe bog in eine andere Straße ein.

In einem hell erleuchteten Gemache dieser Straße saß an seinem Schreibtische, die Feder in der Hand, mit vergrämtem Antlitz und nachdenkendem Blick ein erbitterter Hasser des Weltlaufs.

An dem oberen Rande eines vor ihm liegenden, aufgeschlagenen Buches stand in großen Buchstaben geschrieben: „Welche Quellen des Glücks besitzen wir Menschen?"

Dieselbe Frage stand auf allen vorhergehenden Blättern, und jede Nacht, wie in dieser, stellte er über diese Frage tiefe Betrachtungen an. Gewöhnlich schrieb er dann unter diese Frage als Antwort: „Eine Quelle menschlichen Glücks ist... Das und Das", saß dann ruhig, in sich versunken, und dachte weiter nach; und am Ende seines Nachdenkens kam er immer zum Resultate: Auch das sei keine Quelle des Glücks. Hierauf strich er den Fall durch und schrieb grollend und hastig seine Gründe hin. In dieser Weise arbeitete er bereits zwanzig Jahre, und noch immer blieb Nichts aufrecht vor seinen tiefen Betrachtungen.

Er hatte es schon mehreremale widerlegt, dennoch schrieb er jetzt wiederum Folgendes: „Die Liebe zu Menschen ist eine Quelle des Glücks".

Lange saß er hierauf unbewegt und warf seine Gedanken heftig durcheinander, gab sich dann plötzlich einen Ruck, strich den Fall durch und setzte in eilender Schrift Folgendes darunter hin:

„Gefühlswarmer Mensch, hüte dich vor deinem Bedürfniß, Menschen zu lieben! Hingebend neigst du dich ihnen entgegen, aber so beseligt, wie es dich zu ihnen hintrieb, kehrst du nie wieder zu dir zurück."

Nach einer Weile schrieb er weiter: „Wenn je ein Mensch vollkommen heißen kann, so müßte es wenigstens zwei Vollkommene geben, denn den einzigen könnte kein Unvollkommener würdigen.... Kann man aber erwarten, daß Jene, die zusammen kommen, Beide vollkommene Menschen sind?... Nur Ruhe! Die Welt selbst bedarf auch keiner anderen Welt; bleibe, hartherziger Held, wie sie, Eins, allein und ganz!"

Hier hielt er inne; richtete, die Feder in der Hand, seinen Oberkörper auf, wendete den Kopf gegen das Fenster und horchte auf den aus der Ferne herkommenden Gesang. Die Augenbrauen immer strenger niederziehend, mit finsterer Miene, stand er dann auf, öffnete das Fenster und schaute in die Nacht hinein.

Tiefe Finsterniß lag über der Welt, kein Stern leuchtete; der Gesang des Knaben wurde immer stärker, wurde, sowie er weiter schritt, wieder schwächer und verlor sich dann zwischen den fernen Häusern.

Nachdem der Mann sich vergebens angestrengt hatte, den Knaben zu sehen, trat er vom Fenster zurück; „Ein verwegener Bursche!" sprach er vor sich hin, „ein verwegener Knabe!" ging mehreremale im Zimmer auf und ab, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb auf ein neues Blatt in langsamen Zügen: „Erwachsene tappen in finsterer Nacht, um ihr Haus, um ihre Ruhe und ihr Glück zu suchen; sie besorgen, in der Finsterniß anzustoßen und strecken ihre Hände furchtsam vor sich hin; sie tasten mit dem Stabe und ihr Gang ist unsicher, Angst drückt sie nieder und sie machen nur kleine zage Schritte. Aber dieser Knabe! Der schreitet hin und achtet der Finsterniß nicht! Dieser Bursche sucht keinen Weg, befürchtet keinen Stoß, verfolgt kein Ziel und singt dabei! Und er weiß es nicht, daß er nichts sucht, nichts fürchtet und kein Ziel verfolgt! . . . Verdammter Junge, dich muß ich einen Glücklichen nennen!"

Er stand abermals auf, ging zum geöffneten Fenster und horchte.

„Du wirst schon einmal aufhören, zu singen!" rief er dem Knaben in die Finsterniß nach, schloß das Fenster und löschte das Licht.

Freundschaft bis zum Tod.

Ein hochbetagter Greis lag auf dem Sterbebette.

Da öffnete sich die Thüre des Gemaches, und es wankte ein anderer Greis, auf seinen Stab gestützt, herein; er rückte sich mühsam einen Stuhl hart an das Bett des Sterbenden und nahm von seinem Jugendfreunde Abschied.

Er beugte sich ein wenig vor, der Andere richtete sich ein wenig auf, legte traulich den linken Arm um des Angekommenen Nacken, den rechten auf dessen linke Schulter. Diese Beiden hatten über sechzig Jahre in ungetrübter Freundschaft verbracht. Der Sterbende sah dem Anderen mit großem Blicke in das Auge. Dieser aber hatte zu Zeiten so manche niedrige Gedanken gegen seinen Freund gehegt, die er nicht offen ausgesprochen hatte; diese Alle traten nun mit Einem Male dicht gedrängt in sein Bewußtsein, er hielt den reinen und erhabenen Blick des Verscheidenden nicht aus und wandte seine Augen unruhig zur Seite.

Da durchschaute der Sterbende in Einem Augenblicke, was er in sechzig Jahren nicht durchschaut hatte. Das tief gereizte Leben zuckte noch einmal in ihm auf, alle seine letzten Kräfte trieben blitzschnell in Einen Punkt zusammen, und seine Hände schossen wüthend nach der Kehle des Durchschauten.

Dieser fiel nun, erwürgt, vom Stuhle und polterte auf den Boden hin; der Andere sank ins Bett zurück, seufzte, tief erschöpft, auf und verschied.

Verzicht aufs Recht.

Vor der Thüre eines Amtes drängten sich so viele Parteien, daß jede eine geraume Zeit warten mußte, bevor sie, ihrer Aufstellung entsprechend, vorgelassen werden konnte.

Während des Wartens sprach man, um seiner Ungeduld Luft zu machen, bald von diesem, bald von jenem Gegenstand, zählte die Voranstehenden öfter von Neuem ab und athmete erleichtert auf, wenn man wieder Einen, abgefertigt, zur anderen Thüre hinausgehen sah. Unterdessen ging der Amtsdiener mit wichtiger Miene hin und her, um zur Ruhe und Geduld zu mahnen, und da er unter den Harrenden einen alten Bekannten erblickte, fragte er ihn nach seinem Befinden; er tröstete ihn, so gut es ging, darüber, daß er so lange warten müsse; sagte, er würde ihm, als Freund, den Vorzug geben, es gehe aber nicht an, denn er habe strengen Befehl, Jeden nur der Reihe nach einzulassen, u. s. w. u. s. w.

Der Angeredete erwiderte, er sehe ganz gut ein, daß er sich wohl gedulden müsse, obwohl ihm jede Minute, die er hier zu warten habe, vielleicht sehr theuer zu stehen komme; denn eben jetzt sollte er ein vielleicht sehr einträgliches Geschäft einleiten, das in einer Viertelstunde ihm schon entgehen könnte, und nur mit schwerem Herzen sei er daher der Aufforderung des Amtes nachgekommen, gerade um diese Stunde zu erscheinen.

Darauf sagte ein Mann, der eben an der Reihe war, einzutreten: „Wenn das so ist, so verzichte ich auf meinen Vorrang, denn ich versäume gar nichts; und obschon es mir unangenehm ist, hier im Gedränge zu warten, so kommt dieser Umstand doch gegen Ihre etwaige Versäumniß gar

nicht in Betracht; erlauben Sie also, daß wir die Plätze wechseln;" er trat auch sogleich aus der Reihe heraus, und der Angeredete rückte, bestens dankend, und indem er um Namen und Adresse eines so freundlichen Herrn bat, an die Stelle jenes Mannes vor.

Mehrere Jahre darnach erhielt der Letztere vom Gerichte die Mittheilung, daß sich in dem Testamente des eben verstorbenen Herrn so und so folgende Verfügung vorfände:

„Der Herr der und der hat einmal zu meinen Gunsten auf ein Recht verzichtet, ohne jede Aussicht auf Nutzen, ohne mit mir verwandt oder auch nur bekannt gewesen zu sein; bloß aus dem Grunde, weil er hörte, daß ich anderenfalls eine glückversprechende Spekulation versäumen könnte. Ich habe nun seinerzeit jenes Geschäft übernommen und, wider Erwarten, dabei große Verluste erlitten. Aber zum Beweise meiner Dankbarkeit für den freundlichen Entschluß und als Zeichen der Anerkennung dieser allen Menschen als Muster empfehlenswerthen Handlungsweise, vermache ich jenem genannten Herrn denselben Antheil an meiner noch immer beträchtlichen Hinterlassenschaft wie meinen bestbetheiligten Verwandten."

Zeichen der Kraft.

Ein König kehrte von einem siegreichen Feldzuge zurück und ritt an der Spitze seiner Armee durch die Straßen seiner Hauptstadt.

Die Musik, den Truppen voraus, spielte feurige Weisen, große Trommeln wirbelten taktgemäß mit hinein, die Augen der Soldaten glänzten, das Volk jubelte und schritt in demselben Takte, wie ihn die Musik befolgte, neben den Truppen einher.

Auch das Pferd des Königs konnte der Macht des Rhythmus nicht widerstehen und setzte seine Füße nach dessen Geboten auf den Boden hin. Dem König war das aufgefallen; er wandte sich um und sah nun die große Menge, als ob sie nur Ein Mensch gewesen wäre, sich in gleichem Schritte fortbewegen; darüber wunderte er sich noch mehr und mannigfache Gedanken stiegen in ihm auf. Da bemerkte er aber Einen Mann unter den Mitgehenden, der ganz andere Schritte als alle Anderen machte und stets mehr und mehr zurückblieb. Den König freute das, und er ließ diesem Manne durch einen seiner Officiere bedeuten, er erwarte ihn am nächsten Tage in seinem Palaste. Jener erwiderte dem Officier, da es der König befehle, so müsse er wohl kommen, er selbst jedoch habe keinerlei Bitte vorzutragen; wenn aber der König ihm etwas vorzubringen hätte, so sollte, wenn es bloß nach Gerechtigkeit ginge, dieser *ihn* besuchen.

Am nächsten Tage saß der König im Gemache jenes Mannes und sprach:

„Ich habe noch nie einen stärkeren Mann gefunden als Dich; ich sah Dich gestern, unbekümmert um mich, um meine Truppen und um das mächtige Wort der Musik, Deinen Weg

dahinschreiten, in Deiner eigenen Art, während Zehntausende wie eine Herde hinter mir hergingen; ich suche einen solchen Mann. Wie brachtest Du das zu Stande?"

Der Mann erwiderte: „Ich dachte nach, und das Nachdenken war es, das mir diese Kraft verlieh. Ich bin aber noch nichts gegen einen anderen Mann, den ich kannte; in dessen Gemüth bewirkte nicht Regen, nicht Sonnenschein die geringste Veränderung, und wenn dieser Mann die Natur betrachtete, so war für ihn die Sonne nur die Sonne, der Mond der Mond, Nebel Nebel, der Berg ein Berg; und sie Alle hatten, wenn er es nicht erlaubte, keinerlei Sprache mit ihm zu sprechen."

„Bringe mir diesen!"

„Er hat eine hohe Mauer um sich gezogen."

Der König wurde nachdenklich, und nach einem Augenblicke der Stille fuhr der Gelehrte fort:

„Aber auch dieser hatte noch nicht die höchste Kraft erreicht; er war noch nicht im Stande, gleich wohlwollend gegen Menschen zu sein, ob sie schön von Angesicht waren oder häßlich; und das hat, ohne Hülfe jedes Wahns, bis heute nur ein einziger Mensch erreicht."

„Wer ist dies? Und was ist mit ihm geschehen?"

„Jenseits der Wüste Gobi lebte einst Kung-fu-tse. Er gab den Fürsten die weisesten Rathschläge, sie wollten sie aber nicht hören; es trieb ihn, die Menschen zu bessern und glücklich zu machen, aber man beschuldigte ihn, er suche nur seinen eigenen Vortheil. Und Kung-fu-tse starb als Greis im Elend."

Der König warf sich auf den Teppich nieder und weinte.

Der Tod des Michel Angelo Buonarotti.

Wie bekannt, wurde Michelangelo zwei Tage vor seinem Tode, im neunzigsten Jahre seines Lebens, plötzlich von einer großen Schläfrigkeit überfallen, die er durch einen Spazierritt vertreiben wollte; aber die Kühle der Witterung und eine Schwäche in Kopf und Beinen zwangen ihn, ins Haus zurückzukehren und in einem an's Feuer gerückten Stuhle Ruhe zu suchen.

Er war ganz allein und bald darauf im Sessel eingeschlafen.

Da träumte ihm, er reite im freien Felde spazieren, und von einem fernen Punkte des Weges her käme ihm ein alter Mann entgegen, der sehr schön gekleidet war und ein Spazierstöckchen in der Linken hielt; seine Füße machten eine tänzelnde Bewegung, dabei war sein Oberkörper wie zu einer Verbeugung gesenkt, und seinen Hut hielt er in der Rechten in einer Weise, die unverkennbar die höfliche Einladung ausdrücken sollte, heranzutreten und ihm näher zu kommen. Je näher aber der Alte kam, desto lebhafter wurde seine tänzelnde Bewegung, desto freundlicher sein Lächeln, dabei jedoch mit einem feinen Zuge von Spott in seiner Miene; und als er nahe genug war, so daß Michelangelo mit seinen schwachen Augen ihn deutlich sehen konnte, erkannte er in ihm, zu seinem größten Schrecken, seinen längst verstorbenen Vater Lodovico.

Niemals in seinem Leben hatte Michelangelo seinen Vater in einer anderen als ernsten und würdigen Haltung gesehen! Die Noth des Hauses, die Kränkungen durch seinen Sohn Giovansimone und sein angeborener Charakter, der dem seines Sohnes, des göttlichen Künstlers, ähnlich war,

ließen dies nicht anders zu; und Michelangelo, dem alles Zierliche und Tändelnde im tiefsten Wesen verhaßt war, war über diese Veränderung im Charakter seines Vaters in große Aufregung gerathen.

Er faßte die sonderbare Erscheinung immer fester in's Auge, um sich zu vergewissern, daß es wirklich Lodovico Buonarotti sei, der da vor ihm stand; und es war dem so und blieb so!

Wenige Schritte vor Michelangelo, der sein Maulthier anhielt, blieb auch Jener stehen, immer freundlicher mit dem Hute winkend und einladend, weiter zu gehen, und gleich darauf verschwand die Erscheinung — worauf Michelangelo unter schwerem Stöhnen erwachte.

Des andern Tages trat sein alter Freund Granacci in die Stube und fragte ihn nach seinem Befinden.

Michelangelo erwiderte: „Gestern habe ich, im Traume, meinen Vater gesehen; aus dem ernsten Lodovico hat der Tod einen Spaßmacher, einen Satyriker, gemacht!... Mir schaudert davor, was wir sind und was wir nach dem Tode sein können. Mein Vater lächelte mir immer zu, und er that dies in so höflicher und freundlicher, wenn auch etwas boshafter Weise, daß ich nicht umhin kann, seiner Einladung Gehör zu geben;" und nach einer Pause setzte Michelangelo fort: „Uebrigens hat er sich viel zu viel Mühe gegeben, mir freundlich zu erscheinen; er hatte es bei mir nicht nöthig, und es stand ihm auch nicht gut."

„Du deutest das Traumbild wohl nicht richtig," sagte Granacci, „Das kann nicht Dein Vater gewesen sein; er, der Dir das Leben gegeben hat, kann nicht freundlich lächeln, wenn er Dir den Tod ankündigt."

„Du irrst, Granacci! Gerade deswegen, weil er mir das Leben gab, hatte er nur allein das Recht, mich abzuberufen, und Niemand sonst als er."

Granacci, der wohl wußte, daß man Michelangelo nicht allzulange widersprechen durfte, ohne ihn zu reizen, der überdies das tiefste Mitleid mit dem großen kranken Greise hatte, schwieg darauf, saß noch eine Zeit lang lautlos neben seinem Freunde, der immer stier in das Kaminfeuer blickte, und entfernte sich dann.

Am nächſten Tage kam er wieder und fand den Meiſter auffallend ſchwächer, abermals im Lehnſtuhl ſitzend und mit unergründlich tiefſinnigem Auge in das Feuer blickend.

„Granacci?“ rief Michelangelo, ohne aufzuſehen.

„Ich bin es, Dein Freund Granacci,“ erwiderte dieſer.

„Granacci, ich habe heute wieder geträumt.“

„Wieder von Deinem Vater?“

„Nicht doch!“ antwortete Michelangelo. „Aber es paßt wie ein Kunſtwerk mit dem geſtrigen Traum zuſammen.... Ich ging im freien Felde, als es ſchon nächtlich dunkel war, und bemerkte in der Ferne einen Lichtpunkt. Ich ging ihm immer näher zu, und ſo wie ich nahe genug gekommen war, hörte ich ein Summen, wie von hunderten von Bienenſchwärmen aus der Tiefe der Erde heraufdringen; bald ſtand ich am Eingang einer Höhle, die von tauſenden Lichtern erfüllt war, und da ſah ich tief unten eine unzählige Menge von Menſchengeſtalten, ganz in weiße Linnen eingehüllt, ſo daß ich kein einziges Geſicht wahrnehmen konnte; und alle dieſe weißen Geſtalten waren in unaufhörlicher Bewegung, indem ſie gruppenweiſe umeinander herumkreiſten, ſtets ihren Ort wechſelten und mit immer größerer Heftigkeit fortſummten.

Zuerſt begann das Summen in tieferen Tönen, dann wurde es höher und lebhafter, und zuletzt ſtießen ſie ihre Summtöne in Form einer Frage aus; eine Gruppe fragte die andere irgend etwas — das entnahm ich immer deutlicher; anfangs wußte ich noch nicht, was; bald aber verſtand ich ſie vollkommen.“

„Nach was konnten ſie fragen?“ fiel Granacci mit bewegtem Athem ein.

„Sie fragten einander: „„Warum kömmt er denn noch nicht?““ und alle miteinander wurden immer ungeduldiger, und ſie ſummten ihre Frage immer ſchneller und ſchneller herunter. Erſt, als ſie mich näher kommen ſahen, wurden ſie ruhiger, und nur noch wenige einzelne Gruppen warfen ihre Fragen in kurzen Stößen aus; und dies Alles..... dies Alles zog mich ſo unwiderſtehlich zu ihnen hin, daß ich in die Höhle, in die ich hinabgeſehen und dabei eine tiefe Treppe bemerkt hatte, einzutreten begann. Ich war eben die

erſte Stufe, etwas zögernd, hinabgeſtiegen, als ich erwachte“ ..... „Mein Teſtament, Granacci, wirſt Du in jener Tiſchlade finden. Dir habe ich nichts mehr zu ſagen, es wäre Alles nur Wiederholung.“

Aufs Tiefſte erſchüttert, fragte Granacci: „Was hältſt Du denn von dieſem Traum, Meiſter? Wie ſprichſt Du denn?“ und dann konnte er vor Weinen nicht mehr ſprechen.

„Man erwartet mich da unten ſchon mit Ungeduld,“ antwortete Michelangelo. „Nicht Jeder iſt ſo freundlich mit mir, wie mein guter Vater es geſtern war. Und ſie haben ja Recht! Sie haben Recht, einander zu fragen: „„Wo bleibt denn Buonarotti ſo lange? Will er denn ewig leben?““ In meinen Jahren ſind ſie Alle ſchon längſt dort unten geweſen, und ich alter Starrkopf zögere noch immer!“

Unterdeſſen waren noch einige andere Freunde leiſe eingetreten, aber Michelangelo bemerkte ſie nicht mehr, denn er war nach ſeinen letzten Worten eingeſchlafen.

Die Stadt der Liebe.

Ein Reisender kam einmal in eine Stadt, deren Bewohner ihm sofort beim Eintritt durch das Thor dadurch auffielen, daß sie Alle vor Freude strahlende Gesichter hatten. Er wollte nicht nach der Ursache fragen, denn er dachte: „Von einer solchen innigen Freude, wie ich sie bei diesen Menschen hier bemerke, werden sie selbst am wenigsten den Grund anzugeben wissen. Wenn sich sagen läßt: Ein Geldgewinn, oder Macht oder Ehre und dergleichen, verschafft mir Freude, so ist das lange nicht die wahre Freude und bei Weitem nicht das innere Glück, das den Menschen zu Theil wird, wenn sie den Grund davon nicht kennen."

Also beschloß der Reisende, seine von Geschäften freie Zeit damit zu verbringen, die Lebensweise der Einwohner, so unauffällig als möglich, zu beobachten.

Unterdessen kam der Abend heran.

Von den großen Werkstätten und Fabriken, die alle außerhalb der Stadt standen, erschollen Signale, daß die Arbeit für den heutigen Tag zu Ende sei. Kurze Zeit vorher aber waren unzählig viele Frauen und Mädchen, fast alle sehr hübsch, durch die Thore hinausgegangen und hatten sich vor den Ausgängen der Fabrik aufgestellt. Als nun die Arbeiter heraustraten, kam sogleich jedem seine Frau oder seine Geliebte entgegen; sie begrüßten sich herzlich und gingen miteinander in die Stadt. Die Verheirateten freundlich mit ihren Frauen; von den Ledigen faßte Jeder sein Mädchen bei der Hand, und alle diese Liebespaare, die ineinander gefaßten Hände munter hin- und herschwingend,

sangen Liebeslieder, zogen so durch die Thore in die Stadt hinein und vertheilten sich dann in die einzelnen Straßen.

Der Fremde betrachtete die singenden Liebespaare mit nicht geringer Verwunderung. „Anderswo," sprach er zu sich, „muß erst die Einsamkeit der Nacht, Dunkel oder Mondeszwielicht vorhanden sein, damit die Liebenden ihren Gefühlen Luft machen; hier geschieht's am hellen Tage, und vor allen Menschen, frei und offen!"

Er ging, nachdem Alle vorübergezogen waren, sodann durch das Stadtthor hinaus ins Freie, wobei er sich von der Stadt immer mehr entfernte und die Abenddämmerung immer weiter vorrückte. Tiefe Stille herrschte rings herum und, in Nachdenken versunken, schritt der Reisende immer weiter; da bemerkte er, daß er beim Stadtfriedhof stehe.

Er ging hinein und sah nun ein seitliches, ganz offenes Thor mit der Aufschrift: „Ruheort der unglücklich Liebenden".

Wie er in diese Abtheilung des Friedhofs eintrat, sah er rechts und links vom Mittelwege je einen schönen Obelisken, und seitlich von diesen eine ziemlich große Zahl meist schöner Grabmonumente und mitunter prachtvolle Mausoleen.

Auf dem rechts stehenden Obelisk standen folgende Worte eingegraben: „Kein schönerer Anblick in der Welt, als der zweier Liebender, die sich fest umschlungen halten." Auf dem links stehenden stand eingemeißelt: „Die Vögel flogen Abends davon und schrien: Wer aus Liebe stirbt, hat keine Schuld."

Nachdem der Reisende diese Worte mit einigem Staunen gelesen hatte, ging er daran, die Grabsteine und Denkmale zu besichtigen. Auf den meisten waren kurze Darstellungen der unglücklichen Schicksale des Liebespaares oder des einzelnen Verliebten gegeben, die da unten in der Erde ruhten; und am Schluß stand immer irgend ein Spruch oder Vers, der, wie die Sprüche auf den beiden Obelisken, irgend einem Dichter entnommen oder von einem heimischen Poeten eigens componirt waren. Auf einem kleinen, einfachen Stein standen folgende Worte: „Glaubet nicht, daß ich vor Schmerzen weine, es sind nur Freudenthränen, die ich vergieße."

Ein Mausoleum enthielt den Leichnam eines durch Liebe

in Irrsinn gerathenen Mädchens; für dieses Mädchen wurde der Satz citirt: „Ist das nicht die wahre Wonne des Lebens, wenn Liebe so heftig ist, daß sie den Verstand raubt?“

Ein schöner und großer Grabstein zeigte folgende Inschrift: „In fester Umarmung haben wir die Nacht zugebracht; trunken war er von meinen Liebkosungen, und ich von dem Becher seines Mundes“; und etwas tiefer darunter Folgendes: „Wohin wirst Du zielen, damit Du mich gewiß tödtest?“ fragte das Mädchen ihren Geliebten. „Hieher,“ sagte dieser, „und auch mich werde ich so tödten.“

Ganz abseits und wenig gepflegt, stand ein nur roh behauener Stein; auf diesen hatte der darunter Begrabene Folgendes zu schreiben, testamentarisch angeordnet: „Da ich beschloß, mir das Leben zu nehmen, fiel mir die Wahrheit des Satzes ein: Fragt Ihr mich über die Weiber, so weiß ich Euch Bescheid zu geben; ich kenne ihre Fehler. Wenn des Mannes Haupt weiß wird, oder sein Reichthum abnimmt, so hat ihre Liebe keinen Bestand.“

„Dieser Stein mag wohl die Wahrheit sprechen, aber hier ist doch nicht der rechte Platz für ihn,“ dachte der Reisende, trachtete, sich diesen Satz aus dem Sinn zu schlagen, um seine gerührte Stimmung von früher wieder zu gewinnen, und ging dann bis an das Ende dieser Abtheilung. Dort stellte sich ihm wieder ein Obelisk entgegen, auf dem stand in großen goldenen Lettern:

„Ein Alter ging gebeugt daher und sein Kinn reichte bis zu den Knieen; diesen fragte ich: Warum bist du so gebeugt?“ Er antwortete, indem er seine Hände aufhob: Ich habe meine Jugend auf der Erde verloren, und ich suche sie nun überall!“

Lange stand der Fremde vor dieser Inschrift, dann wandte er sich und verließ den Friedhof.

Er befand sich nun wieder auf der freien, jetzt ganz einsamen Landstraße. Tiefste Stille herrschte in der Abendlandschaft, kaum war von der Ferne her das Leben der Stadt zu vernehmen. Es wurde ihm so zu Muthe, als ob Ruhe und Friede wie ein zarter Schleier sich langsam vom Firmament herabsenkte, und als ob nichts Anderes als Gutes und Schönes in der Welt vorhanden wäre.

Voll der Eindrücke von jenem merkwürdigen Friedhof, überdachte der einsame Wanderer, was er dort gesehen habe.

„Die Leute, die dort begraben liegen," sagte er sich, „waren so unglücklich, und doch beneiden wir sie so sehr! Welche Fülle von mächtigen Empfindungen war doch durch diese armen Menschen hindurchgegangen, bevor sie sich auslebten! Nur wenige Tage vielleicht standen sie auf der höchsten Höhe des Gefühles ihres Daseins, aber dieses war so reich, so unendlich, daß sie nur noch in den Tod gehen wollten; denn das gewöhnliche Leben hatte ihnen nichts mehr zu bieten!

Leicht muß es sich mit solchen großen Gefühlen in den Tod gehn! Und wovor wir andere Menschen uns mehr als vor allem Anderen fürchten, vor dem Sterben, das suchen Jene mit trauriger Wonne auf.... Ja, sie haben ein Recht auf einen eigenen Friedhof, auf einen besonderen Ruheort, denn nur sie allein sind die wahrhaft selig Sterbenden!"

Von diesen melancholischen Gedanken erfüllt, wurde der Reisende mit Einem Male auf eine aus dem Inneren der Stadt her ertönende, wundervolle Musik aufmerksam; er horchte genauer hin: es war ein Glockenspiel, das vom höchsten Thurm der Stadt erklang und weit hinaus ins Land gehört wurde.

Die Melodie war so lieblich, und der Klang der Glocken und Glöckchen so silberhell und rein, daß dem Manne die Thränen in die Augen traten.

„Mein Lieber!" fragte er einen vorübergehenden Landmann, „was bedeutet dieses herrliche Glockenspiel? Es ist ja jetzt keine volle Stunde um, also muß es wohl etwas Anderes als die Zeit anzeigen?"

„Das wißt Ihr nicht?" antwortete der Gefragte, „in dieser Stadt haben sie es eingeführt, daß sie es verschweigen, wenn Jemand stirbt; ich meine: ihre Glocken bleiben stumm. Wenn aber ein Kind geboren wird, da kann es der Vater nicht erwarten, läuft oder schickt zum Thurmwächter und läßt die Glocken spielen, damit es alle Welt erfahre und sich mit ihm freue."

„Und freut man sich?" fragte der Reisende weiter.

„Hier ist es so. Am Abend, wo die Leute, wie überall,

in den Gärten oder den Speisehäusern zusammenkommen, wird von ihnen, so wie die Glocken gespielt haben, ein kleines Fest gefeiert, wenn sie auch den Vater in ihrem Leben noch nicht gesehen haben, ja, auch Niemanden von seiner Familie kennen; sie sagen: sie begrüßen den neuen Menschen, und trinken auf sein Wohl. Sie sind hier Alle wie eine einzige Familie."

„Ich danke Euch für Eure Auskunft; etwas Schöneres habe ich mein Lebtag noch nicht gehört. Gesegnet seien alle Bewohner dieser Stadt! Möge es doch ihnen Allen stets wohlergehen!" und nach diesen Worten ging der Fremde, im Innersten beglückt, durch das Thor in die Stadt zurück.

Unsterblich.

Der sonderbarste und eine Zeit lang beneidetste Mann in Athen zur Zeit, als Epikur daselbst lehrte, war ein Schüler desselben, Namens Hermias.

Dieser Hermias hat, so viel wir wissen, gar keine eigenen Lehren aufgestellt und auch keinerlei Schriften verfaßt, daher er auch in den späteren Berichten über die alten Philosophen niemals genannt erscheint; und dennoch wies man bei seinen Lebzeiten auf der Straße mit Fingern auf ihn und Einer sagte zum Andern: „Dort geht Hermias, der glücklichste aller Menschen, Hermias, der an seinen einstigen Tod nicht glaubt." An die Götter nicht zu glauben, das hatten schon viele Weltweise gewagt, daher bewunderte man einen solchen Unglauben nicht mehr, und noch weniger beneidete man diese Philosophen; denn alle Jene, die die Wahrheit nicht ihrer selbst wegen, sondern um ihres etwaigen Nutzens willen achteten, also die größte Mehrzahl der Menschen, dachten: Er ist dadurch doch nicht im Geringsten glücklicher als wir Anderen! Hermias aber war allgemein als der heiterste, glücklichste Mensch in Athen bekannt, von Vielen beneidet und sogar bewundert; denn an den eigenen Tod nicht zu glauben, das war bisher noch keinem einzigen Philosophen eingefallen.

Zu diesem Unglauben wurde aber Hermias durch seinen Lehrer Epikur selbst verleitet.

Als nämlich Hermias noch ein junger Schüler dieses Philosophen war, und dieser eines Tages Dialektik lehrte und besonders über die Kraft der logischen Schlüsse sprach, stellte — wie uns dies auch von Cicero berichtet wird — einer der älteren Schüler folgende Frage an Epikur:

„Was ist Deine Meinung? Ich sage, unser junger Freund Hermias wird morgen leben, oder er wird nicht leben, es ist entweder so oder so; und ich behaupte ferner, dieser Satz ist nicht bloß wahr, sondern auch nothwendig; also ist es gewiß, daß Hermias morgen leben oder nicht leben wird;" worauf Epikur erwiderte: „Nein; Keines von Beiden gebe ich zu; denn räume ich ein, es sei Eines von Beiden nothwendig, so würde nothwendig sein, daß morgen Hermias entweder lebe oder nicht lebe. Es liegt aber in der Natur keine solche Nothwendigkeit."

Diese Worte des Philosophen machten die Hörer für einen Augenblick sprachlos vor Erstaunen.

Bei der großen Anzahl von Schülern hatten die weiter hinten stehenden die Worte Epikurs nicht deutlich genug vernommen; sie fragten daher ihre Vordermänner, und so wurde die These nach rückwärts immer weiter gegeben, anfangs etwas ungenau, dann verbessert, bis Alle genau wußten, was der Lehrer wirklich gesagt hatte, und da begann dann ein allgemeines Murmeln; man hörte Ausrufe des Staunens, des Zweifels, und es entstanden immer lebhaftere Zwiegespräche. Es war wie in einem aufgestörten Bienenschwarm.

Alle fühlten und sahen es deutlich ein, daß sie mit Einemmale gleichsam aus der Natur hinausgeworfen wurden; jener Schüler, der die Frage aufgeworfen hatte, zu den Anderen nach rückwärts gewendet, rief ihnen in höchster Erregung zu: „Epikur hat eine eiserne Mauer aufgerichtet! So fest, daß wir sie nicht durchbrechen, und so hoch, daß wir sie nicht übersteigen können!"

„Was hätte Aristoteles hiezu gesagt?", begann dann ein anderer Schüler; und dann wieder ein Anderer: „Das ist ja der Tod aller Wissenschaften!"

Epikur aber beobachtete während dessen den Zustand seiner Schüler, schweigend, ohne seinen Kopf zu wenden und ohne eine Miene zu verziehen; es schien ihm nicht mehr möglich, seinen Vortrag fortzusetzen, denn er sah, der Eindruck seiner Antwort sei so mächtig, daß seine Schüler heute nicht mehr die Ruhe gewinnen würden, ihm weiter zuzuhören; er entfernte sich daher und überließ seine Hörer,

die ihn sonst zu begleiten pflegten, diesmal aber nicht einmal seinen Abgang bemerkten, ihren aufgeregten Gesprächen. Die Erregung dauerte aber mehrere Tage fort, und Epikurs Worte gingen in Athen von Mund zu Mund und riefen endlose Disputationen hervor.

Während aber alle anderen Schüler Tag und Nacht keine Ruhe fanden, an Essen und Trinken vergaßen und immer nur darüber nachdachten, ob sich denn der Ansicht ihres Lehrers nichts entgegenstellen lasse, beschäftigte sich Hermias mit der ganzen Sache in einer von der der Anderen ganz verschiedenen Weise.

Ihm, der noch jung und ein Neuling in der Philosophie war, daher den wahren Sinn und die große Tragweite der Ansicht Epikurs gar nicht begreifen konnte, hatte — als er seinerzeit das Haus verließ, um nach Athen zu gehen — in Anbetracht seiner geringen Fähigkeiten sein Vater die Lehre eingeprägt: In der Philosophie müsse man hauptsächlich auf deren Anwendung für das praktische Leben achten; und zu diesem Allen spielte noch der Zufall, daß Frage wie Antwort sich auf „Hermias" bezog, eine für seine Auffassung der These entscheidende Rolle.

Hermias bezog nämlich in seiner Einfalt die ganze Sache auf sich, und obwohl er ganz gut wußte, daß sie eigentlich eine philosophische, also allgemeine, Bedeutung hatte, konnte er doch den Gedanken nicht los werden, daß seine eigene Person den hervorragendsten Antheil an diesem dialektischen Problem zu nehmen habe, dessen allgemeiner Sinn in keiner Weise vermochte, seine Empfindungen in irgend tieferer Weise zu erregen.

Hermias sagte sich: „Wenn dem so ist, und die Natur sich um unsere Schlüsse gar nicht kümmert, so kümmere ich mich wiederum um die Natur nicht; und wenn ich irgend etwas auch tausendmal sich in derselben Weise ereignen sehe, so werde ich doch nicht schließen, es werde immer so sein, sondern glauben und annehmen, was mir angenehm ist; und ich kann nach Epikurs Ansicht ganz sicher sein, daß die Natur mich nicht widerlegen wird. Ich sage also: „„Hermias wird immer leben;"" denn wenn auch bisher alle Menschen gestorben sind, so habe ich doch kein Recht, zu

schließen: „„Daher wird auch Hermias sterben;““ denn es liegt in der Natur gar keine Nothwendigkeit, daß dies so geschehen müsse, und ich bleibe daher bei der Meinung: ich werde niemals sterben.“ Mit diesem Gedanken beschäftigte sich Hermias von nun an ausschließlich, und er begann, eine so große Freude darüber zu empfinden, daß er ihn nicht länger bei sich behalten konnte und ihn mehreren Schülern Epikurs mittheilte.

Obwohl nun diese, trotz alles Nachdenkens, nicht im Stande waren, die These Epikurs zu widerlegen, waren sie doch ebenso wenig fähig, an sie zu glauben, und als ihnen Hermias seine Behauptung: Er werde niemals sterben, mittheilte, fingen sie Alle an, aus Leibeskräften zu lachen.

Der Eine, der die ganze Frage auf die Bahn gebracht hatte, erwiderte vor Allem: „Dann würde nicht nur Hermias, sondern auch Jeder von uns ewig leben können, und das wirst Du doch nicht glauben?“ Worauf Hermias erwiderte: „Warum nicht? Jedem von Euch steht es ja frei, ebenso zu denken wie ich! Wenn Ihr daher mit mir übereinstimmt, so seid auch Ihr unsterblich.“

Durch diese Worte, die in der Schule Epikurs schnell bekannt wurden, kamen Alle in eine vollständige Verwirrung, und der Einzige, der von Zufriedenheit und Freude strahlte, war der Dümmste von Allen, nämlich Hermias.

Von nun an ging in der Lebensweise und in dem Charakter desselben eine vollständige Umwälzung vor sich.

Früher war er mürrisch und schwerfällig, wie dies ja meistens bei engen Geistern der Fall ist, jetzt zeigte er eine bisher nie an ihm beobachtete Leichtigkeit in seiner ganzen Haltung und Auffassung; bisher war er ein Freund der Trauerspiele gewesen und war durch sie bis in sein Innerstes erschüttert worden, jetzt besuchte er nur Lust- und Satyrspiele und verlor allen Sinn für die Furchtbarkeit des Schicksals; Mitleid kannte er nicht mehr, und auch Achtung vor dem Alter, wie vor dem Unglück, kam ihm gänzlich abhanden.

Er verließ Epikur und reiste zu seinem Vater, der als Landwirth unweit von Athen wohnte, um ihm von dem großen Erfolge seiner philosophischen Studien zu berichten.

„Nun wird mir Niemand sagen dürfen,“ begann er,

„daß das Studium der Philosophie unfruchtbar für das wirkliche Leben sei; ich habe nur kurze Zeit Epikur gehört und doch bereits etwas davon getragen, was nach seinem Werth für das Leben gar nicht seines Gleichen hat."

Und als der Vater fragte, was dies sei, erwiderte der Sohn: Er wisse es jetzt ganz genau, und Niemand in der Welt sei im Stande, ihn davon abzubringen, oder gar das Gegentheil zu beweisen, er, Hermias, werde ewig leben.

Der Alte sah ihn zuerst ganz verdutzt an, dann sagte er zu ihm: „Du bist wohl durch die Philosophie ein Narr geworden?" Hermias aber antwortete sogleich: Man habe ja auch Diogenes anfangs für einen Narren angesehen und zuletzt geehrt, und doch habe Diogenes gar keinen neuen positiven Gedanken gefaßt; was sei aber das Leben in einer Tonne gegen das Bewußtsein, unsterblich zu sein?

Im Verlaufe dieses und anderer Gespräche kam es dann zwischen Vater und Sohn zu immer heftigeren Streitigkeiten; die Mutter des Hermias suchte stets Frieden zu stiften und jenen zu beruhigen, indem sie sagte: „Wir können doch nur wünschen, daß er Recht behalte, und wenn er sich irrt, so wollen wir ihm das glückliche Bewußtsein, nie zu sterben, keinesfalls rauben; sieh nur," setzte sie hinzu, „welche Freude und welcher Stolz ihn jetzt erfüllen, da er doch früher so träge und düster war!"

Aber der Bauer wollte nichts mehr hören, sondern mit der Thorheit, wie er es nannte, ein Ende machen, und er sagte zu seinem Sohne: „Willst Du weiter die Meinung behalten, Du seiest unsterblich, so habe ich nichts dagegen; ich halte Dich wohl für unter dem Schutze der Götter stehend, aber nur darum, weil die Wahnsinnigen unter der Obhut des Zeus stehen; ich kann aber unsterbliche Wesen in meinem Hause nicht brauchen, gehe mit Deiner Idee nach Athen zurück, dort lieben sie derlei philosophische Possen," und damit jagte er Hermias zum Hause hinaus.

Des anderen Tages schon wandelte Hermias wieder in den Straßen und auf den Märkten von Athen herum, stolz um sich blickend, und kaum konnte er es erwarten, daß ihn Jemand bezüglich seiner These anspreche.

„Hier geht er ja, der Unsterbliche, unser Freund Her-

mias," rief man ihm zu, und als er hinsah, waren es mehrere Schüler von Epikur.

„So kommt doch und widerlegt mich!" antwortete ihnen Hermias, „wie wollt Ihr das anfangen?" Und während Jene hell auflachten, zogen sie hiedurch eine immer mehr wachsende Zahl von Menschen heran, die Alle der Disputation mit Hermias beiwohnen wollten.

Nun lebte aber damals in Athen ein Mann, seines Zeichens ein Oelhändler, ohne Kenntnisse und ohne Verstand, der aber bei jeder öffentlichen Disputation mit dabei sein mußte, und sich auf Straßen und Märkten stets vordrängte, um irgend einen Gegner zu widerlegen; man nannte ihn in der Stadt den „kleinen Sokrates", und er hatte stets eine große Zahl von Zuhörern um sich, die im Voraus wußten, daß er schmählich unterliegen werde, aber stets auf die Art und Weise, wie dies in jedem besonderen Falle geschehen würde, außerordentlich neugierig waren.

In der That dauerte es nicht lange, so kam schon der kleine Sokrates ganz athemlos daher, und das Volk machte ihm sofort Platz, damit er dem Hermias Aug' in Auge gegenüberstehen könne; ein unbeschreiblicher Jubel erhob sich, als er sich vordrängte, und, wie auf einen höheren Befehl, entstand im Augenblicke lautlose Stille; denn Niemand wollte sich auch nur ein Wörtchen von der Disputation entgehen lassen.

„Wirst Du auch dann glauben, unsterblich zu sein," begann sofort der Oelhändler mit lauter Stimme und den ausgestreckten Arm in heftigem Affect von sich wegschleudernd, „wenn Du gefährlich krank würdest?"

„Ganz gewiß," antwortete Hermias, „denn so lange ich bei Bewußtsein bin, lebe ich ja noch, und daß je eine Krankheit mir gefährlich sein, das heißt, mich tödten kann, bestreite ich, denn ich werde ja ewig leben!"

„Und was würdest Du sagen, wenn man Dir Deinen Tod durch die That beweisen würde?"

„Wie das?" meinte Hermias.

„Wenn ich Dich mit der Lanze durchbohren würde," schrie der Oelhändler in großer Wuth, „so daß Du in Einem Augenblicke in die Unterwelt fährst?"

„Bei allen Göttern, Du Thor, wie kannſt Du mir denn irgend etwas beweiſen, wenn ich nicht mehr auf Erden wandle? Willſt Du einen Todten widerlegen?“ rief Hermias voll Freude aus, und er und die Schüler Epikurs begannen hierbei herzlich zu lachen; die Umſtehenden, die die Worte des Hermias ſogleich als richtig erkannten, geberdeten ſich vor Heiterkeit wie Trunkene und hörten nicht auf, dem Hermias zuzujubeln; und der kleine Sokrates lief nun, ſo ſchnell er nur konnte, auf und davon.

Hermias aber wurde durch dieſe Disputation, in der er Sieger blieb, in ſeiner Ueberzeugung ſo ſehr beſtärkt, daß er ſich von nun an in keine weiteren Geſpräche mehr einlaſſen wollte. Groß und Klein in Athen kannten ihn von nun an als den „unerſchütterlich Unſterblichen“, und, wenn man ſeine Sorgloſigkeit bezüglich ſeiner Zukunft gewahrte, ſo hatte man in der That allen Grund, ihn für glücklich zu halten, ja beinahe, ihn zu beneiden.

Abgrund der Schönheit.

Ein Dampfschiff fuhr an einem Sommerabend über den See, das Verdeck von Reisenden angefüllt, die voll Behagen und Lebenslust die prächtige Landschaft betrachteten.

Der See war vollkommen ruhig; an dessen Einem Ufer erhob sich ein senkrecht aus dem Wasser aufsteigender Felsen, die andere Seite des Sees grenzte an ein liebliches Hügelland, das mit Villen und in weiter Ferne mit freundlichen Dörfern bedeckt war.

Eben ging die Sonne unter; die Luft war mild und klar. Vollständigste Sorglosigkeit sprach aus den Mienen aller Menschen auf dem Schiffe, und das allgemeine Glücksgefühl machte sich in Zwiegesprächen, gegenseitigen Zurufen und Scherzen Luft. Die Damen saßen auf Bänken und Stühlen, und die Männer, um sie herum stehend, machten abwechselnd bald ihnen, bald der Natur unaufhörliche Complimente.

Nur ein junger Mann nahm nicht theil an der allgemeinen Heiterkeit; er sprach mit Niemandem und sah stets sehr ernst und finster drein.

Im Beginne der Seefahrt war auch er ebenso heiter gewesen, wie alle Anderen; auch er hatte bald die Natur bewundert, bald den Damen Schönheiten gesagt, oder mit den Männern gescherzt. Allein durch eine zufällige neue Gruppirung der Gesellschaft bekam er freien Ausblick auf eine einzelne Gruppe am Ende des Verdecks, die unter sich ganz besonders intim und munter verkehrte, und in ihr bemerkte er eine Dame, von der er, seitdem er sie gesehen, nicht mehr seine Blicke lassen konnte. In Folge dessen ver-

gaß er an alle Anderen um ihn her, an die schöne Natur und an sich selbst.

Die Dame stand in den besten Jahren; ihre Stirne war niedrig und breit, die Schläfen klar, weiß wie Elfenbein und schön gewölbt; das Kinn voll und unten mit einem Grübchen versehen, die großen Augen blau und glänzend. Ihr Gespräch war voll Lebhaftigkeit, und ihr Mienenspiel zeigte dabei in jedem Augenblicke eine andere Anordnung und stets neue Reize, so daß es schien, als ob sie in raschem Wechsel stets als schönes Bild auftauchen, verschwinden und sofort in anderer schöner Form wieder erscheinen würde; und das war es eben, was den jungen Mann so unwiderstehlich zwang, sie ohne Aufhören zu betrachten, und es ihm doch unmöglich machte, je damit fertig zu werden.

Wer ihn beobachtet hätte mit seinem verdrossenen Gesicht, seinem trüben Blick, seinen zusammengezogenen Augenlidern, als ob er zwischen ihnen nur hätte durchblinzeln wollen — der hätte glauben können, er ärgere sich über irgend eine tiefe Kränkung, die ihm jene Frau dort zugefügt hatte, und er sähe sie darum so unverwandt an, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, daß so ein böses Wesen wirklich und leibhaft existiren könne. Denn er betrachtete jene Dame wirklich, je länger er hinsah, immer mehr als seinen größten und unbarmherzigsten Feind!

Nein, Du armer junger Mensch! Jene Frau hat nichts Böses im Sinn! Sie kennt Dich nicht, sie weiß nicht einmal, daß Du auf der Welt bist, geschweige, daß Du sie immerwährend betrachtest. Thue ihr nicht Unrecht, denn sie hat überhaupt nicht irgend eine Absicht, wenn sie da spricht, scherzt und lacht; sie kokettirt nicht, sie ist eine brave und gutmütige Frau, jetzt eben guter Laune, plaudert heiter und harmlos und steckt voll Freude am Augenblick, so wie alle Anderen um sie her — Dich ausgenommen! Kann sie dafür, daß sie so liebreizend ist? Daß sie so unerschöpflich reich an Schönheiten ist? Daß die Natur in sie so viel Anmuth hineingelegt, daß Du, armer Mensch, wie ein elender Sclave gefangen und gefesselt wirst? Sieh nicht so verdrossen drein, während Du doch kein Auge von ihr lassen willst; Du bist nicht der Erste und nicht der Letzte,

den ein solcher Anblick zusammenschnürt, daß ihm der Athem vergeht! Guter Junge! Vor wenigen Minuten so heiter und sorgenlos, so frei und frisch, eine naive Seele, und jetzt an jene weibliche Person gefesselt und ohne Kraft, sich auch nur zu rühren!

Unverwandt nach jener Dame blickend, wußte er nicht, was er beginnen sollte; es trieb ihn, Dies oder Jenes zu thun, zu unternehmen, ja, zu wagen; allein irgend etwas hielt ihn wiederum wie mit eisernen Klammern fest.

Er sah keinen Weg, sich dieser Frau zu nähern, denn er war ihrer Gesellschaft ganz fremd; und überdies, konnte er wissen, in welchen Beziehungen sie zu dem oder jenem Manne ihrer Gruppe stehen mochte? Vielleicht war sie gar verheiratet, und ihr Gemahl stand neben ihr?

Und wenn er sich in den Wahn hineinphantasirte, er könne ihr näher, ja noch so nahe, kommen, so konnte er sich wiederum keine Vorstellung davon machen, wie er diese Reize sollte genießen können, die ihn so furchtbar niederwarfen. Nichts als Tücken! Dieses Grübchen im Kinn, so liebreizend, wie konnte er sich dessen Schönheit zu eigen machen? Und diese schneeweiße Stirne? Und diese unergründlich schönen Augen? Wie sollte er ihnen bis zur Befriedigung nahe kommen können? Was sollte er thun, was konnte er unternehmen, um seinen Durst zu stillen? Immerwährend hinsehen? Dabei mußte er verschmachten. Das Kinn, die Schläfen, die Augen berühren? Das wäre ohne Sinn! Sie küssen? Das konnte nicht das Richtige sein; das Alles erschöpft die Sache nicht!

Auf so kleinem Raume, wie ihn eben ein menschliches Antlitz einnimmt, so viel Aufgaben, so viel Räthsel, denen der junge Mann nicht beizukommen wußte, und die ihn dennoch mit unverminderter Kraft beharrlich drängten, ihre Auflösung zu finden!

Hülflos über alle Maaßen, entschwand dem Jüngling sein früheres Gefühl freier und selbständiger Existenz immer mehr, und es überkam ihn eine tiefe Melancholie und der Gedanke an ein Sichverlieren und an den endlichen Tod.

Im Glanze jener Schönheit dahinsiechend, bäumte sich aber plötzlich der Rest von Vernunft, den er noch besaß,

gegen seinen eigenen Zustand auf, und mit einer Tapferkeit, des größten Helden würdig, faßte er einen Gedanken, der ihn von jenem übermächtigen Drucke befreien und ihn retten sollte.

Was vielleicht noch nie ein verliebter junger Mensch gewagt hatte, das wagte dieser, der hier auf dem Schiffe dahinfuhr und zu seiner größten Erregung den Landungsplatz schon nahe bemerkte.

Sollte es denn nicht gelingen, fragte er sich, irgend einen Fehler, irgend einen Makel an diesem schönen bösen Wesen, das ihn vernichten wollte, zu entdecken? Es ist doch nicht wahrscheinlich, daß so viele Reize beisammen seien, ohne daß auch irgend ein Häßliches dabei wäre, das ihn möglicherweise so abstoßen konnte, daß er wieder frei würde?

Und mit dieser Absicht begann er nun, mit beinahe übermenschlicher Anstrengung, die Dame in einer ganz anderen Weise als bisher zu betrachten, mit Strenge, ja mit einer Art von Wuth. Wie der Jäger auf das Wild lauert, lugte er aus, um irgend ein Mißverhältniß, irgend einen unschönen Zug oder eine ungraziöse Bewegung bei dieser Anhäufung von Schönheiten zu entdecken.

Nun war die Frau wohl überaus lebhaft, während sie sprach, und Alles war an ihr in unaufhörlicher Bewegung und Veränderung, allein bei alledem wollte sich nichts Unschönes zeigen. Alle die mannigfachen Uebergänge von den Schläfen zu den Wangen, von den Wangen zu dem kräftigen Kinn herab, waren jeder für sich liebreizend; alle die kleinen Falten und Grübchen, die sich, wenn sie lachte, stets neu herausbildeten, entzückten Eines wie das Andere, und es war ihm unmöglich, zu entscheiden, welcher Augenblick dieses Antlitz und diese ganze Person am schönsten zur Geltung kommen ließ.

Endlich! Nach langer Beobachtung kam der so sehnlich erwartete Moment: Als sie nämlich zufällig einmal ganz besonders herzlich lachte, und dabei ihre beiden herrlichen Zahnreihen zeigte, da bemerkte er, daß sie an der rechten Seite eine Zahnlücke hatte. Und auf diese Zahnlücke stürzte er sich und von ihr hoffte er Rettung.

Ihr Mund schloß sich gleich wieder, und von nun an

sah er mit fieberhafter Spannung scharf nach dessen rechter Seite hin, um womöglich beim nächsten Lachen wieder diese Zahnlücke zu sehen, und während er darauf wartete, versuchte er, sich immer vorzusagen, wie häßlich doch eine solche Lücke, bei sonst noch so schönen Zähnen, sei.

Während er aber nach der Frau hinsah und auf die nächste Bloßstellung ihres Fehlers wartete, war er allen Pfeilen ausgesetzt, die von ihren Reizen auf ihn eindrangen; und nach kurzer Zeit war er von Neuem so verstrickt, daß er allmählich zu zweifeln anfing, ob so eine Zahnlücke genüge, um diese Frau häßlich zu machen oder ihrer Schönheit etwas zu nehmen. Und als sie im nächsten Augenblicke wieder heftig lachte, und die Zahnlücke wieder sichtbar wurde, war der frühere üble Eindruck bereits gänzlich verwischt, und er begann, gerade in diesem Mangel einen neuen Reiz zu empfinden.

„Eine vollkommene Schönheit," sagte er sich jetzt, „wäre nicht die eines wirklichen Menschen; eben durch diesen Fehler zeigt es sich, daß diese Schönheit lebt, daß sie keine Statue, kein Bild, daß sie ein lebendes Wesen sei; ja, jetzt erst bin ich davon überzeugt, daß sie lebt; sie ist wirklich da, dort, am Ende des Verdeckes, keine zwanzig Schritte von mir, lebt, spricht und lacht diese herrliche Frau, aber ich Unglücklicher kann ihr nicht nahe kommen!

Und wieder senkte sich die frühere Melancholie schwer auf ihn herab, und, wie verloren, blickte er, ohne Aufhören, auf die schöne Frau hin.

Plötzlich läutete die Landungsglocke.

Alles drängte sich zum Steg; der junge Mann erwachte aus seiner Betäubung, drängte sich eiligst an die Dame heran, und während Beide, bevor sie aussteigen konnten, einen kleinen Augenblick nebeneinanderstanden, flüsterte er ihr rasch die Worte zu: „Sie haben mich unendlich glücklich und unglücklich gemacht!" worauf die Frau ihm mit einer raschen Wendung ins Gesicht sah, sich sogleich wieder abwandte, lachend mit ihrer Gesellschaft ans Land ging, und mit derselben dann einen Eisenbahnzug bestieg, der sofort, noch ehe der junge Mann irgend einen Entschluß fassen konnte, davonfuhr.

Lange, in Gedanken versunken, sah er dem Wagenzuge nach, der jene Schönheit davon trug, bis derselbe endlich in der Dämmerung seinen Blicken entschwand; dann ging er, wie nachtwandelnd, nach seiner Wohnung in einem Gasthofe des Ortes.

Er hörte und gewahrte nichts von dem Lärm, den Gesprächen, dem Gelächter all der Gäste, die im Hotel ein- und ausgingen, warf sich in seinen Kleidern aufs Bett, hatte Hunger, Durst und jede Lust am Leben verloren und dachte an nichts Anderes, als an jene schöne Frau.

Stunden lang lag er so da, ohne sich zu rühren, die Augen starr auf die Zimmerdecke gerichtet.

Da, mit einem Male, hörte er das Rauschen eines Kleides vor der Thüre, diese öffnete sich ganz leise, und herein trat — die schöne Dame.

Sie schloß die Thüre langsam hinter sich, grüßte nicht, setzte sich auf das Sopha und sprach kein Wort.

Der junge Mann richtete sich halb auf und sah, den Oberkörper weit vorgebeugt, die Augen weit aufreißend, gleichfalls sprachlos auf die Dame hin, die immer unbeweglich da saß. Wie Eisen vom Magnet angezogen, stieg er vom Bette herab, ohne dabei seinen Blick von ihr abzuwenden, ging auf sie zu und setzte sich schweigend neben sie hin.

Sie wandte ihr Angesicht ihm freundlich zu, und der junge Mann strich mit seiner flachen Hand sanft über ihren Oberschenkel, dessen Form unter einem seidenen Kleide prachtvoll hervordrang.

„Ja, ja! Gewiß!" begann die Dame, „Ich bin es, an die Du immer denkst und die Du suchst!"

Der junge Mensch war nicht im Stande, zu antworten.

„Als wir uns bei der Landung trennten," fuhr die Schöne fort, „erkannte ich mit Einem Blicke, was in Dir vorging, auch wenn Du nicht jene Worte zu mir gesprochen hättest. Ich konnte es nun nicht übers Herz bringen, Dich in solchem Zustande zurückzulassen und mich nie mehr vor Dir zu zeigen. Nach vieler Mühe gelang es mir, Deinen Aufenthaltsort ausfindig zu machen, und — hier bin ich!"

Der Jüngling konnte nicht aufhören, die Dame von oben bis unten zu betrachten; mit ſtarrem Blicke fixirte er jede einzelne Stelle ihres Körpers, und ſie ließ dies Alles ruhig geſchehen und ſah ihm hiebei voll Güte in die Augen; bis er endlich, von Glück überwältigt, vor ihr in die Kniee ſank, zu weinen und zu ſchluchzen begann und in überſtrömendem Gefühle ausrief: „Nimm meinen Dank, nimm tauſendfachen Dank dafür, daß Du gekommen biſt!“

Er konnte vor Weinen nicht weiterſprechen, der Dame kamen Thränen in die Augen; der junge Mann faßte ſich etwas, ſetzte ſich wieder neben ſie hin und ſprach in höchſt ernſtem und feierlichem Tone: „Du ſitzeſt hier neben mir, und mit meiner ausgeſtreckten Hand kann ich Dich berühren, um gewiß zu ſein, daß Du es biſt und kein bloßes Traumbild! Wie habe ich dieſes Glück verdient, daß Du gekommen biſt, um mir den Anblick Deiner unendlichen Schönheit zu gewähren? Und dies hier, in meinem Zimmer, unter uns allein! Sage mir, wie kam dieſe Güte und Liebe in Dich? Fandeſt Du mich alſo wirklich würdig, Dich wieder zu ſehen? Und wie kann ich Dir genug dafür danken? Und wie dafür, daß Du ſo unbeſchreiblich ſchön biſt?“

Die Dame, die dieſe Worte mit Wohlgefallen angehört hatte, erwiderte:

„Du dankſt mir, daß ich ſo ſchön bin?“ und er darauf: „Es iſt dem ſo!“

„Wohlan,“ fuhr die Dame fort, „ſolch dankbarer Sinn verdient Belohnung; wiſſe denn: Ich bin willens, Dir alle meine Reize zu enthüllen. Wirſt Du aber die Kraft haben, ſie alle zu betrachten? Biſt Du wohl im Stande, meine ganze Schönheit zu ertragen?“

Der junge Mann begann, am ganzen Körper zu zittern, und die Dame, die das gewahrte, ſprach: „Ich will warten, bis Du Dich beruhigt haſt; Dich haben ſchon meine bloßen Worte aufgeregt, was wird erſt geſchehen, wenn Du mich in meiner vollen Pracht erblickſt?“

Und nach einer Pauſe ſetzte ſie fort: „Aber ich will dennoch warten, und ſei es auch noch ſo lange, bis Du Dich ſtark genug fühlſt,“ und ſaß dann, ohne ſich zu rühren, ſchweigſam vor dem Jüngling, mit niedergeſchlagenen Augen

und in einer Schönheit und Haltung, als ob sie der größte Bildhauer aus Marmor gemeißelt hätte.

Dem jungen Manne brauste und hämmerte es im Kopfe; endlich gerieth er in so große Aufregung, daß er nicht mehr an sich halten konnte, und in fieberhafter Hast rief er aus: „Der Gedanke an das, was Du mir zeigen willst, wird nie an seiner Macht verlieren, und wenn wir auch ein Jahrhundert warten! Ja, er wird immer gewaltiger, raubt mir die Besinnung und wirft mich nieder. Er durchströmt mich unaufhörlich, und mein armes Leben zerfließt unterdessen! Komme, was da wolle, zeige, was Du zeigen willst!"

Darauf begann die Dame, sich zu entkleiden.

Der Jüngling jedoch wagte es während dessen nicht, die Augen aufzuschlagen, so sehr fürchtete er, trotz aller Neugier, den Eindruck, den er zu erwarten hatte; aber gerade dadurch setzte er sich dem Blitze aus, als er dann mit Einemmale nach der Dame blickte.

Diese lag entkleidet auf dem Ruhebette und rief ihm zu: „So sieh doch!", und als er hinsah, trugen ihn seine Beine nicht mehr, und am ganzen Körper zitternd, fiel er mit einem Aufschrei zu Boden und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Warum wendest Du Deinen Blick von mir?" fragte die Schöne.

„Ich kann Das nicht überleben!" antwortete er, „Die ganze Natur ist in Aufruhr!... Diese Linien!... Diese hier, die längs Deines Oberschenkels zum Knie herabfließt, wer kann sie ertragen? Sie verbrennt mich! Und dieses schneeweiße Fleisch, wie aus Milch in üppigen Formen fest geronnen, in jedem Theilchen von Leben strotzend! Warum hast Du mir das Alles gezeigt! Ich halte das nicht aus, ich vergehe! Hilf mir! Hilf mir von Dir weg!"

Halb bewußtlos schloß er die Augen. Die Dame erhob sich ein wenig vom Ruhebett, neigte sich zu ihm herab, näherte ihr Gesicht dem seinigen, und er begann, die Wärme, die von ihr ausstrahlte, zu empfinden; ein berauschender Duft schloß ihm die Augen und raubte ihm beinahe die Besinnung; die Lippen der Schönen näherten sich den seinen,

und als die glühende Berührung eintrat, durchzuckte den Jüngling ein solcher Blitz und Sturmwind von Wonne, daß er aufschrie und — erwachte.

Es war bereits Morgen; die Sonne schien voll und grell in das Zimmer hinein, der Lärm des Hauses und der Straße drang zu ihm hinauf, und der junge Mann brauchte eine Zeit, um in die helle Wirklichkeit des Wachens überzutreten. Aber für sein Gemüth brachte das Licht gegenüber jenem Traume nur die furchtbarste Finsterniß.

„Sie ist also nicht hier gewesen!" sprach er vor sich hin, und nach einer Pause fuhr er in tiefster Traurigkeit fort: „Und sie kann auch niemals kommen! Sie kennt mich nicht, ist bereits wer weiß wie weit von hier, lebt heiter in der Welt, lacht, plaudert, ist glücklich, macht alle Anderen um sich her glücklich, und nur ich allein..... ich muß mich vor Sehnsucht nach ihr verzehren! — Was kann die Welt nach diesem Traume mir noch bieten? Und soll ich in dieser niedrigen, nüchternen Welt noch weiter leben, nachdem ich in jene andere hineingeblickt?"

Ein unbeschreiblicher Ekel bemächtigte sich seiner immer mehr vor all dem unaufhörlichen Drängen und Treiben des täglichen Lebens, vor all der Hast und dem Eifer der Menschen, vor ihren Zielen und Zwecken, dem Lärmen und Toben, vor dem Licht und vor der Sonne, ja vor seiner Existenz selbst.

„Welches Glück," waren seine letzten Worte, „daß nach dieser unendlichen, unstillbaren Sehnsucht.... Selbstmord möglich ist!"

Ein Tischgespräch bei Martin Luther.

Eines Tages kam Melanchthon zu Luther mit der Nachricht, es sei soeben ein polnischer Jude, Namens Hirsch, in Wittenberg angekommen, der eine ganz außerordentliche Gelehrsamkeit in der hebräischen Sprache und Literatur besitze, und in der Philosophie und sogar in der christlichen Theologie sehr bewandert sei; überdies scheine er, wie aus einem kurzen Gespräch hervorging, dem Christenthum viel weniger Feind zu sein, als es sonst Rabbiner zu sein pflegen. Er sei auch durch vielerlei Länder und Völker gekommen, und man könne mit diesem Manne ein vernünftig Wörtlein reden; ob Luther den Juden nicht zu sich einladen wolle.

Luther wollte anfangs nicht darauf eingehn und sagte zu Magister Philippus: „Ich denke noch daran, wie etwa zween Juden Rabbini, genannt Schamaria und Jacob, zu mir kamen, beredeten sich mit mir und baten, ich wolle ihnen Geleitsbriefe geben; dieselben gefielen ihnen wohl, sagten sie, wenn ich nur nicht den Tole, d. i. Jesum den Gekreuzigten, hätte hineingesetzt. Sage einem Juden nur nichts von Christo, daß er wahrer Gott ist, denn er glaubts doch nicht; darum disputire ich mit keinem Juden."

Nach einer Weile überlegte sich jedoch Luther die Sache und erinnerte sich, daß er den gelehrten Rabbiner ganz gut brauchen könne, um sich mit ihm wegen mehrerer schwieriger Stellen im alten Testamente zu berathen, und da sagte er denn zu Philippus, er möge den Rabbi Hirsch nur herbringen.

Luther unterhielt sich mit dem Rabbi mehrere Stunden über die Textesstellen, die ihm besonders wichtig schienen und war von den Kenntnissen und der Einsicht desselben so befriedigt, daß er ihn in guter Laune fragte: „Wie wäre es, Rabbi, wenn Ihr heute Mittags zu mir speisen kämet? Heute kommt außer Magister Philippus der Doctor Justus Jonas zu mir, vielleicht auch Magister Antonius Lauterbach; die werden Euch wohl Manches zu fragen haben; Doctor Jonas übersetzt jetzt das Buch Tobias, und es wird ihm gewiß lieb sein, mit Euch Dieses oder Jenes zu be-

sprechen.... Aber Ihr Juden dürft ja bei uns Christen Nichts essen, daran habe ich noch gar nicht gedacht; Euer Gesetz verbietet Euch das?"

„Ich komme doch," erwiderte der Rabbi, „das Gesetz gilt mir Nichts."

Luther machte große Augen, erwiderte aber nicht und wiederholte seine Einladung.

Als sie nun Alle um den Tisch herum saßen, machte Käthe Luther, da sie den Hebräer vor sich sitzen sah, ein sehr verlegenes und verwundertes Gesicht, und dies immer mehr und mehr, je länger sie ihn in seiner, ihr ganz ungewohnten, Weise sprechen hörte und namentlich seine eigenthümlichen Bewegungen dabei beobachtete; es wurde ihr schier zu Muthe, als ob sie sich in einer fremden Welt befände, sie fühlte sich immer unbehaglicher und sprach kein Wort.

Luther bemerkte das und wandte sich plötzlich mit den Worten zu ihr: „Nicht wahr, Käthe, das hättest Du Dein Lebtag nit gedacht, daß Du als eine ausgelaufene Nonne mit einem alten Juden an einem Tische sitzen wirst?", und dabei lachte er so herzlich, daß sich sein ganzer Körper schüttelte und Melanchthon, Jonas und Lauterbach mitlachen mußten.

„Wahrlich, Martin, ich hätt's wohl nie gedacht," erwiderte Käthe, schlug die Augen nieder, als ob sie ein züchtiges junges Mädchen wäre und wurde feuerroth.

Der Rabbi kümmerte sich um dies Alles nicht, sprach den Speisen und Getränken reichlich zu und schnaufte dabei vor Behagen.

„Rabbi," begann nun Luther, „Magister Philippus sagte mir, Du haltest große Stücke auf unseren Herrn Jesus; ist dem so?"

„Ein großer Mann!" erwiderte Hirsch, mit vollem Munde kauend, „ein edler Mann! Oi, Oi, was für ein Mensch war das, dieser Jesus aus Nazara!"

„Höre, Rabbi," sagte Luther, „von dem Menschen Jesus darfst Du mir so nicht reden, mit derlei bringst Du uns nur auf."

„Warum? — Wieso?" fragte der Rabbi, breitete seine Arme aus und drehte seine Hände, um seiner Frage mehr

Nachdruck zu geben, „Frag ich nur, warum? Es bringt Euch auf! Es bringt Euch auf! Verstehts Ihr denn, was der Rabbi Jeschua eigentlich war? Ihr meints, Ihr versteht ihn, aber wie könnt Ihr ihn verstehn? Ihr, Doctor Martin, seid ein Teutscher, Magister Philippus ist ein Teutscher, Doctor Jonas und Magister Lauterbach desgleichen, in Euch Allen steckt nicht ein Tropfen jüdisch Blut, Ihr könnts ihn nicht verstehn; Beweis, Ihr habt Gottes Sohn aus ihm gemacht."

Luthern brachte diese Rede nicht wenig auf, er lehnte seine beiden Arme auf den Tisch, schob alle Teller vor sich hin und streckte seinen mächtigen Kopf vor, wobei er den Rabbi drohend anblickte.

„Nu, was is?" sagte der Rabbi, indem er sich an Luther wandte, „Ihr könnts machen, was Ihr wollt, Ihr seids teutsch, teutsch und wieder teutsch; unseren jungen, guten Rabbi Jeschua werdets Ihr nie verstehn, und wenn Ihr Euch auf den Kopf stellt."

„Magister Philippus," rief Luther zu diesem hin und richtete seinen Oberleib hoch auf, „was meint Ihr? Das wäre wohl was für den Erasmus Rotterodamus? Ihr seid von der Rede des Juden ein wenig blaß geworden, laßt Euch dies aber nicht anfechten. Du aber, Käthe, geh in Dein Kämmerlein, hier ist nicht gut sein für Dich."

„Aber Rabbi," sprach mit sanfter Stimme Melanchthon, „Du wirst doch nicht bestreiten wollen, daß Jesus Gottes Sohn sei, wenn Du eingedenk bist, daß Thora und Propheten angekündigt, er, der Messias, werde auf Erden erscheinen?"

„Kann ich wissen, wie es dort gemeint ist? Oder auf wen das geht? Oder wer das nachträglich hineingeschrieben? So spricht ja der Terk von dem Mohammed auch; der sagt desgleichen, daß er ist in Thora und Evangelium angekündigt."

„Wo sagt denn das der Türk?", fragte Doctor Jonas.

„Nu," erwiderte Hirsch, „in der siebenten Sure in dem Koran, der von Gott sein soll und schon vor Erschaffung der Welt existirt haben, heißt es: „„Meine Barmherzigkeit soll alle Dinge umfassen und Allen will ich Gutes nieder-

schreiben, welche dem Gesandten folgen, von dem in der Thora und im Evangelium geschrieben steht"". Und dann noch einmal in der sechsundzwanzigsten Sure: „„Dieser Koran ist wahrlich eine Offenbarung des Herrn des Weltalls, und der Engel Gabriel hat ihn in das Herz des Propheten gelegt; seiner ist auch erwähnt in den Schriften der Früheren"", d. i. im alten und im neuen Testament. Glaubt Ihr dran, Magister Philippus? Ich nicht, auf Ehr, ich nicht."

„Ihr Juden lest Alles, was gegen uns gedeut sein kann," sagte Magister Lauterbach, „Hirsch, Du hast wahrlich ein fein scharfes Gedächtniß."

„Wahr ist's," sagte darauf Luther, „der Türk rühmt Mohammed als den höchsten Propheten, darum werden wir ihm aber doch nicht im Allergeringsten glauben, er macht uns Christen nur Alles nach; es ist des Teufels Werk."

„Ich habe auch davon reden hören," fügte Melanchthon bei, „daß sie jetzt in Constantinopel den zweiten Theil aus dem Buche des Wälschen Hieronymus Savonarola, des Titels „triumphus crucis", umarbeiten lassen, um genau auf des Wälschen Weise die Göttlichkeit der Lehre des Mohammed zu beweisen; das ist aber Affenweise, es ist sicherlich des Teufels Arbeit."

„Wie ist denn der Türk auf dies Buch gerathen?" fragte, ganz erstaunt, der Doctor Martinus.

„Darüber hat mir Camerarius geschrieben," erwiderte M. Philippus, „Der Savonarola hatt' Strafpredigten gegen alle Fürsten seiner Zeit umgehn lassen, und man sprach davon gar viel nicht nur bei uns, sondern auch im Morgenland. Wie der Sultan eine derlei Schrift zu Gesicht bekam, die er sich ins Türkische hatte übersetzen lassen, fragte er: Wer ist dieser herrliche Mann, der dies geschrieben hat? und belustigte sich über den Schimpf so gut, daß er Auftrag gab, ihm Alles zu verschaffen, was der wälsche Dominicaner schrieb; da fiel ihm denn auch sein triumphus crucis in die Hände, und sogleich übergab ers seinen Theologen zur Umarbeitung."

„Diesen Dominicaner hab ich in Florenz predigen gehört, da war ich noch ein ganz junger Mensch," sagte Rabbi

Hirsch, „war Alles nur schöne Red und nichts Sicheres dabei. Is mir vorgekommen, wie jenner Schneider in Kiew; hat alleweil fortgenäht und war kein Knopf am Faden; hat man dran gezogen, hat man Alles herausgezogen. Aber die wälschen Leut, besonders die Künstlers, sind von ihm narrisch worden. Ich hätt gern zu ihm hinaufgeschrieen: Woher weißt Du denn das Alles, Dominicaner? Ist ja Alles nicht wahr! Einmal hat er gar von der Mutter Gottes predigt und gesagt, das Mutterglück der Jungfrau war getrübt, weil sie prophetische Ahnung gehabt, was einmal ihrem Sohne geschehen werde. Und ein andermal hört ich den Dominicaner predigen, Maria sei bei der Kreuzigung nicht nur traurig, sondern auch fröhlich gewesen!"

„Warum auch fröhlich?" fragte Melanchthon.

„Weil sie," erwiderte der Rabbi, „weil sie versunken war in das Geheimniß der großen Güte Gottes."

„Ei, ei, du Dominicaner!" sagte darauf Luther, „Da sieh doch den wälschen Mönch! Uebrigens gebe ich dir Rabbi das gerne drein, was er, im Ueberschwang, von Maria sagte; aber was er über unseren Herrn Jesu predigte, das war sehr gut, ich habe manches daraus erfahren und gefiel mir ausnehmend gut. Du, Hirsch, hast aber gewiß immer nur an deinen Schneider in Kiew gedacht! Ja, das weiß ich schon lange, sprich nur vor einem Juden nichts von Christo, daß er wahrer Gott ist, denn er glaubts doch nicht."

Da rief der Rabbi zu Luther hinüber: „Und warum glaubt Ihr denn, daß er wahrer Gott ist?"

Darauf antworteten alle zugleich: „Weil es im Evangelium steht und weil das Evangelium Gottes Wort ist."

„Da haben wirs," erwiderte Hirsch, „also weil es in der Bibel steht! Gut. Und warum glaubt Ihr nicht, was im Koran steht? Untereinander herumstreiten thuts Ihr christlichen Theologi genug, ich möcht doch aber gern Euch einmal sehn gegen den Mohammed arbeiten; widerlegts den und beweist der Welt, warum er nicht und Jesus ja? Kann Jesus Gotts Sohn sein, so kann der Mohammed noch eher Gotts Prophet sein; kann mans wissen? Fangts an, das zu widerlegen!"

Luther darauf rief: „Ja, Rabbi, dann weißt du das

Principium und die Regel nicht, daß die heilige Schrift soll Kaiserin sein, der man stracks folgen und gehorchen soll und kein Wort dawider reden, denn sie ist Gottes Wort."

„Warum?" erwiderte Rabbi Hirsch, „wieso ist sie Gottes Wort? Wenn ich frag: Warum glaubt Ihr, daß Jesus Gottes Sohn? so sagt Ihr: Weil's im neuen Testament steht; frag ich dann: Warum glaubt Ihr gerade dem neuen Testament und nicht dem Koran? so sagt Ihr: Weil das neue Testament Gottes Wort, das ist, des Jesus Rede ist. Und frag ich wieder: Wieso Gottes Wort?, so antwort Ihr: Weil es in diesem heiligen Buche steht, und frag ich dann wieder: Warum glaubt Ihr just diesem Einen Buche, daß es von Gott stammt, und keinem anderen? so sagt Ihr: Weil es von Gott eingegeben ist. Und wieso wißt Ihr, daß es von Gott eingegeben ist?... Und so könnt es bis morgen und ein ganz Jahr lang fortgehn, und wir wären noch nicht fertig, und man bekommt von Euch keine Antwort, wie es sich gehört. Mein Lebtag hab ich noch kein so schönes Ringelspiel gesehn!"

Sagte darauf Luther: „Da bist Du ein wahrer Gotteslästerer, wie auch der Türk Einer ist, da er saget, der schände Gott, der da glaube, daß Christus Gott sei."

„Widerlegt doch den Terken, vielleicht hat er recht!" fiel Hirsch Luthern in die Rede.

„Du Rabbi bist noch ärger als der Türk," brauste Doctor Martinus auf, „Du sagst nicht so und nicht so; Du gleichst dem Erasmus, das seh ich schon; dem ist Gott Vater, Sohn und heiliger Geist ein lächerlich Ding, hält unsere ganze Theologie für lauter Narrentheidung, lacht und spottet ihrer; hat am Todbette keinen Kirchendiener begehrt, noch das Sacrament.... Doctor Jonas!"

„Was wünscht Ihr?" fragte Justus Jonas.

„Ich nehme Euch zu Zeugen, daß ich Erasmus für den höchsten Feind Christi halte, als Keiner in tausend Jahren nicht gewest ist; ich befehl Euch Allen, und sagt es auch dem Doctor Pommer, in meinem Testament, Ihr wollet dieser Otter gram sein. Jude, Du sprichst auch so wie der! Erasmus kam uns immer mit den alten Heiden, sprach vom heiligen Cicero und machte keinen Unterschied zwischen Christo

und Solon, dem heidnischen Gesetzgeber. Du, Hirsch, schwatzest wieder immerfort vom Türken. Mir ist der Türk und sein Kram nichts; außer der Schrift will ich mit Niemandem nichts zu schaffen haben; so that ichs auch mit Marcus von Zwickau, der wollte sich seiner Lehre halber mit mir unterreden; weil er sichs aber ohne die Schrift zu thun unterstand und vermaß, so wollte ich nichts mit ihm zu schaffen haben, er thäte denn Zeichen; denn Gott läßts bei seinem Wort, das er uns offenbart und gegeben hat, bleiben."

„Da seid Ihr schon wieder in dem Ringelspiel," schrie, schon ungeduldig, der Rabbi, „glaubt Ihr denn, ich halts mit den Terken? Ich frag Euch ja nur, warum laßt Ihr des Terken Buch nicht gelten? Der Terk sagt auch: Mohammed ist Gottes Prophet, denn es steht so im heiligen Buch. So zeigt und weist ihm doch, daß es nicht wahr ist, zeigt uns Ungläubigen, daß Euer neues Testament einzig und allein das heilige Buch ist. Könnt Ihr wissen? Vielleicht suchen wir das richtige heilige Buch und wissen nur nicht, wo wirs finden; obs des Terken Buch ist oder Euers; helft uns heraus! Ihr habt Euer Buch, der Terk hat sein Buch, Andere haben ihr Buch; Dein Buch, sein Buch, ihr Buch, is immer nichts weiter als ein Buch. Sagt doch grad und ehrlich heraus: Ich, der Doctor Martin Luther, ich, der Magister Philippus Melanchthon, ich, der Doctor Justus Jonas, ich, der Magister Lauterbach und wir Alle hier in Wittenberg und noch anderswo und auch die Anhänger des Bapstes Alle, wir behaupten aus uns selbst, aus unserem Willen und Behaben, daß das alt und neu Testament von Gott eingegeben ist und sonst gar kein anderes Buch, als dies allein. Das wär ehrlich gesprochen."

„Das „„aus uns selbst"", Jude, ist erstunken und erlogen," rief Luther hinüber, „wie kannst Du das sagen, daß wir bloß aus unserem Willen einzig nur die Schrift göttlich halten?"

„Wir machen die Schrift nicht aus unserem Willen göttlich," setzte Melanchthon in gekränktem Tone hinzu, „wir haben sie nicht dazu gemacht, wir haben schon als Knaben drin Gottes Wort gefunden!"

„Da hast Du recht gesprochen, Philippus," meinte

Luther, „man sage doch den Juden, was man will, so können sie nicht glauben, daß Drei gleich Eins ist, und daß Jesus Gottes Sohn sei; aber ich will ohne alle Mühe und Arbeit auch schlafend meinen Glauben erhalten, das weiß ich; und ob ich gleich strauchelte, da Gott für sei, will ich doch bei dem, das ich gelernt hab, bleiben."

„Und ich auch," fügte Magister Lauterbach hinzu; und Magister Philippus sagte: „Und wir Alle!"

„Dann sagt Ihr ja selbst wie ich," erwiderte der Rabbi, „daß Ihr nur aus Euerem Willen die Schrift vergöttlicht; denn wenn Ihr bei Eueren Jahren, Wissen und Vernunft das Buch immer noch für göttlich haltet, wie Ihrs als unvernünftige Knaben thun habt, weil mans Euch damals so vorgesagt, so geschieht es heut nur aus Eurem Willen und Behaben. Und warum wollt Ihr gerad nur vier Evangelien, und nicht mehr für heilig nehmen? Hat man doch über fünfzig solche Evangelien aufgefunden! Antwort: Weil einmal die Bischöfe im Concil von Nicäa gesagt haben: Von den dreiundfünfzig behalten wir nur vier und werden von nun an sagen, nur die vier sind vom heiligen Geist dictirt, alle anderen gelten uns nicht. Und Ihr Alle sagt es den Bischöfen nach, also macht auch Ihr bloß aus Euerem Willen und Euerer Zustimmung das jetzige neue Testament zu einem göttlichen Buch. So machens aber alle anderen Völker auch; gerade so wie Ihr Christen es macht, so machts der Terk, so machens die Mohren; nehmen einen Stein, oder ein Stück Holz, oder alte Schriften, es bleibt immer ein und dasselbe; es ist alles aus Euch selbst. Hätt Ihr als Kinder ein ander Buch gelernt, so hätts Ihr dies andere Buch vergöttlicht. Und was glaubt Ihr, Doctor Martinus, wenn man dem Mansfelder Bauer vorsagen möcht: Fünf ist gleich Eins, meint Ihr nicht, er wär damit gerad so zufrieden, wie mit Drei gleich Eins? Denn warum? Is ihm gerad die Drei ans Herz gewachsen? Er versteht das nicht und das nicht, er is nur hübsch folgsam."

„Was sprichst Du von den Bauern?" sagte Doctor Jonas, „Bauern können ja keine Theologi sein; das ist nicht ihre Sach."

„Nu, und Ihr, Doctor Jonas, habt Ihr etwa einen

besonderen Grund, lieber Drei als Fünf zu sagen? Ihr wollt an die Dreieinigkeit ja nicht rühren lassen, Ihr müßt also doch nen festen Grund dafür haben! No, wenn Ihr so gar Eurer Sach sicher seid, so sprechts doch! Warum? Wieso? Ich möcht ihn gerne wissen, den Grund, heraus damit!.... Sehts Ihr, wie Ihr still seid? Ihr habt mir ja auch noch immer nicht geantwort, warum Ihr nicht den Koran wollt.... Doctor Martinus?... Ich hätt Euch gerne gesehn, wenn Ihr wärt in Constantinopel geboren und erzogen worden, und dort Theolog gewesen, wie hätts Ihr für den Koran und den Mohammed gepoltert! In ganz Asien und Europa wärs zu hören gewesen. Kinder wart Ihr, wie Ihr die Schrift gelernt habt, Kinder seid Ihr bis heut geblieben; denn Ihr traut Euch nicht, zu zweifeln und zu fragen und zu vergleichen. Und daher glaubt Ihr Alles, was drin steht, und was daran angehängt wird, und wenn Eure Vernunft darüber zerginge."

„Meinst Du die heiligen Legenden?" fragte Magister Philippus.

„Die mein ich auch," antwortete der Rabbi.

„Die heiligen Legenden sind wohl die schändlichsten Lügen," sagte darauf Luther, „das muß schier ein verzweifelter Bösewicht gewesen sein, der die Christenheit mit solchen Lügen also verirrt hat, er muß gewißlich tief in der Hölle sitzen."

„Und die Artikel von des Christen Glauben?" sagte Rabbi Hirsch. „Und die Lehr von der Anzahl und von der Vernunft der Engel, davon der Thomas von Aquino philosophirt?"

„Ach, der Doctor Angelicus!" rief Luther aus, „der Thomas Aquinas, der ist ein Wäscher und ein Schwätzer!"

„Und die heilige Dreifaltigkeit?", setzte der Rabbi fort, „die laßt Ihr gelten; die Legenden aber verwerft Ihr aus Kraft Eurer Vernunft und Einsicht; warum thuts Ihr Euere Vernunft so gar geschwind bremsen? Laßt Euere Vernunft auch bei der Dreifaltigkeit dreinreden, und auch bei der Gottessohnschaft Christi; wer hindert Euch daran? Ihr thuts aber doch nicht, und das nur aus Euerem Belieben und Behaben. Dies habe ich Euch jetzt abgerungen."

Darauf Luther sagte: „Das wißt Ihr eben nicht, Rabbi, daß man die Artikel unseres christlichen Glaubens nicht mit der Vernunft begreifen kann; was soll die Vernunft davon verstehn? Weiß sie doch nichts davon, wie aus einem Tröpflein Bluts ein Mensch geschaffen wird."

„So spricht der Terk von seinen Wundern auch und da damit könnt man jedwede Wundersage stützen und beweisen wollen," antwortete Hirsch.

„Laß doch den Türken, in Teufels Namen!" schrie Luther, „die Artikel des Glaubens, als von der heiligen Dreifaltigkeit, item von der Menschheit Christi gänzlich verstehen, das wird weit fehlen. Es reimt sich wohl nicht, daß Gott sei Mensch geworden, darum so haben wir daran zu studieren; ich denk ihm nach, aber ich verstehe es nicht."

„Das hab ich doch mein Lebtag nicht gehört," antwortete der Rabbi, „daß ich etwas wider meine Vernunft um dessentwegen nicht verwerfen darf, weil ich nicht weiß, wie aus einem Tröpflein Blut ein Mensch geschaffen wird. Also, weil Vieles in der Welt wirklich existirt, was wir noch nicht verstehn, soll ich allerhand Sachen glauben, die nicht existiren und die kein Hand und kein Fuß haben! Solche Sachen, die Niemand verstehen kann und wider die Vernunft sind, kann ich, der Hirsch aus Kiew, in Einer Stund hundert ausdenken, schreib sie meinetwegen in ein Buch und schreib hinein: Dieses Buch da ist von Gott. Und wenn mir Jemand sagt, er glaubts nicht, was ich da gegen Sinn und Vernunft erzähl, so sag ich ihm darauf: Was soll Deine Vernunft davon verstehn? Weiß sie doch nichts davon, wie aus einem Tropfen Blut ein Mensch geschaffen wird!..... Doctor Martinus! Doctor Martinus! Ihr glaubt doch an den Teufel?"

„Gewißlich!"

„Ihr wißt aber nicht, daß der Teufel dreieinig ist? Er äfft den dreieinigen Gott, und es giebt einen Teufel Vater, Teufel Sohn und unheiligen Geist."

„Was sprichst Du da? Wer wird Dir die Narretei glauben?" rief Luther ungeduldig dem Rabbi entgegen.

Dieser aber fuhr fort: „Ihr glaubt, den Teufel wohl zu kennen, weil Ihr ihm einmal, als Ihr im Bette wart,

geſehen und dann aufgeſtanden und ihm Eueren Hintern gezeigt habt; ich ſag Euch, Ihr kennt ihn doch nicht; das war nur der Teufel Sohn, den Ihr dazumal geſehen habt, nicht der Teufel Vater!"

„Sprech Er doch keinen ſolchen Unſinn! Was Er da ſagt, iſt doch nicht zu verſtehn!" ſagte Luther.

„Das iſt's ja eben," erwiderte Hirſch, „was kann unſere Vernunft hiervon verſtehn? Weiß ſie doch nicht, wie aus einem Tröpflein Blut...."

„Schon gut, ſchon gut," fiel ihm Luther in die Rede, „es ſteht ja aber auch nirgends geſchrieben, daß es ſo ſei!"

„Gut! Auch recht!" ſagte der Rabbi, „ſo werde ichs ſchreiben und ſagen: mein Buch is von Gott eingegeben; und werd irgendwo in Aſien in ein Kloſter mein Buch verſtecken, und dann laß ichs ausfinden und nach Europa bringen, dann werdts Ihr gewißlich daran glauben. Ich werd ſchon ein paar Theologi finden, die werden keine Ruh geben und beweiſen, daß die Schrift von Gott iſt; wir werdens ſo machen, wie mans mit dem alten und neuen Teſtament gemacht hat. In hundert Jahren glauben Alle, der Teufel ſei dreieinig. Denn warum nicht?" Man kann nicht Alles mit der Vernunft begreifen."

Hirſch kicherte hierauf eine Weile mit ſeiner heiſeren Stimme, und Luther ſchrie ihm zu: „Hirſch, mit Deinen Erasmiſchen Witzeleien hättſt Du mögen in Kiew bleiben; unſer Evangelium iſt keine Sach, mit der zu ſpaßen iſt!"

Worauf der Rabbi erwiderte: „Nu! Nu! Seid nur nicht gleich böſe; Ihr wißt ja, was ich ſagen und erklären wollt. Und mir ſchadts ja doch nicht, wenn Ihr Euch die Köpf über Euere Rebuſen zerbrecht, die Ihr Euch aus alten Schriften zieht; was ſchadts dem Rabbi Hirſch, wenn der Luther und der Zwingel und der Calvin wegen dem Abendmahl einander die Köpf zerſchlagen? „„Es iſt mein Leib"; „„Es bedeut mein Leib"". Streits nur zu, bringts Zank und Aufruhr und groß Unglück in die Welt! Und wegen was?"

Sagte Luther: „Und ich, Doctor Martinus Luther, ſag Euch, Rabbi, die Vernunft muß ſich durch unſeres Glaubens Artikel gefangen geben und ſagen, die Dinge ſind mir zwar

ungläubisch, aber weil es Gott sagt, so will ichs glauben, denn er ist wahrhaftig, lüget und trüget nicht."

„Frag ich Euch immer wieder, woher wißt Ihr, daß das Alles Gott gesagt hat? In alten Schriften steht es, ja, da steht es, daß es Gott gesagt hat; mehr wißt Ihr nicht, und Ihr behauptet aus Euerem Willen: Das will ich dieser alten Schrift glauben; ich aber, ich, der Rabbi Hirsch, sag aus meinem Willen: Das will ich dieser alten Schrift nicht glauben. Widerleg mich! Widerlegts mich! Wenn Ihr könnts."

„Also, was wirst Du, Hirsch, dazu sagen," sprach hierauf Luther, „zu der Weissagung eines großen Rabbi? Der soll beim Bischof zu Cammin gesagt haben: Mein Vater ist ein großer Rabbi gewesen, der hat viel gelesen, und gewartet auf den Messiam, aber endlich verzaget ohn alle Hoffnung, und angezeigt, wenn der Messias nicht käme, wenn man schreibe 1500 und weiß nicht wie viel Jahr, was vorüber ist, so müßte Christus Jesus derselbe gewißlich sein."

„Darauf sag ich Euch," antwortete der Rabbi, „ich schenk Euch den großen Rabbi und seinen Vater und den Bischof von Cammin dazu, ist Einer wie der Andere. Alt Testament, Neu Testament, alte Schriften, und nichts weiter wie alte Schriften; es gibt ja noch viel andere alte Schriften, es gibt noch ältere Schriften. Was weiter?"

„Jetzt ists genug, Jude!" schrie Luther mit Donnerstimme dem Rabbi zu.

Schrie noch stärker Hirsch ihm zu: „Schreien kann ich auch! Mit dem Zwingel und dem Carlstadt und dem Doctor Eck könnt Ihr schreien, so viel Ihr wollt; die habt Ihr mit Euerer Stimm geschlagen; bei mir geht das nicht, Martinus! Ich war, versteht Ihr mich, Vorbeter in unserer Synagoge in Kiew, bei uns Juden wird stark geschrieen; ich schrei Euch an, daß die Fenster auseinander gehn!"

„Aber seid doch nicht so wild, Rabbi," besänftigte ihn Melanchthon, „Doctor Martinus hats ja nicht so böse gemeint."

„Da Du mein Gast bist, Jude," sagte hierauf Luther in ruhigerem Tone, „so will ich mit Dir sänftiglich reden; aber das sage ich Dir, des Glaubens Artikel müssen durch den heiligen Geist judiciret werden, nicht durch unsere Vernunft."

„Der heilige Geist! Der heilige Geist! Wer ist das: der heilige Geist?"; und da der Rabbi das in seinem eigenthümlichen polnisch-jüdischen Jargon sagte und dabei die Arme verdrehte und die Hände offen nach oben hinhielt, wie es die Juden im Eifer des Gesprächs oft zu thun pflegen, und Luther durch die Reden des Rabbi in die größte Wuth gerieth, so erwachte in Luther der einstige Bauernjunge, und er mauschelte den Rabbi an und verdrehte dabei ebenfalls die Hände, wobei er ihm nachmachte und ausrief: „Der heilige Geist! Der heilige Geist! Wer ist das: der heilige Geist?"

„Pi—i—ih!", sagte darauf der Rabbi, „das können bei mir zu Hause die Christenjungen noch besser, die werfen auch noch mit Steinen nach uns. Daß Ihr, Doctor Luther, einen eigensinnigen Bauernschädel habt, weiß alle Welt aus Eueren Schriften, und der Zwingel und der Doctor Bodenstein wissen genug davon zu erzählen; jetzt aber seh ich, Ihr habt auch die Bauernart in Euch. Vielleicht ist das Euer heiliger Geist?"

„Jud, Du bist ein rechter Grobian!" erwiderte Luther.

„Christ, das wollt ich Dir längst vorher schon sagen, aber als wie Dein Gast wollt ich darüber schweigen; ich hätt Dir auch ganz fein nachmachen können, wie Du sprichst und mit dem Körper wackelst; ich wackel e so, Du wackelst wieder e so, wir thun Alle wackeln, nur Jeder anders. Aber was wär mit dem Nachmachen herausgekommen? Was kommt dabei heraus? Antworts mir lieber auf meine Fragen, Ihr habts noch nicht geredt; also frag ich: Woher wißt Ihr?....."

„Philippus," rief Luther aus und schlug mit seiner schweren Faust auf den Tisch, „warum hast Du mir diesen Menschen hergebracht?"

„Verzeih, Martinus," erwiderte Melanchthon, „konnt ich doch nicht wissen, welcher Teufel in ihm stecken mochte!"

Darauf erhob sich Luther mit ingrimmigem Gesicht, um die Tafel aufzuheben, die Anderen thaten desgleichen, und Luther sagte zu Hirsch: „Bevor wir scheiden, Jude, sag mir noch, bleibst Du noch immer bei Deiner Lehre? Ich sagt es ja immer, nimmermehr hält ein Christ so fest an

seinem Christo, als ein Jude oder Schwärmer an seiner Lehre hält."

Antwortete der Rabbi: „Nach so vielem Reden, was ich geredt hab, meint Ihr noch immer, ich hab eine Lehr. Wer hat Euch gesagt, ich halt an meiner Lehr? Ich halt nicht an der Juden Lehr, ich halt nicht ans neue Testament, und ich halt nicht am Koran, bis mir nicht Jemand die Fragen beantwort, die ich Euch gestellt hab, worauf Ihr nichts gewußt habt, zu sagen. Und ich halt auch nicht an Gott!" und hiebei stand der Rabbi auf und suchte nach seinem Stocke.

„Ein Epikurer! Ein Epikurer!... Dich hat der Teufel zu mir geschickt," rief Luther erschreckt aus und bekreuzte sich: „Was für ein Mensch ist da zu uns hereingestiegen!" rief Melanchthon entsetzt aus, und er und Justus Jonas und Magister Lauterbach sprangen hiebei von ihren Stühlen auf. „Käthe," rief Luther ins Nebenzimmer, „Käthe, komm doch schnell herein, komm doch und sieh Dir diesen Menschen an. Der ist weder Jud noch Christ, noch Türk, und er glaubt auch nicht an Gott!"

Käthe Luther traute sich aber nicht ins Zimmer, sondern blinzelte nur furchtsam durch die halbgeöffnete Thüre auf den Rabbi hin.

„Martinus," sagte nun der Rabbi, „ich danke Euch für das gute Essen und Trinken. Wenn ich wieder komm, so antwortet mir auf meine Fragen; bis dato hab ich noch keine Antwort von Euch. Wo ist mein Stock? Wo ist der Stock?... Richtig, da is mein Stock. Also, jetzt geh ich, von Wittenberg weg; Magister Johannes Calvinus in Genf hat mich gerufen, ich möcht ihm mit meinem Hebräisch beistehn, er will dort an der neuen Theologenschul das alte Testament hebräisch lehren; auch gut, ich geh hin zum Calvin. Is auch so einer von die wilde gelehrte Esle!" und nach diesen Worten entfernte sich Hirsch rasch, und die Anderen sahen ihm vom Fenster aus lange nach, wie er die Straße hinab humpelte. „Jetzt soll der Doctor Calvinus sehen," sagte Luther zu seinen Freunden, indem er das Fenster schloß, „wie er mit dem Rabbi zurecht kömmt, ich möchte für mein Leben gerne dabei sein."

Confucius stirbt.

Dreiundsiebzigmal war der Wechsel der Jahreszeiten in das Nichts hinabgetaucht, seitdem die Welt das Licht des Kung-tseu emporsteigen sah; fünfmal, seitdem Kung-fu-tseu sich vor den zehntausend Getümmeln des Lebens in das Dorf Keueh geflüchtet hatte. Ein kleiner Knabe aus dem Dorfe Keueh bildete seinen Hofstaat; er bediente ihn und meldete ihm die Gäste an.

Der Knabe aus Keueh sagte dem Meister, daß seine dreiundsiebzig Schüler draußen warten. Es war der Festtag Ta-tscha; Kung-tseu, auf seinen Stab gestützt, ging mit seinen dreiundsiebzig Schülern auf den nahen Hügel, und sie besahen von dort die Lustbarkeiten der Landleute, die unten im Thale tanzten, sangen, aßen und tranken. Kung-fu-tseu saß auf einem Stein.

Kung-tseu sagte: „Ich freue mich wahrhaft, diese guten Leute so fröhlich zu sehen; sie vergessen ihr Elend und fühlen sich einen Augenblick glücklich; meint Ihr nicht auch?"

Tse-Kung sprach: „Ich denke, sie thäten besser, wenn sie sich nicht dieser unanständigen Lust überließen; ich kann dieses Singen, Tanzen, Essen und Trinken nicht billigen."

Kung-tseu erwiderte: „Gönne ihnen die geringe Süßigkeit eines eingebildet glücklichen Tages; eine ohne Unterbrechung fortgesetzte Arbeit macht Leib und Seele untüchtig. Es ist billig, daß der Landmann nach hundert Tagen mühevoller Arbeit seine Kräfte wieder herstelle, indem er sich der Freude überläßt, und man muß in dieser Beziehung eher zu nachsichtig, als zu strenge sein."

Es herrschte tiefe Stille um Kung-tseu; er seufzte und begann mit schwacher Stimme:

„Der große Berg muß zerfallen,
Der starke Baum muß brechen,
Und der weise Mann vergeht, wie die Pflanze vergeht!"

Die Schüler hatten dieſe Worte gehört und wurden tief betrübt.

Tſe-Kung ſprach zum Meiſter: „Wenn der große Berg zerfällt, zu wem ſollen wir dann hinaufſchauen? Wenn der ſtarke Baum bricht, und der weiſe Mann vergeht, auf wen ſollen wir uns dann ſtützen? Wir fürchten, der Meiſter beginnt, ſich krank zu fühlen?“

Kung-tſeu ſprach:

„Mein Weib und meine Tochter ſind hin;
Mein Sohn Li iſt todt;
Mein Schüler Tſe-lu iſt todt;
Mein Schüler Yen-hoei, der gute Yen-hoei, iſt todt!

Kein einſichtsvoller Regent erhebt ſich; nicht Ein Fürſt iſt im Reiche, der meine Lehren beherzigen will!

Meine Zeit iſt gekommen, ich muß ſterben!

Ich habe ganze Tage ohne Speiſe, ganze Nächte ohne Schlaf, mit Nachdenken zugebracht; ich war ein Mann, der unermüdet den rechten Weg aufſuchte und der in ſeinem Eifer, Kenntniſſe zu gewinnen, und in ſeiner Freude, Weisheit erlangt zu haben, allen Kummer vergaß; und ich bemerkte darüber nicht, daß ich inzwiſchen alt geworden.

Dunkles ſprechen und Wunderbares thun, damit ſpätere Generationen davon erzählen, das mochte ich nicht. Was nutzt es jedoch, daß der Weiſe das Studium und die Tugend liebte? Sterben muß er immerhin; der Weiſe beruhigt ſich dabei, wenn er auch weiß, daß am Ende ſeine Glieder ſchwinden.

Ich muß ſterben, meine Zeit iſt gekommen, ich muß ſterben.“ —

Darüber wurden ſeine Schüler ſehr betrübt.

Sieben Tage darauf waren ſie noch weit mehr betrübt.

Neun Tage darauf gaben ſie ihm Reis in den Mund, das Hofkleid über ſeinen Leib, die Staatsmütze auf ſein Haupt.....

Der Sarg war bereit, ſeine Wände vier Zoll dick; Niemand konnte ſich entſchließen, den Meiſter zu berühren; ſie ſtanden Alle umher und hatten die Augen voll Thränen, ſo daß ſie ihn nicht ſehen konnten.

Da ſprach Tſe-Kung: „Ich habe ſchon Weiſe ſterben ſehen, aber noch keinen Heiligen, wie den Meiſter. Seit ich ihm folgte, beobachtete ich ihn. Nie verließ er den rechten Weg, in keiner ſeiner Bewegungen verletzte er die Humanität; er ehrte das Recht und hielt hoch die Tugend.“

Hier verſagte Tſe-Kung die Stimme, und es ſprach Tſe-ju:

„Lauter und einfach, liebte er die Mäßigkeit. Bekleidete er ein Amt und hatte Einkünfte, ſo häufte er keine Reichthümer an; ſtimmte er mit dem Fürſten nicht überein, ſo trat er vom Amte zurück; zog er ſich vom Amte zurück, ſo bereute er's nicht.“

Da Tſe-ju hier vor Weinen die Stimme verging, ſprach Yen-yeu:

„Ging er wo vorbei, ſo ſah man ihn nicht; begegnete man ihm, ſo hörte man ihn nicht. Er wünſchte nur, den Alten und Hülfloſen Gemächlichkeit zu verſchaffen, Treue gegen Freunde zu üben und die Jugend zu lieben.“

Yen-yeu verſagte die Stimme vor Schluchzen, und es begann Tſeng-tſeu:

„Wenn er an einem Menſchen Ein Gutes ſah, ſo vergaß er hundert Fehler desſelben; ſah er, daß ein Menſch einen Vorzug beſitze, ſo war's, als ob er ihn ſelbſt beſitze; hörte der Meiſter etwas Gutes, ſo übte er es ſogleich ſelbſt und leitete die Menſchen dazu an.“

Darauf ſprach Tſeu-tſchang:

„Seine Verwandten und Freunde wollten ihn zurückhalten, ſein Vermögen zu vernachläſſigen und ſich den Menſchen zu widmen; er ſagte ihnen aber: Ihr gebt Euch vergebliche Mühe, meine Ideen umzuwandeln, ich werde ſie bis zu ihrem Ziele verfolgen; ich betrachte mich als allen Menſchen ohne Unterſchied angehörig, weil ich alle Menſchen als eine und dieſelbe Familie anſehe, mit deren Belehrung ich beauftragt bin. Laſſet alſo Euren Widerſtand, Ihr werdet nichts über mich gewinnen; ich weiß, wozu ich mich verbindlich mache..... So war unſer Meiſter.“

Tſeu-tſchang verging vor Weinen die Stimme, und es ſprach Tſeu-Kien:

„Seine Frau hatte keine buntgeſtickten Kleider, ſein

Wagengeschirr war ohne Verzierungen, er aß keinen feinen Reis. Hatte das richtige Princip im Reiche seinen Fortgang, so freute er sich seiner Verwaltung; hatte es keinen Fortgang, so betrübte er sich über das Reich und freute sich seiner Person. Zwischen den Staaten Tschin und Tschei verbrachte er sieben Tage ohne Korn und Fleisch, die Schüler hatten verhungerte Gesichter und waren mißmuthig; aber der Meister spielte die Laute und sang dazu..... So war der Meister!"

Hier ward Tseu-Kien stille, und es sprach Tschung-Kung:

„Die Fürsten wollten ihn nicht hören und verstießen ihn; er irrte umher, auf dem Wege von Lo nach Wei überfiel ihn tiefe Traurigkeit, da sang er zu seiner Laute die Verse:

„Der Sturmwind heult durch das Thal, dichter Regen fällt nieder;
Die junge Braut geht heimwärts,
Das lustige Volk an ihrer Seite;
Ich aber werde umher getrieben, durch die Länder irrt mein Weg,
Kein Wohnort ist mir sicher!
Finster, finster ist der Geist der Menschen,
Vergebens tritt das Werthvolle in ihren Gesichtskreis!
Und das Ende meiner Jahre eilt heran,
Das hohe Alter, das trostlose und öde, erscheint mir!"

Tschung-Kung weinte hierauf so sehr, daß er nicht weiter sprechen konnte, und es begann Yen-Keng:

„In seinem sechzigsten Jahre trachteten sie ihm nach dem Leben; in Tsching stand er — geflüchtet vor den Mördern — allein unter dem Ostthore der Vorstadt, bis ihn daselbst Tse-Kung gefunden! Vom einundsechzigsten Jahre an lebte er in Keueh; im Frühlinge in einem Behälter aus der Pflanze Ko, im Sommer zurückgezogen in einem Weidenhause, im Herbst ohne Luft, im Winter, ohne zu kochen.

Trank und Speise wurden ihm nicht, wie einem höheren Menschen, dargebracht; krank, kroch er auf seiner Matte, und wenn seine Schüler ihn besuchten, öffnete er ihnen und sprach: „Warum kommt Ihr so spät?"

Yen-Keng schluchzte und konnte nicht weiter sprechen, da rief Tseu-Kao aus: „Meister, Du sagtest, bei guten

Menſchen weilen, iſt wie eintreten in ein Haus voll Blumen; lange merkt man ihren Duft nicht, und doch bewirken ſie in uns eine Umänderung. Wir geringe Menſchen ſind Dir gefolgt, und Du, höherer Menſch, haſt uns umgeändert! Dein Duft reicht bis an die fünf heiligen Berge, bis zu den vier Meeren erſtreckt ſich Deine Lehre, und die Völkerſchaften werden Dir folgen. — Meiſter, Deine Kinder ſind hier um Dich verſammelt; ſprich mit uns, wir erſuchen Dich um Deinen Tadel! — Der Meiſter regt ſich nicht! — Meiſter, ſollen wir in Deiner Gegenwart ſprechen und Du ſollſt ſchweigen? Soll der höhere Menſch ſchweigen und der niedere ſprechen? Seht ihn an, ſeht Tſchung-ni! Den Meiſter! Er rührt ſich nicht! — Warum weinteſt Du über alle Schicklichkeit hinaus, als Dein geliebter Yen-hoei geſtorben war? Als wir Dir's vorwarfen, ſagteſt Du: Wenn ich über einen ſolchen Mann nicht weinen ſoll, wen ſollte ich denn beweinen? — Was ſollen wir, erhabener Lehrer, thun, um Dich nach Gebühr zu betrauern? Seht den Meiſter, er ſchweigt!"

Hier brach Tſeu-Kao in Schluchzen aus und alle Schüler mit ihm.

Der Sarg ſtand noch immer leer, ſeine Wände vier Zoll ſtark; aber Keiner wollte zuerſt den Meiſter anfaſſen; es mußte das Loos entſcheiden, wer der Erſte, und wer der Zweite ſein ſollte.

Kung-tſeu lag im Sarge; Niemand wollte den Deckel aufſetzen; es mußte das Loos entſcheiden, wer der Erſte, und wer der Zweite ſein ſollte.

Als der Sarg geſchloſſen war, ergriffen Alle Schaufeln, wandten ihr Geſicht ab und ſchütteten den Berg Ma-ſung über Kung-tſeu.

Sodann pflanzten ſie Fichten und Cypreſſen über ihn.

Nach der Schlacht.

Mit Einbruch der Nacht endete die fürchterliche Schlacht bei ***.

Auf der Wahlstatt, die vom Vollmond grell beleuchtet war, wurde es immer ruhiger; die Verwundeten schrieen mit schon erlöschenden Kräften, von weiter Ferne hörte man noch hie und da einen Kanonenschuß; die Sanitätswagen mit den Aerzten und Hülfspersonen fuhren langsam zwischen den Reihen der Todten und Blessirten umher, um letztere zu verbinden und in die Ambulanzen zu transportiren.

Ein aufrecht vorwärts gehender Mensch war auf dem ganzen weiten Schlachtfelde nicht zu sehen.

Plötzlich erschien, langsam vorschreitend, eine Frau auf der Wahlstatt.

Zu jedem Offizier, der auf dem Rasen lag, beugte sie sich nieder, hob seinen Kopf etwas empor und sah ihm ins Angesicht; schwer sich erhebend, ging sie dann, wankenden Schrittes, zu einem nächsten, um auch diesen zu betrachten, und setzte, stets unbefriedigt, in dieser Weise ihre Nachforschungen fort.

Nachdem sie beinahe eine Stunde lang sich vergebens bemüht hatte, setzte sie sich, ganz erschöpft, auf eine Rasenerhöhung, um etwas auszuruhen und neue Kräfte für die weitere Wanderung zu sammeln. Sie saß regungslos auf dem Rasen, horchte auf das Wimmern der Verwundeten und sah dann starr auf das Schlachtfeld hin.

„Wo mag mein Arthur liegen?", sprach sie vor sich hin und begann zu weinen und zu schluchzen. In diesem Augenblicke regte sich etwas, das im Schatten des Rasenhügels lag und von der Frau bisher nicht gesehen worden war; ein Kopf hob sich unter schweren Seufzern etwas in die Höhe, und der Vollmond leuchtete hell über den zu Tod verwundeten Krieger.

„Arthur!“ rief die Frau, ſtieß einen durchdringenden Schrei aus und fiel todt neben den ſterbenden Gatten hin.

Die Frau war aber in hohem Grade ſchwanger geweſen, und hatte im Schrecken auf der Stelle einen Knaben geboren, der unter Schreien und Weinen hervorkam.

Der Schrei der Frau und das Weinen des Neugeborenen waren etwas ſo Seltſames und Ergreifendes, daß die Verwundeten in der Nähe, trotz ihrer Schmerzen, darauf aufmerkſam wurden.

Sie erhoben ihre Köpfe und ſuchten nach der Stelle, von der das Kindergeſchrei her kam.

Dieſes Weinen eines Kindes, an dieſem Orte, zu dieſer Zeit, das überdies gar nicht aufhörte, erweckte allmählich in den Verwundeten, die im Stande waren, außer ſich ſelbſt noch etwas Anders zu betrachten, eine ſolch' mächtige Empfindung, ſo viel Neugier, Rührung und Beſeligung, daß ſie ihre letzten Kräfte daran ſetzten, ſich dem Kinde zu nähern.

Und ſo krochen Officiere und Soldaten auf allen Vieren, mühſam und bei jeder Bewegung ächzend, gegen den Einen Ort, nämlich zu dem Kinde hin.

Als ſie nun aber — nicht im Stande, aufrecht zu ſtehen — auf den Knieen liegend, die Leiche der Mutter neben dem Kinde ſahen, da vergaßen Alle ihre Schmerzen vollſtändig und brachen in Thränen aus.

Ein alter Officier ergriff die Hand der todten Frau und drückte ehrfurchtsvoll einen Kuß auf ſie, Alle wiſchten ſich die feuchten Augen, und der Officier begann, unter Schluchzen und oft durch große Schmerzen in ſeiner Rede unterbrochen, mit ſchwacher Stimme zu den im Kreiſe Knieenden zu ſprechen: „Kameraden! meine armen Kameraden! Wir Alle hier, Alle, Alle haben heute unſere Pflicht wohl treu erfüllt! Niemand darf uns den geringſten Vorwurf machen. Wir haben Menſchen getödtet und verwundet, und wir wurden von ihnen ebenfalls getödtet oder verwundet. So will es unſere Pflicht auf dem Felde der Ehre, das iſt unſere Aufgabe, für dieſe ſind wir gerne bereit, zu ſterben. Doch ſeht Euch dieſe Frau nur an!“ und hiebei begannen Alle zu ſchluchzen, „ſeht dieſes arme Kind hier an!.... Wir? Wir laſſen unſer Leben, um Anderen ihr Leben zu nehmen; dieſe Frau aber hat ihr

Leben gelassen, um neues Leben hervorzubringen! Welche Größe in dieser Mutter! Wer setzt einer solchen Mutter ein Denkmal? Wer weiht ihr eine Inschrift? Wer erzählt von ihr in den Büchern? Wer spricht von ihren großen Leiden?"

Darauf begann mit zitternder Stimme ein zweiter Officier: „Ich sterbe auf dem Felde der Ehre, im Gefühle tiefer Erniedrigung. Wohl haben wir Alle unserer Pflicht genügt, vielleicht war es auch für das Vaterland nöthig, uns diese Pflicht aufzuerlegen; aber wehe uns, daß wir zu keiner höheren Pflicht berufen waren! Wie pochten wir in den Tagen des Friedens immer auf unsere Stellung, auf unsere Bedeutung! Was sind wir aber neben einer solchen Frau? Was ist die große, grausige Wahlstatt hier gegenüber dieser erhabenen Stätte, wo ein neuer Mensch entstanden? Welche hohe Pflicht übernimmt doch eine Mutter von der Natur! Sie weiß es, sie werde durch Lust getäuscht, um die kurze Freude vielleicht durch den Tod zu erkaufen; unter Heiterkeit übernimmt sie, aber unter Wehen erfüllt sie ihre hohe Aufgabe!" — „Du kleines Menschlein," sprach sodann ein Anderer, der die ganze Zeit über keinen Blick vom Kinde wenden konnte, „was thust Du hier unter uns? Weinst Du darum so sehr, weil es Dir unter Mördern nicht gefallen will? O Du Armer, wie wirst auch Du einst gezwungen werden, es gerade so zu thun wie wir! Gewiß, so hat's Deine Mutter nicht gemeint, als sie Dich in die Welt gesetzt, und wohl ihr, daß sie dahin gegangen, bevor sie Dich so gesehen, wie sie uns vorhin gesehn!"

Und da hier den Sprecher die Kräfte verließen, und Niemand Anderer das Wort nahm, ergriff Einer nach dem Andern die rechte Hand der Todten und küßte sie voll Ehrfurcht und Rührung.

Als der letzte der knieenden Soldaten eben die schon kalte Hand geküßt hatte, kam ein Sanitätswagen daher gefahren, dessen Mannschaft von Weitem im Mondschein die knieende Gruppe bemerkt hatte, und man lud die todte Mutter nebst dem Kinde auf den Wagen.

Die Troubadours im Grünen.

Zwei Reisende, ihr Ränzlein auf dem Rücken, gingen an einem schönen Sommertage durch einen Wald, und es war ihnen so wohl zu Muthe, daß sie jauchzten, sangen, Gedichte declamirten, und dann begannen, sich ihre geheimsten Liebesabenteuer gegenseitig mitzutheilen; als sie plötzlich aus dem Innern des Waldes einen Choral von schönen Männerstimmen absingen hörten.

„Böse Menschen haben keine Lieder," rief der Eine aus; „wo du Musik hörst, da laß dich ruhig nieder," ergänzte der Andere, und sofort beschlossen sie, die lieben Sänger aufzusuchen.

Nach einigen Minuten schon gelangten sie an eine kleine Waldwiese, und da sahen sie denn ungefähr ein Dutzend Männer behaglich auf dem Rasen sitzen, — Jeder ein Notenblatt in der Linken und ein Weinglas zu seiner Rechten — die sich durch das Herannahen der beiden Reisenden in ihrem Gesange durchaus nicht stören ließen, während ein Alter, ein Sammetkäppchen auf seinem weißen Haare, mit würdiger Miene den Tactstock schwang. Eine alte Frau bereitete an einem offenen Feuer Speisen, und nahebei war eine Menge von Koffern, Taschen, Packeten und Kleidern aufgeschichtet.

Die beiden Reisenden entschuldigten sich, wenn sie vielleicht stören sollten, lobten den schönen Gesang und baten um die Erlaubniß, mitsingen zu dürfen. Der Alte, ohne sich irgendwie im Tactgeben zu unterbrechen, nickte zustimmend, und so sangen sie denn Alle mitsammen, als ob sie gute alte Bekannte gewesen wären. Die Weibsperson schien von dem Gesang ganz besonders ergriffen, sie schlug von Zeit zu Zeit mit dem Kochlöffel den Tact, wiegte den

Kopf hin und her und machte sogar in ihrem Kochgeschäfte längere Pausen, um die fremden Sänger anzusehen und dann, wie beseligt, gegen den Himmel zu blicken.

Als der Choral beendigt war, warf die Alte den beiden Reisenden Kußhände zu, und der greise Kapellmeister, der eine sehr vornehme Miene hatte, sagte zu den beiden Reisenden: „Meine unbekannten Freunde! Wir Alle drücken Ihnen unsere tiefste Bewunderung aus;" darauf schrieen Alle: „Bravo! Bravo!" „Und," fuhr der Alte fort, „nachdem wir Ihre Kunst nach Gebühr gewürdigt haben, zweifeln wir nicht, daß Sie auch in anderer Beziehung nicht weniger lobenswürdig sein werden, als im Gesange. Ich spreche nämlich im Namen unser Aller die höfliche Bitte aus, Euere Wohlgeboren mögen geneigt sein, dero Habseligkeiten in schöner Ordnung zu jenem Haufen dort zu legen und uns zu überlassen; dafür können Sie nachher mit uns, hier im Grünen, in Gottes freier Natur, zu Mittag speisen, und gestärkt und wohlbehalten Ihres Weges weiter ziehen, auf dem Sie ohne Zweifel, Ihren Verdiensten angemessen, einem großen Glücke entgegengehen werden."

Die beiden Reisenden sahen einander in größter Verlegenheit an und wußten nicht, was sie sagen oder thun sollten. Da das der Kapellmeister bemerkte, machte er eine tiefe Verbeugung und fuhr fort: „Sie werden sich gewiß über unser Ansinnen wundern, und ich kann mich, offen gestanden, in Ihre Lage hineindenken; bei Ihrer Lebensweisheit aber wissen Sie gewiß, wie bunt es in der Welt zugeht! Man trifft im Leben so mancherlei Charaktere und Gewohnheiten, und man lernt noch immer nicht aus; nehmen Sie uns daher so, wie wir sind; wir haben eben diese Gewohnheit an, Andere haben jene. Ich kann Ihnen, meine verehrten Freunde, auch die Versicherung geben, daß bisher noch Niemand unseren Bitten unfreundlich begegnete. Wieso das kommt? wollen Sie fragen? Weil wir im Nothfalle verstehen, auf jenen Instrumenten, die Sie sogleich in unseren Händen sehen werden, eine Musik anzustimmen, die noch viel mehr zu Herzen geht, als unser Gesang," und bevor er noch den Satz beendet, hatten Alle, wie auf Commando, bereits die Notenblätter in die Brusttasche gesteckt,

Revolver hervorgezogen und angeschlagen. Da das die Beiden sahen, legten sie ohne ein Wort der Erwiderung ihre Habseligkeiten mit sauer-süßer Miene auseinander, und der Commandant machte wieder eine tiefe Verbeugung und sagte: „Wir sind nicht so gewissenlos, Sie ganz leer von hier ziehen zu lassen; Ihre leeren Kofferchen können Sie behalten, Sie gehen ja gewiß einem großen Glücke entgegen, und wer weiß, was Sie noch hineinbekommen!"

Die Sänger steckten hierauf ihre Revolver wieder ein; die Weibsperson rief: „Zum Speisen, meine Herren, zum Speisen!", und nach wenigen Augenblicken aßen sie nun Alle, tranken miteinander und waren in heiterster und gesprächigster Laune.

„Meine Herren," sagte Einer der Reisenden, „so sehr ich Sie hochachte, so muß ich Ihnen doch sagen, daß nach meiner Meinung Ihr Gesang und Ihr Geschäft nicht ganz genau zusammenpassen;" worauf Alle mit einemmale so sehr zu lachen begannen, daß sie sich die Seiten halten mußten, und der Kapellmeister, der allein seine ernste Miene beibehielt, erwiderte: „So gebildete Herren, wie Sie, sprechen gewiß nicht Ein Wort, das nicht voll Verstand und Richtigkeit wäre, und ich bitte daher vielmals um Entschuldigung, wenn ich mir Ihnen zu widersprechen erlaube. Wir haben unser Geschäft — ohne uns zu schmeicheln — auf einen so hohen Standpunkt gebracht, wie er meines Wissens bisher noch niemals, auch nur in Gedanken, erreicht wurde; lesen Sie in der Geschichte aller Zeiten und Völker, Sie werden nirgendwo auch nur entfernt dergleichen finden. Wie viel schöner und anmuthiger ist es doch, meine hochverehrten Freunde, anstatt im Dickicht an der Straße, gar in der Nacht, bei gutem wie beim schlechten Wetter, den Reisenden aufzulauern, zu schießen und erschossen zu werden, hier am hellen Tage bequem zu lagern, einen classischen Choral zu singen, der das Gemüth veredelt; dann, wenn die Kehle etwas trocken geworden, guten Wein zu trinken, damit die Stimme nichts an ihrem Wohlklang verliere, und — die geehrten Herren Reisenden sich selbst zu uns her bemühen zu lassen! Wer nicht zu uns kommen will, den läßt man friedlich seines Weges weiter ziehen;

wer aber aus freien Stücken zu uns kömmt, der ist uns hoch willkommen!"

Da die zwei Fremden hiebei etwas verdutzt dreinsahen, sagte ein blutjunges Mitglied der Gesellschaft, dem noch kaum der Flaum im Gesichte hervorkam: „Laßt Euch die Geschichte nicht verdrießen, es ist schon vielen, sehr klugen und gelehrten Leuten vor Euch genau ebenso ergangen, und mir selbst auch nicht anders," und hiebei erröthete der blonde junge Mensch wie ein Mädchen; „ich habe aber so viel Gefallen an dieser Methode gefunden, daß ich aus freien Stücken Mitglied dieses geehrten Künstlerbundes wurde; und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß unser hochverehrter Herr Kapellmeister Euch, als so gefühlvollen Sängern, ebenfalls die Aufnahme in unseren edlen Bund gerne gestatten werde."

Die Reisenden dankten vielmals für diese freundliche Gesinnung, und der Alte bemerkte sogleich darauf, daß, so sehr er gerade jetzt zwei Baritonstimmen für getragenen Gesang, wie die beiden fremden Künstler sie besitzen, brauchen könne, er doch grundsätzlich Niemanden mehr aufnehme; denn er wolle nicht Einen vor dem Andern bevorzugen; wenn er aber Jeden, dem die Geschichte gefalle, aufnehmen wollte, so hätte er lauter Sänger, und es blieben ihm bald keine Reisenden mehr übrig; hingegen versprach er den Beiden, daß sie ein nächstesmal als reine Künstler ohne Weiteres den Gesangsübungen beiwohnen dürften, und er hätte überhaupt nichts dagegen, wenn sie ab und zu als Gäste mitwirken und so zum Wohle des Ganzen beitragen wollten.

„Aber der Herr Kapellmeister wird wohl entschuldigen," sagte darauf ein anderer Sänger, „in der früheren Auseinandersetzung des hohen Standpunktes bei Ausübung unseres Geschäfts hat Er, wie ich bescheiden zu bemerken mir erlaube, die Humanität noch nicht gebührend hervorgehoben, mit der wir, im Gegensatz zu allen anderen Geschäftsgenossen, vorgehen; und ich denke, die Humanität ist doch eine wichtige Sache."

„Ganz richtig," erwiderte der Kapellmeister, „an die Humanität hätte ich beinahe vergessen, und es ist mir nur angenehm, darauf aufmerksam gemacht zu werden; denn

um Alles in der Welt möchte ich nicht, daß unsere hochgeehrten Herren Gäste nicht die allerbeste Meinung von uns mitnähmen. Ich hebe daher ganz besonders hervor, meine Herren, daß noch Niemand unter uns einen Tropfen Blut zu verantworten hat; und unser junger Benjamin da, der Sie früher ansprach, bringt den ganzen Tag, wenn er gerade nicht bei den Proben oder den Concerten beschäftigt ist, mit Lesen zu. Es ist ein wahres Glück, daß die geehrten Reisenden heutzutage so gebildete Herren sind, daß sie meistens eine wahrhaft gediegene Lecture eingepackt haben; es wird wohl auch bei Ihnen der Fall sein? Haben Sie vielleicht etwas von Cervantes bei sich gehabt? Cervantes liebt er am meisten!" Und als hierauf die beiden Reisenden nach dem jungen Mitglied voll Freundlichkeit hinblickten, fuhr der Alte fort: „Sie werden es kaum glauben — aber der junge Mensch da behauptet steif und fest, ohne des Cervantes Erzählung von Rinconet und Cortadillo würde unsere Geschichte nicht auf die Welt gekommen sein! In einer so ernsten Sache, bei der es sich um unsere Existenz handelt, soll ich alter Mann mich noch mit dem Knaben in literarische Streitigkeiten einlassen!"

Der Eine Reisende erwiderte: „Unser junger Freund wird mit uns zufrieden sein, ich habe Alles von Cervantes bei mir gehabt, und dort liegt es jetzt. Wenn dieser herrliche Mann Euch hier, meine Freunde, gekannt hätte, was hätte der aus Euch gemacht!", und während dem Reisenden und Benjamin bei diesen Worten Thränen in die Augen traten, fragte der andere Reisende, ob denn die Gesellschaft keinen Namen habe.

„Sehen Sie," antwortete der Commandant, „mein Grundsatz war immer, auf Namen komme es nicht an; aber der Bücherwurm dort gab mir keine Ruhe und machte vielleicht hundert Erfindungen von passenden Bezeichnungen unseres Bundes. Wie heißen wir denn jetzt, Benjamin?" Der junge Mensch antwortete ganz verschämt: „Die Troubadours im Grünen", und sah dann die beiden Fremden an, ob sie wohl mit diesem Titel einverstanden wären. Um da rief Tseu-Kao aus: „Meister, Du sagtest, bei guten ihm ein Vergnügen zu bereiten, lobten sie diese Benennung

Welt bekannt zu machen, ohne aber ihren Aufenthalt zu verrathen und ihnen das Geschäft zu verderben. Der Commandant aber bat, nur ja vorsichtig zu sein und lieber gar nichts von ihnen zu erzählen; denn er habe die Erfahrung, daß derlei Plaudereien wohl einen Augenblick unterhalten, aber selten Gewinn, ja meist Schaden bringen. Nachdem er darüber beruhigt wurde, und noch manche schöne und erquickende Wechselgespräche geführt worden waren, verabschiedeten sich die beiden Reisenden in der herzlichsten Weise und verließen die Gesellschaft unter vielen Lebewohl- und Hochrufen.

Sie waren noch keine fünfhundert Schritte entfernt, so hörten sie schon wieder einen anderen Choral absingen. Anfangs sahen sie wohl etwas beschämt einander an und trauten sich nicht, über die ganze Geschichte miteinander zu sprechen; dann aber konnten sie der Heiterkeit nicht widerstehen, sangen im Gehen mit und schlugen auf ihren leeren Koffern den Tact dazu.

Die Locken eines großen Todten.

Um Mozart's Schädel aus dem Massengrab herauszufinden, begab sich der große Anatom *** auf den Friedhof, und ich erhielt die Erlaubniß, mit ihm zu gehen.

Es war ein trüber und rauher Herbstabend. In dem Leichenhofe, der nach allen Seiten hin offen war, wehte ein eiskalter Wind hindurch und über meinen Rücken weg, so daß ich schauerte und mich zusammenkrümmte.

Der Todtengräber hatte den Auftrag, sämmtliche Schädel aus dem Massengrabe in den Leichenhof zu schaffen, und wir mußten lange warten, bevor sie hereingebracht wurden. Der Leichenhof war ein ganz kahler Raum, schneeweiß getüncht und nichts weiter darin, als eine etwas erhöhte, große Steinplatte, auf die gewöhnlich die Särge niedergestellt wurden.

Der Anatom und ich sprachen kein Wort miteinander, während wir warteten. Er, ein schon bejahrter Mann, seit jeher gewohnt, in solcher Umgebung zu leben, verzog keine Miene, sondern hüllte sich nur gegen den rauhen Wind immer fester in seinen langen Mantel ein, und stand aufrecht da, den Blick nach dem Eingange vom Friedhof her gerichtet; ich aber kam mir, ihm gegenüber, wie ein armes, furchtsames Kind vor.

Gerne hätte ich zu ihm irgend etwas gesprochen, nur um die düsteren Eindrücke zu verscheuchen; aber ich schämte mich, von ihm durchschaut zu werden, und ich wußte im Voraus, er werde mir auf banale Fragen keine Antwort geben und jede Bemerkung, die sich auf meine tief gedrückte Stimmung bezog, unmännlich finden. Da hörten wir Schritte, und gleich darauf trat ein altes Weib, in der Rechten eine kleine Laterne und einen großen Korb auf dem Kopf, in den Leichenhof herein, und schritt dem großen Steine zu.

„Mein Sohn, der Todtengräber, ist heute krank," begann sie, „daher habe ich anstatt seiner das Grab durchsucht. Hier sind die Schädel, es sind Alle, es fehlt kein Einziger!", und damit stellte sie die Laterne auf den Stein, nahm den Korb vom Kopfe herab und schüttete wohl an die fünfzehn bis zwanzig Schädel auf die Steinplatte hin, wo sie wie große Nüsse herumkollerten und aneinanderstießen. Der Ton der hohlen Knochen wiederhallte grausig in der leeren Steinhalle; und während die Alte einige heruntergefallene Schädel in ihre Schürze zusammenlas und dann auf die Steinplatte langsam wieder hinlegte, begann der Anatom, in der linken Hand die Laterne haltend und ihren Lichtstrahl richtend, und indem er in der Rechten die Schädel einen nach dem anderen hin- und herwandte und betastete, seine genaue Untersuchung. Ich zitterte am ganzen Leib vor Aufregung und Kälte; es herrschte eine lautlose Stille, die nur selten durch das Weib unterbrochen wurde, das sich stets mit kurzen Fragen an den Anatomen wandte; denn immer, wenn er einen Schädel untersucht hatte, schob sie ihm einen weiteren mit den Worten zu: „Wünschen Sie jetzt diesen, Herr Professor?", worauf er stets zustimmend nickte und seine Beobachtungen fortsetzte.

Plötzlich kehrte sich der Anatom mit seinem Gesicht nach mir und rief mir zu: „Greifen Sie doch hierher!", hob dabei einen der Schädel von der Steinplatte empor und hielt ihn in der hohlen Hand. Ich sah hin und bemerkte einen Schädel mit einer prachtvollen, klaren Stirne und an den Schläfen mehrere langgewellte Locken goldblonden Haares.

„Diese Erhöhungen und Vertiefungen! Diese Größe der Hirnschale! Tasten Sie doch!", und hierbei führte er meine rechte Hand, die ich nur zaghaft hinhielt, längs der Schädeldecke hin und her, „Ja, wir haben Mozarts Schädel vor uns!"

Mir kamen sofort Thränen in die Augen, und nachdem ich mit ehrfürchtigem Schauer den Kopf betastet hatte, zog ich schnell meine Hand zurück; durch die Thränen blinzelnd, sah ich nach dem Schädel hin.

Unterdessen stellte der Anatom denselben wieder auf

die Steinplatte, rückte die Laterne näher und beſah ſich die blonden Schläfenlocken.

Sie waren noch ſo elaſtiſch, daß ſie ſich in mehrere Strähne theilten, und das Licht der Laterne gab den Haaren an manchen Stellen einen Glanz und Schein, als hätte das Haar einem Lebenden angehört.

Der Profeſſor ſchüttelte vor Verwunderung ſein Haupt, griff in die Locken des Schädels, ſtrich mit den Fingern langſam durch die Haare, erſt durch die rechte, dann durch die linke Schläfenlocke, und ſprach dann in ſanftem Tone vor ſich hin:

„Weich und zart wie feinſte Seide! — Du, guter Junge du!“ und ſich an mich wendend: „Möchten Sie nicht auch verſuchen? Fahren Sie mit Ihren Fingern durch die Haare, Sie werden glauben, die Locken Ihrer Geliebten zu ſtreicheln!“

Aber ich war nicht dazu zu bringen, dem liebenswürdigſten Unſterblichen durch das Haar zu fahren; es war mir ganz unmöglich, und ich mußte dies dem Anatomen auch offen ſagen.

„Wie kann ich ihm in ſeine Locken greifen?“ antwortete ich, „Was würde er dazu ſagen, wenn er es wüßte, daß man ihm...“, und hier konnte ich vor Weinen nicht weiter ſprechen.

„Sie haben, junger Mann, in Ihrem Sinne recht,“ ſprach der Anatom in gerührtem Tone zu mir, „Sie wollen dem Genie nicht zu nahe treten, das der Welt ſo früh dahinſchwand. Aber — ſeine Güte hätte auch das geduldet!“

„So viel Genie und ſo viel Arbeit!“, ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „ſo viel Empfindung und ſo viel Schönheit! Alles nur, um die Welt zu erfreuen und ſich jeden Menſchen zum Freunde zu machen; und doch lebte und ſtarb er einſam, und erſt im Maſſengrabe drängten ſich Todte, und drängen wir Lebende uns an ihn heran, — nun, da er nicht mehr lieben kann!“

Kampf der Geschlechter.

Eine Frau hatte bereits hundert Männer zu Grunde gerichtet, da sagte ihr Jemand: „Ich kenne einen Mann, der Euch Stand hält.“ Die Frau antwortete: „Schnell, seht, daß er hieher kommt!“

Der Mann kam.

„Frau, erspart Euch Eure Künste; ich habe bereits an die dreißig Jahre hindurch allen Frauenkünsten zu widerstehen gewußt; ich bin nimmermehr zu unterjochen.“

Die Frau, mit sehr niedergeschlagener Miene, sprach: „So reicht mir denn Eure Rechte, wir wollen, wenn es so ist, von nun an gute Freunde bleiben. Worin besteht denn aber Euere geheime Kraft?“

„Ich bin im Stande, einen Gedanken zu denken, den andere Männer nie zu denken vermögen.“

„Und welcher Gedanke ist dies?“, frug die Frau hastig, zog ihre Hand aus der seinen und sah ihm fest in die Augen.

„Ich kann mir in Gegenwart der schönsten Frau, die ich noch nie berührt, genau vorstellen, wie es eine Stunde nachher sein wird.“

„So weit lasse ich Euch ja nie gelangen!“, rief die Frau aus und warf sich, hell auflachend, in ihrem Sitze zurück.

Auf das hin heftete sich der Blick des Mannes, der durch diese Worte ganz verwirrt wurde, einen Augenblick starr auf das Antlitz der Frau, und dann warf es ihn mit solcher Gewalt vor ihr auf die Kniee, daß er wie ein Leichnam zu ihren Füßen liegen blieb.

Der erste Mann.

Unmuthig und dem Weinen nahe, kam ein Mädchen in das Haus zurück, in dem es mit mehreren anderen Mädchen bei einer alten Frau wohnte, unter deren Schutz dieselben Männerbesuche zu empfangen pflegten.

Dieses Mädchen war eben im Beginn seiner Laufbahn; aber, obwohl noch ziemlich jung und hübsch, wollte es ihr dennoch an den ersten Tagen ihrer Spaziergänge durch die Stadt nicht gelingen, einen Mann zu fangen.

Einige der älteren Mädchen gaben ihr zwar auf ihr Befragen, etwas widerwillig, einige kurze Andeutungen, wie sie sich hiebei zu benehmen habe; dennoch kam das Mädchen an den nächsten Abenden noch immer leer nach Hause.

Als sie nun so allein in den Hausflur trat, begannen mehrere ihrer Colleginnen höhnisch zu lachen; und während die Novize, gekränkt, die Anderen voll Gram anblickte, kam eines der Mädchen von der Straße her ins Haus, mit stolz aufgerichtetem Kopfe einen Mann hinter sich her führend, und stieg mit diesem die eiserne Wendeltreppe empor, die zu den Zimmern der Liebesunterhaltungen führte.

Bekümmert sah die Novize diesem Mädchen nach; dieses aber beugte sich stets, wenn sie bei ihren Wendungen auf der Treppe das Gesicht nach unten gegen jene richten konnte, etwas über das Stiegengeländer vor, blickte höhnisch auf sie hinab und streckte dabei die Zunge nach ihr heraus, so weit sie eben konnte.

Das junge Mädchen konnte seine Thränen nicht mehr zurückhalten und lief zu der Alten, um sich über diese Beleidigungen zu beklagen.

Die alte Frau, die in diesen Dingen reiche Erfahrungen und überdies große natürliche Klugheit besaß, tröstete sie, so gut es ging; versicherte sie, sie wolle ihr ja noch gar keine

Vorwürfe darüber machen, daß sie dem Hause noch nichts verdiene, obwohl sie schon mehrere Tage hier wohne und von ihr verköstigt werde; und meinte, es werde schon Alles kommen, was sie wünsche, sie möge nur noch kurze Zeit Geduld haben. Oft läge es nur an einer Kleinigkeit, die die Männer zurückhaltend mache oder gar abstoße; sei aber diese Kleinigkeit behoben, dann gehe es meistens um so rascher, mitunter mit Riesenschritten, vorwärts.

Dabei sah die Frau dem Mädchen aufmerksam ins Gesicht, dachte einen Augenblick nach und fragte sie dann in gleichgültigem Tone, ob sie nicht etwa während ihrer Spaziergänge eine bekümmerte Miene zur Schau trage. Als das Mädchen erwiderte, es wisse das selbst nicht, bemerkte die Alte in treuherzig-ernstem Tone: „Das Allererste ist, ein heiteres und siegesgewisses Gesicht zu machen! Wenn es Dir in Deinem Innersten noch so wehe zu Muthe ist, wenn Du die größten Sorgen und den größten Schmerz zu tragen hättest, ja, wenn Dir erst vor einer Stunde Deine Mutter gestorben wäre — Du darfst das Alles nicht merken lassen!" Und als das Mädchen hiebei mit dem Ausdrucke der höchsten Verwunderung und Bitterkeit der alten Frau in die Augen sah, fuhr diese fort: „Ausgenommen, natürlich, es liegt Dir nichts daran, zu verhungern! Es gibt schon solche Mädchen, bist Du etwa auch ein solches?"

„Wäre ich sonst zu diesem Leben gegangen," erwiderte die Novize, „wenn ich hätte verhungern wollen?"

„Nun also, meine Liebe," setzte die Alte fort, „dann gib auf Deine Miene Acht, und sieh immer so drein, als ob Du's nur zum Vergnügen thätest, und als ob stets eine ganze Schaar von Männern hinter Dir her wäre! Das kann Dir doch nicht schwer fallen? Bedenke, daß z. B. eine Schauspielerin mehrere Stunden lang, und das Abend für Abend, sich verstellen muß; was sage ich, eine Schauspielerin! Jedes Mädchen, auch aus dem besten Hause, sie mag reich sein, sie mag schön sein wie nur immer — wenn ein passender männlicher Besuch kömmt, oder wenn sie selbst eine ganze Nacht hindurch auf einem Balle zubringt, muß sich ungleich mehr Zwang auferlegen, als Du und Deinesgleichen. Könntest Du's nur so sehen, wie ich es hundertmale gesehen, wie sie

förmlich aufathmen und in sich zusammenfallen, wenn sie endlich allein oder nur unter Weibsvolk sind! Und kömmt dann der Moment, in dem es wieder nöthig ist, sind sie wieder munter, hüpfen und springen wie ein Federball, Alles lebt wieder in ihnen auf und glänzt und sprüht Feuer unter diesem Zwang. Und siehst Du: Diese Mädchen und Frauen, sie treffen es Alle, man braucht gar nicht erst lange in sie hineinzureden! Warum solltest also Du es nicht treffen?"

Und da das Mädchen wachsendes Zutrauen und sogar ein Lächeln in ihren Mienen zeigte, benutzte die Alte diese Stimmung, um ihr volles und ganzes Selbstvertrauen beizubringen. „Ich bin dessen sicher," sagte sie, „als ob ich dabei gewesen wäre, daß, nachdem Du beim allerersten Gang nichts erobert hast, Du den Muth verlorst, und am zweiten Tage ganz betrübt auf der Straße einhergingst. Gesteh es jetzt!"

„Es mag wohl so gewesen sein, es gingen mir ja auch die Beleidigungen der anderen Mädchen sehr nahe," erwiderte das Mädchen, das vor der Alten wie eine ABC-Schülerin vor ihrem Lehrer da stand.

„Nun denn," rief die Frau aus, „da kann natürlich kein Mann anbeißen! Zieh Dich an, wie eine Prinzessin, sei schön wie die Venus, es geht Dir Niemand nach! Die Männer, mein Kind, wollen durch Euch Mädchen munter werden, wollen sich austoben, aber nicht: traurige Mienen sehen, Mitleid haben und dergleichen mehr; davon haben sie genug zu Hause und bei ihren Beschäftigungen. Also, merke Dir das Alles, es war das Wichtigste von dem, was ich Dir sagen wollte. Daß Dich die anderen Mädchen auslachen, laß Dir nicht nahe gehen; ihnen ist's nicht anders gegangen, als Dir, und Du bist nicht die erste und nicht die letzte, die ich muthig machen muß; ich thu's ja gerne, bin ich doch Euere Freundin, Euere zweite Mutter!... Dann aber sehe ich" — fuhr die Alte fort, mit der Fingerspitze im Gesicht des Mädchens herumfahrend — „hier einige Falten, die Dir sehr schaden müssen."

Das Mädchen sah, ganz erschreckt, schnell in den Spiegel. „Welche denn?"

„Erschrick nicht gar so sehr!", beruhigte sie die Frau, „Nimm einfach etwas Puder und fülle hier diese zwei

Linien aus, die von der Nase zu den Mundwinkeln herabgehen; wenn Du das thust, wirst Du um mindestens fünf Jahre jünger. Und jetzt, an die Arbeit! Thu Alles so, wie ich Dir sagte, der Erfolg wird nicht ausbleiben."

Voll Dankbarkeit und Rührung entfernte sich das Mädchen, ging in ihr Zimmer, kleidete sich an, schminkte sich nach dem Rathe der Alten an der richtigen Stelle, setzte dann ihren kleinen Hut kokett, recht schief, auf ihren Kopf und ging munter und singend die Treppe hinab und zum Hause hinaus.

Sie bog in die große Straße ein, die zu den öffentlichen Spaziergängen führte, hüpfte dabei mehr als sie ging, und war in ihrem ganzen Auftreten voll Sicherheit und Heiterkeit. Es dauerte nur wenige Minuten, als sie schon merkte, daß ein Mann hinter ihr herging.

Er war sehr elegant gekleidet, hatte beide Hände in den vorderen Rocktaschen und hielt dabei sein Spazierstöckchen wie ein Gewehr aufrecht und knapp an seinem Oberkörper; er tänzelte ein wenig und machte immerwährend ein sehr pfiffiges Gesicht.

Das Mädchen ging nun absichtlich, in unregelmäßiger Weise bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Weges und war, da der Mann ihr immer genau folgte, bald davon überzeugt, daß sie ihren Zweck erreicht habe.

Im ersten Augenblicke dachte sie nur daran, daß sie von jetzt an vor ihren Colleginnen als gleichberechtigt dastehen werde; und sie wünschte nichts sehnlicher, als daß sie jenem Mädchen, das die Zunge nach ihr ausgestreckt hatte, baldigst begegnen könnte. Sodann dachte sie daran, wie die Alte sie loben, und endlich überlegte sie, wie viel dieser, gewiß elegante, Mann ihr wohl geben würde.

Als dies Alles erwogen war, blickte sie schalkhaft ein wenig zurück und sah, daß jener Mann noch immer dicht hinter ihr her war und kein Auge von ihr wandte. Anstatt nun geradewegs nach Hause zu gehen, kam ihr die Laune, diese Scene so viel als möglich zu verlängern, und sie begann, ganz langsam einherzuschreiten. Es überkam sie ein Wohlgefühl, wie sie noch nie eines empfunden hatte, da ihr zum Bewußtsein kam, daß sie jetzt wie eine Herrin und

Gebieterin einherginge, und ein Mann ihr, wie ein Diener oder Sclave, gehorsam nachfolge.

„Jetzt habe auch ich endlich meine Macht gezeigt!", sagte sie sich, „Wie hoch stehe ich über diesem Menschen da, der mir folgsam wie ein Hündchen nachläuft! Ich könnte jetzt stundenlang im Zickzack gehen, und der arme Mann würde nicht aufhören, mir zu folgen! Welche Bedeutung muß doch in uns Frauen liegen, daß wir eine solche Macht über die Männer ausüben?" Und dabei hob sie die Röcke auf einer Seite ein wenig in die Höhe, setzte ihren Fuß, statt gerade aus, stets mit einer sanften und zierlichen Drehung auf das Pflaster hin; und durch alle diese Gedanken und Absichten wurde sie so sehr von Vergnügen erfüllt, daß sie wie berauscht und voll Hoheit durch die Straße schritt.

Der Mann wiederum empfand eine immer größere Freude darüber, ein so herrliches Mädchen gefunden zu haben, und nach einigen Minuten schwenkte endlich dieses seitwärts ein und ging ihrem Hause zu.

Sie stiegen nun dieselbe Wendeltreppe hinan, auf der die Novize früher so verächtlich von ihrer Collegin behandelt worden war; das Mädchen öffnete die Thüre zum Salon, machte eine graciöse Verbeugung, ließ den Mann unter freundlichem Lächeln in den halberleuchteten Raum eintreten und bat um einige Augenblicke Geduld, sie müsse sich im Nebenzimmer umkleiden.

„Also mein erster Mann!", sprach sie voll Freude zu sich selbst, und empfand in ihrem Herzen für den daneben wartenden Herrn eine wirkliche Zuneigung.

Sie legte nun rasch ihre Straßenkleider ab, sah in den Spiegel und erinnerte sich hiebei an ihre geschminkten Falten. „Nun," sagte sie sich, „die Schminke hat ihre Schuldigkeit gethan und im Halbdunkel drin brauche ich sie nicht mehr. Und der gute Mann wird mich ja gewiß auf Mund und Wangen küssen wollen: warum soll ich ihn Reismehl küssen lassen?", wusch die Schminke ab, und trat, da sie den Mann bereits vor Ungeduld husten hörte, lächelnd in den Salon ein.

Tamerlan und Hafis.

Tamerlan eroberte Fars und hielt daselbst Rast. Da kam ein Sofi: „Großer Chan, Du hältst Dich mit Recht für den Größten; aber hier lebt Chodscha Mohammed Schemseddin, genannt Hafis, ein bloßer Dichter, der hält sich für größer als Dich; denn in einer seiner Ghaselen sagt er:

„„Nähme mein Herz in die Hand der schöne Knabe von Schiras,
Gerne gäb' ich für sein Muttermal Buchara und Samarkand hin.““

„Man bringe Hafis her!“

„Ich habe mit glänzendem Schwert den größten Theil der Welt erobert und tausend Länder bloß deswegen meiner Botmäßigkeit unterworfen, um Samarkand und Buchara, die beiden Hauptstädte meines Vaterlands, vor allen anderen empor zu bringen; und Du unterstehst Dich, dieselben für das Mal Deines Lieblings feil zu bieten?“

„Herr der Welt, betrachte nur den Verschenker, und Du wirst ihm sogleich verzeihen!“

„Das war ein gutes Wort, Hafis. Bleibe, und sage mir jetzt dies: Woran erkennt man den wahren Dichter? Sururi, aus meinem Gefolge, behauptet, er sei ein Dichter, weil er das, was ich gemacht habe, mir in Reimen wiedererzählt. Ich möchte ihm nicht Unrecht thun; was hältst Du davon?“

„Großer Chan, ob Jemand ein wahrer Dichter sei, kann man nach seinem Gedicht beurtheilen, wie den Verstand des Menschen nach seinem Angesicht; mehr läßt sich darüber nicht sagen.“

„Aber es hat doch Sudi ein großes Buch über die Regeln geschrieben, an die Ihr Dichter Euch halten müßt? — Du lächelst?“

„Er ſchreckt bloß die Knaben!“

„Wenn meine Hofdichter und Gelehrten Dich hören würden, erginge es Dir ſchlecht; und doch ſcheinſt Du die Sachen beſſer zu verſtehen, als ſie Alle. — Jetzt aber ſage mir wieder ein Anderes: Wie erkenne ich, ob mir Jemand treu geſinnt bleibt?“

„Mächtiger Herr, Dein Diener ſteht in größter Unwiſſenheit vor Dir. Ein längſt vergeſſener Gedanke, der plötzlich aufſteigt, der Blick eines Weibes, ein Luftzug — ſchaffen Dir Gleichgültige aus Freunden, Feinde aus Gleichgültigen, ja Feinde aus Freunden. Daher ſage ich nur dies: Vertraue und ſei vorſichtig!“

„Hafis, Du biſt nicht nur ein Dichter, auch ein Weltmann und ein Weiſer; ſprich einen Wunſch aus, ich will Dir ihn erfüllen.“

„Laß mich von hinnen gehen, und, wie die Leute ſagen, mich mit meinem Müßiggang beſchäftigen.“

„Das ſei Dir in Gnaden gewährt.“

Das Licht des Philosophen Mih-tse.

Von dem Gipfel eines hohen Berges strahlte plötzlich ein großes Licht.

Die Bevölkerung des Thales konnte sich das nicht erklären; da sagte ein Landmann: „Ich sah vorhin Mih-tse den Berg hinaufsteigen.“ Alle blickten hinauf, und als sie scharf hinsahen, erhob sich gerade der Philosoph von seinem Sitze auf dem Gipfel des Berges, schritt abwärts, und gleichzeitig erlosch das Licht.

Als er vor den Leuten vorbeikam, trat ein Greis aus der Menge hervor und fragte: „Ist das große Licht etwa von Eurem Antlitze ausgegangen? Welche glückliche Empfindung hat Euer Herrlichkeit erfüllt?“

„Vor Jahren hat mich ein Freund getadelt,“ erwiderte Mih-tse, „und daran erinnerte ich mich, als ich oben saß.“

Gedanken-Schlacht.

Zwei Männer schritten die Landstraße einher.

Immer schweigend.

Ihre Schritte waren groß und fest, sie zerrieben den Staub unter ihren Füßen.

Das waren zwei Brüder; die gingen Erbschaft theilen.

Da war Keiner gegen den Anderen um einen Zoll voraus oder zurück.

Sie schritten, mächtig ausgreifend, dahin; immer schweigend.

Der Schmeichler.

Ein Mensch, der sich gerne viel unter den Anderen herumtrieb, pflegte sich ganz nahe an irgend Jemanden, den er eben ins Auge faßte, heranzustellen, und wenn nun das Gespräch begann, floß ihm sofort ein schleimiger, süßer Faden aus dem Mund. Mit diesem Faden ging er um den Zuhörer herum, er umwickelte ihn, schnürte ihn ein, zehrte an ihm und versetzte ihn in eine Art von Halbschlaf. Wenn es so weit war, ging er langsam davon und zog den Anderen an dem letzten Stück des Fadens mit seinem Munde nach sich, wie man ein Hündchen an der Leine führt.

Wie er anfangs den Faden befestigte?

Er legte stets dem Anderen die rechte Hand mit sanftem, ein warmes Gefühl erweckenden, Druck auf die linke Schulter, befestigte hiebei den Anfang des Fadens, ohne daß Jener es merkte, und setzte, nachdem dies einmal gelungen war, dann seine Thätigkeit fort.

Nicht an den Gräbern vorüber!

Ein Mann fuhr einst in Gesellschaft mehrerer Freunde aus der Stadt hinaus, um in ländlicher Gegend einen heiteren Tag zu verbringen.

Während sie in fröhlichem Gespräch begriffen waren, näherte sich ihr Wagen dem großen Friedhofe der Stadt; und als sie ihm ganz nahe waren, und jener Mann zum Wagenfenster hinaussah, erblickte er mit Einem Male die unabsehbare Zahl von Grabsteinen vor sich.

Da wurde er plötzlich stille und nachdenklich.

„Unter diesen Grabsteinen," sagte er sich, „befindet sich auch jener meiner Mutter! Jener meines Vaters! Jener meines armen Bruders! Ich soll hier zur Freude und Lust vorüber fahren und die Gräber meiner Theueren hinter mir zurücklassen?"

„Freunde," rief er aus, „ich fahre nicht weiter. Der Gedanke an die Gräber meiner Lieben würde mich bei unserer Unterhaltung verfolgen, und ich bringe es ja nicht einmal übers Herz, an ihnen vorüber zu fahren! Zu rechter Zeit habe ich sie vor mir erblickt, um Euch zu verlassen und allein zurückzukehren. Seid heiter und glücklich, Ihr habt nicht Grund, zu trauern, wie ich!"

„Laß das Trauern!", erwiderten die Freunde, „Wenn Deine Theueren lebten, so würden sie sich mit Dir freuen, daß Du mit Deinen guten Freunden Deinem Vergnügen entgegen fährst, und wenn sie es jetzt wissen könnten, daß Du uns verlassen willst, so würden sie Dir gewiß rathen, bei uns zu bleiben."

„Nein," entgegnete er, „so ist es nicht! Wenn sie leben würden und wenn sie jetzt wissen könnten, was ich thue, so wären dort nicht die Gräber meiner guten Eltern und meines guten, armen Bruders! Laßt mich zurückkehren, denn ich tauge heute nicht zu Euch; laßt mich zurückkehren und ungestört daran denken, daß die Theueren mich in der Welt allein zurückgelassen haben!"

Das alte und das neue Licht.

Es war schon sehr spät des Nachts, als ein alter Mann, von einem Besuche heimkehrend, an seine Hausthüre trat.

In den Straßen war es vollkommen stille, nur in wenigen Fenstern sah man noch Licht; fast Alles schlief.

Der Alte nahm mit zitternder Hand den Hausschlüssel aus seiner Tasche, und sich auf die baldige Ruhe und den Schlaf freuend, steckte er den Schlüssel in das Schloß, drehte ihn bedächtig um und begann, langsam die Thüre zu öffnen.

In diesem Augenblicke stürzte vom oberen Ende der Straße eine schreiende Schaar von Knaben daher, jeder ein außerordentlich hell brennendes Licht, an einem langen Stabe befestigt, in seiner Hand.

Unter Johlen und Jauchzen kreisten sie in Unordnung umeinander, sahen dabei unverwandt auf ihre strahlenden Lichter und schrieen ununterbrochen: „Seht doch das neue Licht! Ein neues Licht! Wir haben ein neues Licht bekommen!“ Dann liefen sie im Kreise um eine Straßenlaterne herum, die gegen die hellen Lichter ganz trübe erschien, hielten letztere wie zum Hohne nahe der Laterne hin, lachten laut auf und rannten dann wie toll in der Straße auf und ab.

Dem Alten wurde außerordentlich wehe zu Muthe.

„Sehe man doch diese rohen Gesellen!“, sprach er vor sich hin, „In stiller Nacht einen solchen Lärm, der die Schlafenden weckt und die Ruhenden stört; und weshalb? .... So lange lebten wir beim alten Licht, recht und schlecht; wozu auf einmal ein neues? Und wie ist es so grell!“ — und hiebei hielt er sich die Hand vor die Augen — „Wie thut es den Augen so wehe!“

„Ihr Bengel," rief er dann den Knaben zu, „wollt Ihr nicht ſtille werden? Iſt jetzt die Zeit, in den Straßen zu lärmen? Seid Ihr raſend geworden?"

„So ſieh doch, Alter," rief ihm einer der Knaben zu, lief mit ſeinem Licht ganz nahe zur Straßenlaterne und hielt es zum Vergleiche daneben hin, „was ſagſt Du zu dem neuen Licht?"

„Geht mir aus den Augen, ihr frechen Buben!", ſchrie der Alte, „Fuchtelt mir nicht mit Euren ſchreienden Lichtern vor den Augen herum, es thut mir wehe; marſch fort, Buben!" Und hiebei drohte er den Knaben mit aufgehobener Fauſt.

„Geh ſchlafen, altes Licht," riefen ihm die Knaben entgegen, und im raſcheſten Tempo vor ihm vorbei laufend, ſchwangen ſie die Lichter, drehten ſie im Kreiſe und drangen in die nächſten Straßen unter Jauchzen und Schreien ein.

„Die Jugend verroht!... Die Menſchen ohne Pietät!... Die Genügſamkeit aus der Welt verſchwunden!" ſagte der Alte, der in der Hausthüre ſtand und den wilden Knaben nachſah, bis ſie ſich hinter der Straßenecke verlaufen hatten. „Ich aber gehe in mein ſtilles Haus und ſuche meine Ruhe!" Und damit trat er in den Hausflur, ſchloß die Thüre, zog den Schlüſſel ab und ſtieg brummend mühſam die Treppe hinauf.

Hafis in der Schenke.

Eines Tages, als Hafis in der Weinschenke saß, trat ein fremder Pilger ein, setzte sich auf den Teppich und begehrte Erfrischungen.

Hafis betrachtete den Gast zuerst sehr aufmerksam, knüpfte dann ein Gespräch mit ihm an und wurde nicht müde, sich über dessen Lebensschicksale und Wünsche mit ihm zu unterhalten.

Dabei hatte der Fremde nichts zu erzählen, was nicht tausend Andere ebenfalls zu erzählen pflegen, da seine Schicksale ganz gewöhnliche waren; zudem besaß er nicht die geringste Gelehrsamkeit und gab auf Hafis Fragen stets die allerunverständigsten Antworten.

Hafis ließ ihm trotzdem die besten Weine und die besten Speisen vorsetzen, und verabschiedete sich dann von ihm, als er weiter ging, so, als ob er mit ihm seine Jugendzeit verlebt hätte.

Der Alte, dem die Schenke gehörte, fragte: „Was hast Du, Hafis, an jenem Fremden gefunden?"

„Erinnerst Du Dich nicht mehr an Abu-Harun?", erwiderte Hafis, und als der Wirth mit Nein entgegnete, fuhr jener fort: „Abu-Harun war einer meiner treuesten Freunde. Vor Jahren trennte er sich von mir, um die Welt zu durchwandern, und seither habe ich keine Nachricht von ihm; ich weiß nicht, wo er sich befindet, nicht, ob es ihm wohl ergeht. Nun, jener Fremde gleicht Abu-Harun so sehr, daß ich ihn beim ersten Anblicke für ihn selbst gehalten hatte. Verstand und Gelehrsamkeit fehlen jenem Pilger: Abu-Harun hat Beides in hohem Maße; aber so sehr mich beim Anblicke des Fremden der Schmerz wegen Abwesenheit meines Freundes betrübte, so sehr fühlte ich mich doch durch den Anblick der äußeren Aehnlichkeit getröstet. Der bloße Schein der Anwesenheit Abu-Harun's hat mich schon beglückt, und zum Danke dafür ließ ich dem Fremden Speise und Trank vorsetzen."

Der Dichter Abu-Harun erzählt den Tod des Hafis.

Der Kalife sprach zu Abu-Harun: „Wir haben jetzt die lieblichen Verse des Hafis gehört, und sie haben unsere Seele erheitert; erzähle uns nun, wie seine Zuckerlippe erbleichte; Du warst ja ein Freund dieses göttlichen Mannes und bist an seinem Sterbebette gestanden.

Darauf beugten sich alle Hofleute vor, und auch die Sängerinnen und Tänzerinnen horchten auf die Worte des Abu-Harun, und dieser begann:

„Als Hafis auf dem Todbette lag, da standen wir, seine Freunde, um sein Bett herum und konnten uns vor Schmerz kaum aufrecht halten. Es waren wohl an zwanzig ältere und jüngere Männer; der jüngste seiner Freunde, und nicht sein schlechtester, kaum zwölf Jahre alt.

Als ich nun Hafis da liegen sah und die große Zahl seiner Freunde betrachtete, da kam mir in Erinnerung, was der Herrliche mir sagte, als wir einmal in Jugend und Gesundheit in der Weinschenke saßen. „„Sieh," sprach er, „es gibt Leute, die sagen, man könne nicht mehr als nur Einen wahren Freund haben; glaube diesen Worten nicht, diese Leute verstehen die Bedeutung der wahren Freundschaft nicht. Freundschaft ist nicht so enge, wie die Liebe, die sich Einem Menschen hingibt und alle Anderen und die ganze Welt geringe achtet. Glaube dem Hafis, er kennt die Liebe so gut wie ein Anderer und die Freundschaft besser als jeder Andere. Wir Freunde dulden unsere Fehler, erfreuen uns unserer Vorzüge; unsere kleinen Streitigkeiten vergessen wir und erinnern uns nur unserer gemeinschaftlichen Vergnügungen; wir stützen und vertheidigen einander und erfreuen uns in glücklicher Betrachtung der Herrlichkeiten des Lebens, der Lieblichkeit der Frauen und der

Schönheit der Dichtkunst. Wir könnten unserer so Viele sein, wie Sterne am Himmel, und Niemand von uns würde dabei verlieren!“ “

An diese Worte erinnerte ich mich und sah dann wieder auf Hafis hin. Er war schon zu schwach, um zu sprechen, erhob ganz leicht den Kopf und sah nun alle Freunde, einen nach dem Anderen, aufmerksam an. Was Jeder von uns in diesem Augenblick mit ihm sprach, ohne daß wir die Lippen öffneten, Das, o Fürst der Gläubigen, erlasse mir, zu sagen; es würden zehntausend Worte hiezu nicht ausreichen. Nachdem er Alle angeblickt hatte, blieb er eine Weile ruhig und sah vor sich hin, dann aber traten ihm Thränen in die Augen, und er begann zu weinen und zu schluchzen wie ein Kind.

Wir konnten Das nicht ansehen, hielten unsere Hände vor das Gesicht, und die Thränen strömten über unsere Wangen. Als wir die Hände von unseren Augen abhoben und nach Hafis hinsahen, war er bereits in das Paradies des Allmächtigen eingegangen!“

Nach dieser Erzählung des Abu-Harun waren der Kalife, die Hofleute und selbst die Tänzerinnen und Sängerinnen so erschüttert, daß sie beinahe ohnmächtig wurden. Nach einer Weile erhob sich der König von seinem Throne und rief aus: „Es beengt mich, daß ich Gewalt über Euch habe; Sclaven und Sclavinnen, wer von Euch frei sein will, ich gebe Euch frei!“ — Aber es wollte ihn Niemand verlassen.

Das Schicksal des Abu-Harun.

Abu-Harun pflegte zu sagen: Von einem Manne, der Frauen Anderer liebt, dürfe Niemand eine Einladung zum Speisen annehmen; denn man könne nie wissen, ob man ihm nicht im Wege sei.

Nun hörte Abdallah, ein unlängst zugereister, sehr angesehener und reicher Kaufmann, von diesem Ausspruch des Abu-Harun. Er sandte einen Boten zu ihm und ließ ihn um einen Besuch in seine Wohnung bitten, er wolle ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu Rathe ziehen; denn nach jenem Ausspruch, von dem er gehört, müsse er auf die große Weisheit Abu-Haruns schließen.

Dieser leistete der Einladung Abdallah's Folge; und nachdem Beide eben ein köstliches Mahl beendet hatten und zu trinken begannen, sagte der Kaufmann: „Ich genoß bisher noch nie das Glück, mit Euch zu verkehren; aber Dichter und Weise, wie Ihr, sind von der Natur selbst zu Rathgebern aller Menschen geschaffen worden, und ich habe daher ein solches Vertrauen, Euch meine wichtigsten Angelegenheiten mitzutheilen und um Euere Ansicht zu bitten, als ob Ihr mein Jugendfreund wäret."

Abu-Harun fragte, welche Angelegenheit er meine, und Abdallah fuhr fort:

„Ich bin vor ungefähr acht Tagen hierher gekommen, um Waaren für meine Heimath einzukaufen. Eines Abends, als ich meine Geschäfte beendet hatte und durch die Straßen ging, begegnete ich einer so schönen Frau, daß ich beinahe die Besinnung verlor. Ich ging ihr nach, gewann sie, und gestern, nachdem ich bereits mehreremale mit ihr zur Freude beisammen gewesen war, gestand sie mir erst, sie sei ver-

heirathet. Sogleich erinnerte ich mich an Eueren Ausspruch; ich ließ Euch daher zu mir bitten, und frage Euch nun: Könnt Ihr es dem Liebhaber einer so schönen, verheiratheten Frau verdenken, wenn er ihrem Gatten nach dem Leben trachtet?"

Abu-Harun erwiderte: „Ich verdenke es ihm nicht, denn die Leidenschaft reißt ihn hin, aber ich warne Jeden, ihm in die Nähe zu kommen."

Darauf erhob sich Abdallah rasch von seinem Sitze und rief höhnend aus:

„Dann hättet Ihr wahrlich besser gethan, nicht hieher zu kommen; denn, wisset, das Weib, das ich liebe, ist Euer Weib, und der Wein, den ich Euch aus jener Flasche zu trinken gab, war vergiftet!"

Ehebruchs-Scene.

Aus dem Thore eines Hauses traten zwei Menschen auf die Straße hinaus: Eine Frau und ihr blinder Mann.

In demselben Augenblicke, da die Frau den Blinden beim Hinabsteigen einer Stufe vor dem Thore unterstützte, kam an ihnen ein sehr finster blickender Mann vorüber; und kaum, als die Frau ihn gesehen und irgend etwas an ihm beobachtete, wovon sie sich keine Rechenschaft hätte geben und was auch niemand Anderer hätte verstehen können, warf sie ihm blitzschnell einen durchbohrend lockenden Blick zu.

Der fremde Mann, dem Weiberuntreue das Leben untergraben hatte, und der in Folge dessen immer zwischen Weiterleben und Selbstmord schwankte, warf einen furchtbaren Blick auf die Frau, dann auf ihren blinden Gatten, und mit den Worten: „So weit treibt Ihr's, Ihr Weiber?", stürzte er mit rasch gezücktem Dolch auf sie zu und erstach sie auf der Stelle.

Die weißen Haare des Lao-tse.

Den Knaben Tschuang-tse an der Hand, ging der junge Lao-tse über die Wiesen am blauen Flusse. Der Knabe war voll Freude über die grünen Kräuter und bunten Blumen, und sagte zu Lao-tse: „Wenn die Erde schon von außen so schön ist, wie mag sie es erst im Innern sein?"

Darauf stieß Lao-tse seinen Fuß in das schwarze Erdreich. „Sieh hier das Innere!"

Der Knabe weinte darüber, und der junge Gelehrte sprach zu ihm: „Bis Du mehr Wissen hast, wirst Du darüber nicht mehr erstaunen, und wenn mehr Jahre in Dich gedrungen sind, wirst Du Dich darüber nicht mehr betrüben." — —

Als nun Lao-tse in der Dämmerung nach Hause kam und in sein Zimmer trat, saß ein Mädchen auf seinem Studierstuhl, ihr Antlitz so strahlend, daß Lao-tse sprachlos bei der Thüre stehen blieb und sein Auge nicht von ihr wenden konnte.

Das Mädchen senkte den Blick, lächelte und sprach: „Warum schickst Du mich aus dem Zimmer des Mannes nicht in den westlichen Pavillon? Mädchen gehören nicht in die Behausung des Weisen; warum befiehlst Du mich nicht in den westlichen Pavillon?"

Lao-tse legte seine Rechte an sein Herz und verbeugte sich.

„Warum fragst Du mich nicht, woher ich komme?"

Lao-tse machte eine abwehrende Bewegung.

Darauf lächelte sie ihm so liebreizend zu, daß ihn die höchste Seligkeit durchdrang, und er rief aus: „Der erhabene Weltgeist, das Tao, strahlt aus Dir hervor; durch Dein

Auge fließt der mächtige Strom in die Welt hinaus, öffne Dein Inneres und laß mich das große Tao erkennen!"

Das Mädchen griff mit der Rechten in ihr Gesicht, riß sich plötzlich ihre lächelnde Haut herab, hielt sie wie eine liebliche Larve neben ihren Kopf und sprach: „Sieh hier das Innere."

Lao-tse schrie laut auf, und das Blut verkroch sich in seine Adern; sein linkes Auge sah die glänzende Haut, reizend geformt und weiß wie die Blüthe des Pflaumenbaums; sein rechtes Auge sah Adern, Sehnen und blutiges Fleisch. Das Mädchen näherte hierauf wieder ihre Hautlarve, bis keine Trennung mehr zu merken war; lächelnd schloß sie sich wieder an, und das Antlitz strahlte wie früher.

Da fragte Lao-tse: „Warum zerrst Du Deine Haut in so häßliche Falten?" Das Mädchen erwiderte ihm nicht, ihre Miene wurde immer ernster, dann erhob sie sich von ihrem Sitze; der Glanz in der Stube verschwand, und Lao-tse stand allein, im tiefsten Dunkel; das letzte seiner schwarzen Haare ward weiß wie der Schnee vom Küen-Lün.

Kampf Alexander's des Großen mit einem Löwen.

Nach dem Einzuge Alexanders in Babylon zeigte man ihm unter anderen Merkwürdigkeiten dieser großen Stadt auch die wilden Thiere, die daselbst in Behältnissen inmitten eines Gartens aufbewahrt wurden.

Nach der Besichtigung der Schlangen, Tiger und Elefanten führte man den König zu dem Käfig eines Löwen, der durch Schönheit und Größe ganz besonders ausgezeichnet war.

Als Alexander mit seinen Begleitern sich dem Löwen näherte, war dieser so gelagert, daß sein Kopf von der vordern Seite des Käfigs etwas abgewendet und sein Blick seitwärts nach einem bestimmten Punkte ins Freie hinaus gerichtet war, während er seinen Körper vollkommen regungslos hielt. Auch als der König und sein Gefolge immer näher und endlich ganz nahe gekommen waren, regte sich der Löwe nicht; keiner seiner Muskeln zuckte, sein hoch aufgerichteter Kopf blieb abgewandt, und sein Blick behielt immer dieselbe Richtung bei.

Das verdroß Alexander.

Er brach das Gespräch mit seinen Begleitern ab und betrachtete das Thier mit immer strengerer Miene. Jene konnten sich des Königs mißmuthiges Aussehen nicht erklären, und Bagophernes, Statthalter von Babylon, der Vornehmste des Gefolges, ergriff schnell das Wort und sprach zu Alexander, während er sich gleichzeitig tief verneigte: „Wenn Du nicht ein Gott wärst, so könnte man Deine Kraft mit der dieses Löwen vergleichen."

Aber der König, der nur mit halbem Ohre zugehört, erwiderte darauf nichts, behielt sein finsteres Aussehen und sah das Thier mit immer steigender Aufregung an.

Der Löwe aber rührte sich noch immer nicht.

Es entstand nun eine vollkommene Stille; der Löwe blickte seitwärts ins Freie, Alexander betrachtete den Löwen, das Gefolge betrachtete Alexander.

Während dessen forschte dieser in seinem Innern nach Gründen, die ihm das Verhalten des Thieres erklären sollten, und er beruhigte sich endlich bei dem Gedanken, der Löwe sei wohl jetzt in der Verdauung begriffen, und da falle ihm jede Bewegung sehr schwer. Er wagte es aber nicht, den neben ihm stehenden Thierwärter darüber zu befragen. In diesem Augenblick summte eine Biene vorbei, flog in den Käfig und setzte sich dem Löwen auf den Rücken. Schnell wie der Blitz schlug der Löwe seinen Schweif nach ihr, zerdrückte sie und, ohne auch nur mit den Augen zu zwinkern, warf er dann den Schweif mit solcher Gewalt rasch im Bogen hin und her, daß er wie ein schwerer eiserner Hammer auf den Boden seines Käfigs niederhämmerte.

Hiedurch gerieth Alexander so sehr in Zorn, daß er mit wüthendem Blicke einen raschen Sprung zur Seite machte und sich gerade vor den Löwen hinstellte, um ihm die Aussicht zu benehmen und ihn auf diese Weise zu zwingen, ihn anzusehen.

Da nun der Löwe dies bemerkte, zog er seine Augenlider langsam zusammen, als ob er schlafen wollte, und hielt seine Augen so lange geschlossen, bis Alexander sich weggegeben hatte, und die Aussicht wieder frei war.

Da schrie der König in barschem Tone seinen Begleitern zu, er wolle nunmehr in den Palast zurück; worauf sogleich Bagophernes, die Chaldäer und Magier sich zusammenschoben und kleinlaut hinter ihm hergingen. Nach wenigen Schritten jedoch blieb der König wieder stehen, und wandte sich nach dem Löwen um, in der Hoffnung, sein Schreien und sein Abgang werde dessen Haltung gestört haben. Allein der Löwe lag noch genau so wie zu Anfang da, hielt den Kopf hochaufgerichtet zur Seite, blickte nach demselben Punkte wie früher ins Freie, und rührte sich nicht, als ob weder Jemand gekommen, noch gegangen wäre.

Da wandte sich denn Alexander und ging gesenkten Hauptes, nachdenklich und schweigsam in seinen Palast zurück.

Eine Scene nach der Schlacht bei Austerlitz.

Wie bekannt, hatte ein französisches Garderegiment während der Austerlitzer Schlacht seine Fahne eingebüßt; und es wird nun erzählt, Napoleon habe eine furchtbare Ansprache an das Regiment gehalten und gesagt, er gebe ihm keine neue Fahne, bis es nicht in einer nächsten Schlacht die Schande gut gemacht habe; worauf die Soldaten beschämt und voll Zerknirschung wie Kinder geweint und in der nächsten Schlacht mit einer bis dahin unerhörten Todesverachtung gekämpft haben sollen, und dann von Napoleon eine neue Fahne erhielten.

Der Verlust der Fahne jenes Garderegiments ist nun eine Thatsache; was sich aber weiter daran knüpfte, wird in politischem und militärischem Interesse unrichtig, ja der Wahrheit geradezu entgegengesetzt, erzählt. Also:

Nur durch einen besonderen Zufall, über den näher zu berichten, hier zu weit führen würde, gelangte ich zur Kenntniß des wahren Sachverhalts.

Napoleon, zu Pferde und von seinen Marschällen umgeben, fragte — und das ist ganz richtig — mit weithin hallender Stimme das Regiment: „Wo habt Ihr Euere Fahne?"; darauf tiefes Stillschweigen. „Ich frage," setzte Napoleon fort, „wo ist Euere Fahne hingekommen?"

Hier entstand wieder eine Pause; dann trat — und hier beginnt die richtige Darstellung des weiteren Vorganges — zu Aller Erstaunen ein alter Gardist, der als der Tapferste des Regiments bekannt war, aus der Reihe hervor und schrie Napoleon zu: „Such Dir sie!" — Bonaparte, einen Moment verblüfft, wie er es in seinem ganzen Leben noch nie gewesen, faßte sich rasch, wandte sich gegen

seinen Adjutanten und bedeutete ihm mit leiser Stimme, den alten Soldaten abzuführen. Jeder wußte, das heiße, ihn sofort erschießen zu lassen.

Aber gerade Dies erweckte in einem zweiten, noch ganz jungen, Gardisten einen Gedankengang, den ich nicht darstellen will, und den Jeder, der das liest, sich selbst entwickeln mag. Und in jenem erhabenen Zustande, in dem man fühlt: Bei meinem Leben, das muß jetzt gesagt werden, sonst wird es niemals gesagt! — und in höchstem Zorn einer Art von welthistorischer Empfindung dieser ganzen Scene — rief er Napoleon zu: „Massenmörder, such Dir die Fahne!"

Der Kaiser riß die Augen weit auf. „Was bedeutet das?", sprach er leise und mit heiserer Stimme vor sich hin und führte sein Pferd langsam und ruckweise von der Front zurück, als ob er einem Angriff auf seine Person sich entziehen wollte, den jungen Gardisten dabei immer starr ansehend. Und bevor er noch irgend etwas befohlen oder beschlossen hatte, schrieen plötzlich hunderte Gardisten, ihm ihre Gewehre vor die Füße werfend: „Er hat Recht!" „Such Dir, Massenmörder, Deine Fahne!" „Such Dir Deine Leinwand!", und Einer gar: „Hier hast Du einen anderen Fetzen!" und warf ihm aus seinem Tornister einen Leinwandflecken hin. Und nun entstand ein solches Getöse, eine solche Verwirrung, daß Bonaparte sich im Momente nicht anders zu helfen wußte, als daß er mit seinem Stabe lautlos wegritt, um dann zu berathen, was in diesem außerordentlichen und noch nie dagewesenen Falle zu geschehen habe.

Man fand aber, es sei das Klügste, die Sache auf sich beruhen zu lassen, sämmtliche Soldaten dieses Regiments in ihre Heimath zu schicken, um sie nicht mit den anderen Regimentern in Berührung zu bringen, und sonst über das Ganze zu schweigen, um es später entstellt wiedergeben zu können.

Wieso aber diese Gesinnung in das Regiment und woher die Veranlassung zu dieser Unterwühlung des streng militärischen Geistes kam, darüber kann man nur Vermuthungen hegen. Napoleon ließ ohne Zweifel der Sache

nachforschen, allein die Resultate der Untersuchung sind nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt. Nur ein einziges, allerdings wichtiges Detail kam mir zu Ohren, und das ist dies: Man hätte in der Trommel eines Tambours, der ein Neffe des Philosophen Diderot war, einen Zettel gefunden, auf dem Folgendes geschrieben stand:

„Ihr Opfer der Conscription! Ihr Opfer der Wehrpflicht!
Merkt auf und richtet Euch darnach:
Wenn Gerechtigkeit waltet, und wenn Gesittung herrscht,
So steht es Jedem frei, Märtyrer seiner eigenen Ideale zu sein —
Aber Niemand darf gezwungen werden, Märtyrer der Ideale Anderer zu werden;
Denn das ist Mord, Mord und abermals Mord!"

Die Todesstunde.

In dem Saale eines Krankenhauses saß ein junger Arzt, der zum Nachtdienst herein geholt wurde, weil mehrere Kranke im Sterben lagen.

Es war bereits tief in der Nacht, nur wenige Lämpchen brannten und erleuchteten spärlich den weiten und hohen Krankensaal, der sich in ein endloses Dunkel zu erstrecken schien. Die Wärterinnen saßen im Halbschlummer auf ihren Sesseln; einige Kranke wendeten sich in ihren Betten bald nach der einen, bald nach der anderen Seite; von Zeit zu Zeit hörte man Seufzen und Stöhnen, dann trat wieder Stille ein, und solcher Weise rückte die Nacht langsam in diesen Räumen weiter.

Der Arzt, der nicht schlafen durfte, stützte, den Arm auf einen kleinen Tisch gelehnt, den Kopf in seine rechte Hand und ließ seine Blicke über die lange Reihe der Krankenbetten schweifen. Trotz aller Abstumpfung durch die Gewohnheit, sich bei Tage in diesen Sälen aufzuhalten, überkam ihn, der heute zum erstenmale Nachtwache hatte, doch eine schwere düstere Stimmung.

„Hier," dachte er, „sehe ich den Haupttheil von der Menschheit Jammer! Draußen auf der Straße gehen und fahren die Menschen ihren Zielen in allen Richtungen nach, und denken nicht daran, — sie haben ja keine Zeit dazu — was hier vorgeht, und daß auch an sie die Reihe kommt.... Ich höre einen Wagen in das Spitalthor fahren; man läutet, man öffnet, der Wagen fährt mit dumpfem Rollen in den Hof herein. Was mag dem armen Menschen fehlen, der jetzt hereingebracht wird?..... Ist dieser Anblick hier nicht schlimmer, als der des Friedhofs? Dort hat der Schmerz keine Gestalt mehr; hier hat er tausend Physiognomieen,

und welche schrecklichen! Welche Grimassen? Wie viel Medusenhäupter starren mir hier entgegen! Eines furchtbarer als das Andere!"

Einer der Todtkranken rührte sich.

Der Arzt stand schnell auf und näherte sich ihm auf den Zehen; der Kranke stammelte einige unverständliche Worte und wurde wieder still.

Einige Zeit darauf richtete sich sein Nachbar, der ebenfalls aufgegeben war, empor, hob ein wenig den Kopf, drehte ihn langsam hin und her, als ob er Jemanden suchen würde, stammelte irgend etwas, wie aus dem Schlafe, und fiel wieder in die Kissen zurück. Der Arzt ging an seinen Tisch zurück, stand wieder auf und blieb dann ruhig mitten im Saale stehen, den Blick unverwandt auf die beiden Todtkranken hin gerichtet. Wiederum rührte sich der Erste und stieß einen tiefen Seufzer aus; er begann, zu murmeln, wie wenn er sich vorbereiten wollte, zu sprechen, der Arzt ging zu ihm hin und fragte: „Warum seufzt Ihr so sehr?"

„Ich Unglücklicher!", erwiderte in abgebrochenen Sätzen der Kranke, „Ich gehe ja meinem Ende entgegen!", und nach einer Pause: „Das ist's aber nicht, warum ich seufze."

„Habt Ihr Schmerzen? Wo fehlt es? Vielleicht kann ich Euch Linderung verschaffen?"

„Ja, ich empfinde großen Schmerz; aber Ihr könnt mir mit all Euerer Kunst nicht helfen!..... Und wißt Ihr, warum ich seufze?". Hierauf wendete sich der Kranke hin und her und fuhr dann fort: „Weil mir.... weil mir immer gesagt wurde und immer wieder gesagt wurde: „„Richte Dein Leben für das Sterben ein"", und ich Unglückseliger ... habe gefolgt!"

Der Arzt riß die Augen auf und konnte sich vor Staunen kaum fassen. „Was wollt Ihr denn jetzt davon? Beruhigt Euch und trachtet zu schlafen," sprach er leise zum Kranken und streichelte wie besänftigend seine Bettdecke.

„Jetzt aber liege ich da," fuhr der Kranke fort, „und in einigen Stunden ist Alles vorbei! Wer gibt mir alle Freuden zurück, denen ich mich entzogen habe? Wer alle Gelegenheiten, glücklich zu sein, die ich ungenützt vorüber gehen ließ?". Und hiebei begann er, laut zu weinen. „Was

bin ich jetzt? Was war ich mein Leben lang? Unvernünftiger als ein Thier, dümmer als ein Stein. Wehe mir, wozu kam ich auf die Welt? Wofür habe ich gelebt? Bin ich so alt geworden? Wofür habe ich mich geplagt und gesorgt?" Weinend und stöhnend fiel er in seine frühere Apathie zurück, murmelte noch einige Zeit unverständliche Worte und schien dann einzuschlafen.

Es wurde wieder stille im Saale.

Nach einer Weile erhob sich sein Nachbar in seinem Bette.

„Wehe! Wehe!" rief er in höchstem Schrecken aus und streckte seine Hände wie zur Abwehr vor sich hin.

„Was ist's? Was gibt's?", rief der Arzt, der schnell hinzugetreten war.

„Wehe mir armen Sünder!", antwortete der Kranke, „Ich lief mein Leben lang allen Vergnügungen nach und habe nie an das Ende gedacht! Was wird nach meinem Tode aus mir werden?.... Ich habe nur immer genossen und nie an die Ewigkeit gedacht!.... Wenn es mit mir aus ist, dachte ich, so ist's mit Allem aus; und aß und trank und liebte und sog alle Freuden des Lebens ein, ohne mich zu kümmern, was nachher kömmt... Nun aber kömmt's! Nun kommt es; rettet mich! Steht mir bei!" Und dabei stieß er so furchtbare Schreie aus, daß alle Kranken erwachten und sich in ihren Betten erhoben.

Der Arzt besprengte ihn mit kaltem Wasser, hielt ihm Essig unter die Nase, und gleich darnach wurde es wieder ruhig im Saale.

Gegen den Morgen waren jene beiden Kranken verschieden.

Den jungen Arzt aber erschütterte diese Nacht auf's Tiefste. Kaum konnte er es erwarten, daß in der Frühstunde sein Vorgesetzter kam.

Dieser, ein alter weiser Arzt, und als solcher ein bedeutender Mensch, war Allen im Hause, den Kranken sowie den Aerzten, wie ein Vater, mit dem sie über Alles offen sprechen und sich berathen konnten.

„Was meinen Sie dazu?", fragte ihn der junge Mann, „Ich finde diese beiden Scenen furchtbar! Der Widerspruch

läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Keinem von Beiden wüßte ich etwas zu erwidern, weil Jeder Recht haben kann. Dann müssen wir Menschen aber geradezu verzweifeln!"

Der alte Doctor erwiderte: „Sie nehmen diese Widersprüche viel zu ernst, weil Sie die ganze Scene viel zu ernst nehmen. Die letzten Augenblicke bedeuten nicht mehr, sondern gewiß viel weniger, als irgend welche andere Augenblicke in unserer Existenz; auch ein qualvolles Ende wird noch immer von vielen qualvollen Momenten im Leben übertroffen. Es ist ja nur ein nackter Grenzpunct, ein Endpunct — und nichts weiter! Hüten Sie sich, eine höhere Bedeutung und eine willkürliche Metaphysik hineinzudichten! Auf's ganze Leben kömmt es an, und das mag Jeder sich so einrichten, wie es ihm am besten scheint. Wir leben für das Leben, und durchaus nicht für die Sterbestunde."

König Salomo als Maus.

Salomo besuchte eines Tages seine Geliebte Djarada. Es war dies die Tochter eines heidnischen Königs Nubara, den er besiegt und getödtet hatte, und die ihn nachher zum Götzendienste verleitete.

Als Djarada das Nahen des Königs bemerkte, neigte sie schnell ein wenig den Kopf zurück, öffnete ihren Mund — nicht zu viel und nicht zu wenig — und erwartete so den Eintritt Salomo's.

Sofort haftete sein Blick auf der kleinen Mundhöhle; sie war rund und tiefschwarz, an ihrem Rande zeigten sich zwei Reihen kleiner, genau gleicher, schneeweißer und dichtgereihter Zähne, um diese herum zwei schwellende blutrothe Lippen; zu deren beiden Seiten je ein feines Grübchen lagerte, und auf den Wangen ein zur Liebe reizendes Lächeln.

Salomo merkte gar nicht, daß Djarada kein Wort gesprochen und ihn auch nicht begrüßt hatte.

Ihre kohlschwarzen Augen warfen Blitze nach allen Seiten, die glänzenden Zähne wetterleuchteten, die Funken sprangen von den Augen nach den Zähnen herab und von den Zähnen nach den Augen, und wieder zurück.

Der König war diesem Anblick nicht gewachsen. Er sah nach den glänzenden Augen, und schnell von ihnen weg nach dem Munde und den glänzenden Zähnen hin. Auch deren Anblick konnte er nicht lange ertragen; er schaute wieder nach den Augen hinauf und sodann wieder hinweg von ihnen auf die lächelnden Wangen, und in wenigen Augenblicken trieb es ihn zu solch rasender Eile, diese endlosen Schönheiten in sich aufzunehmen, daß er am ganzen Leibe zu zittern begann und gegenüber dieser unerschöpflichen Entzückung sich so hülflos fühlte, daß er dem Wahnsinne nahe war. Er wußte nicht, was diesem Anblick gegenüber

beginnen — und doch mußte etwas gethan werden, um denſelben im tiefſten Grunde zu genießen, und ſeine Wirkung dadurch auszulöſchen, denn ohne das war ein Weiterleben unmöglich. Geſehen haben, was hier zu ſehen war, und es vorüberziehen laſſen, hält ein Menſch nicht aus! Aber Salomo konnte nicht darauf kommen, wie da zu genießen wäre; denn alle ſeine früheren, ſeine reichſten und üppigſten Arten von Liebesgenuß, das ſah er, galten hier ſo viel wie nichts.

Das Weib beobachtete den König mit tiefſter Genugthuung, verrieth es aber nicht. Sie hielt noch immer, wie zum Genuſſe einladend, und heißen Athem hervorhauchend, den Kopf zurückgeneigt, den Mund etwas geöffnet und zeigte ruhig ſtets ihre glänzend weißen Zähne. Das Feuerſpiel ihrer Augen wurde immer lebhafter, und ihre verborgene Freude über den bejammernswerthen Zuſtand des Königs verlieh ihnen zu ihrem Feuer noch den Ausdruck triumphirender Bosheit, die Salomo mit der berauſchendſten Vernichtung bedrohte.

Der König hatte die Kraft nicht, länger dieſen Anblick zu ertragen, und er war auch nicht im Stande, Djarada zu verlaſſen. Um ſich zu retten, vergrub er ſein Angeſicht in ſeinen Händen, und in ſeiner Hülfloſigkeit und Verzweiflung begann er dann, wie ein Kind zu weinen und zu ſchluchzen.

„Wie kann ich mich Dir nähern, Djarada?“, ſprach er ſodann zu dieſer in bittendem Tone, „Weißt Du, Heidin, aus Eueren Gebräuchen Nichts, was mir möglich macht, Dich zu genießen? Weißt Du mir keinen Rath, wie ich in Dir glücklich werden kann? Ich gäbe all meine Frömmigkeit und meinen Reichthum, ich gäbe alle meine Weisheit und meine Macht über die Geiſter hin, wenn Du mir helfen wollteſt, Djarada!“

„Werde ein Mäuschen und komm herein!“, liſpelte ihm Djarada zu und öffnete ſogleich wieder ihren kleinen Mund und hielt ihr Angeſicht noch weiter zurückgeneigt als vorhin.

Dieſer Gedanke ſchlug Salomo wie ein Blitz durch ſeinen Leib; er fiel auf die Kniee und bat Gott, er wolle ihm die Gabe verleihen, ſich in eine Maus zu verwandeln. Als Menſch werde er nie vermögen, das, was er hier vor

ſich habe, zu genießen, und wenn er es nicht genieße, wäre es ſein Tod; aber als Maus könnte es ihm wohl gelingen, ſeine Sehnſucht nach dieſer höchſten Schönheit ganz zu ſtillen, und dann wolle er die Allmacht und Güte des Herrn der Welt rühmen und preiſen, wie es noch kein Sterblicher gethan.

Zuerſt — bat er zu Gott — möchte er in den halbgeöffneten Mund Djarada's hineinſchlüpfen; dann ſich langſam, ganz langſam durchzwängen, während deſſen ſich von den warmen, rothen Lippen berühren und von den kleinen weißen Zähnen den Rücken ſtreichen laſſen; und dann immer weiter, immer weiter rücken, um endlich mit Djarada Eins zu werden. Sie würden Gott loben und preiſen, und ihm danken, für all das Schöne, das er in die Welt geſetzt.

Gott gewährte ihm die Bitte.

Sofort ſchlüpfte die Maus in die kleine Höhle.

Ganz langſam, den Rücken zu einem Buckel gekrümmt und ihn leiſe an den Zähnen Djarada's ſtreichelnd, immer weiter, immer weiter, in jedem Augenblick unendliche Wolluſt einziehend, bis die Maus mit halbem Leibe in der Mundhöhle der ſchönen Heidin ſteckte.

Da rührte ſich Iblis, der oberſte der Teufel, der im Herzen Djarada's thronte; und die weißen Zähne begannen, immer tiefer einzudringen. Zuerſt vergrößerte das die Luſt, dann wurde Schmerz daraus; die Schmerzen wuchſen und Djarada, immer lächelnd, und als ob ſie nicht wüßte, was ſie thue, biß ſtets tiefer und tiefer, bis ein Entkommen nicht mehr möglich war. Eben wollte ſie die Maus mit einem Ruck mitten hindurch beißen, da ſchrie der Geiſt des Königs in ſeiner Bedrängniß: „Herr der Heerſchaaren, ſteh mir bei!" und die Anrufung des Namens Gottes donnerte ſo furchtbar durch alle Höhlen und Adern der Heidin, daß Iblis unter größtem Geſchrei aus ihrem Leibe fuhr; Djarada aber ſank ohnmächtig zurück, öffnete weit den Mund und ließ die Maus herausfallen.

Schnell ſprang Salomo auf ſeine Füße und war wieder der König, aber mit einer tiefen Wunde in ſeinem Nacken.

„Worüber freuen sie sich eigentlich?"

Eine Anzahl von Souverainen war einmal zu einem großen Jagen versammelt gewesen, und nach Beendigung desselben begaben sie sich des Abends in das prachtvoll erleuchtete Schloß zu einem glänzenden Festmahl.

An der Tafel nahmen nur die Souveraine selbst Theil, Niemand sonst hatte Zutritt in den Saal.

Während sie nun tafelten, umstanden den Palast Tausende von Menschen, die immerwährend nach den hell erleuchteten Fenstern hinaufblickten. Sie beobachteten genau die Schatten der Personen, die drin vor den Fenstern vorübergingen; besprachen stets sehr lebhaft, welche hohe Persönlichkeit dem oder jenem Schatten entsprochen habe, und stießen von Zeit zu Zeit, ohne daß ein äußerlich sichtbarer Grund bemerkbar gewesen wäre, begeisterte Hoch- und Hurrahrufe aus.

Anfangs, so lange die eigentliche Tafel währte, beachteten die Herren im Festsaal diese Ausbrüche des Jubels noch nicht; beim Dessert aber, wo das Tellergeklirr und die Toaste aufgehört hatten und das ungezwungene Gespräch begann, achteten sie schon mehr darauf.

Plötzlich fragte einer der jüngsten Souveraine, der an derlei Jubelrufe noch wenig gewöhnt war:

„Worüber freuen sie sich eigentlich?"

Auf das richteten sich alle Blicke auf den Fragesteller, mit einem Ausdrucke, der deutlich das Erstaunen über seine Naivetät bezeugte.

„Nun ja!", setzte der so Angeblickte, etwas eingeschüchtert, fort, „ich meine, was bewegt diese Menschen da unten, seit mehr als zwei Stunden, im schlechtesten Wetter, vor dem Schloß zu stehen und so oft Hoch oder Hurrah zu rufen? Ich meine, ich meine, ... Das muß doch einen Grund haben? Sie müssen sich doch über irgend etwas an uns ganz besonders freuen, denn sie thun das Alles ja freiwillig! Oder, oder ...

sollte das etwa arrangirt sein?", und bei diesen letzten Worten zwang er sich, verständnißinnig zu lächeln und seine Einsicht in diese Dinge durch mehrmaliges „He — he — he" und erkünsteltes Kichern zu documentiren.

„Durchaus nicht arrangirt!", entgegnete der einheimische Souverain, der Gastgeber, „Das Volk fühlt eben für uns Souveraine mit großer Wärme und freut sich, daß wir überhaupt da sind."

In diesem Augenblicke drang wieder ein mächtiger Jubelruf vom Platze herauf in den Saal; der einheimische Souverain trat auf den Balkon hinaus, nickte gnädig mit dem Kopfe und ging wieder in den Saal zurück, während die Jubelrufe sich wiederholten und verstärkten.

„Wie Du siehst, mein Vetter," sagte der Wirth-Souverain zu dem Fragesteller, „ist es nur Liebe zu unserer Person."

„Hoffentlich doch auch zu unseren Personen?" bemerkte mit halb ernster, halb scherzhafter Betonung einer der Gast-Souveraine.

„Ganz gewiß!", war die Antwort des vorigen, „Und die Probe ist sehr leicht gemacht. Ich bitte, beim nächsten Zuruf gefälligst ohne mich sich dem Volke zu zeigen."

Auf dies hin unterbrach man das Gespräch und wartete einige Minuten, bis ein neuer Jubelruf erscholl.

Zuerst trat jener Gast-Souverain, dem es nach der Etikette zukam, allein auf den Balkon hinaus und nickte gnädig mit dem Kopf; die Jubelrufe verstärkten und wiederholten sich in Folge dessen, und der Souverain kam voll Freude in den Saal zurück.

„Es ist wirklich so," sagte er zu der Gesellschaft, „wie es unser allgeehrter Wirth gesagt; es ist das in der That eine ganz prächtige Sache! Ich habe derlei schon oft mitgemacht, aber es freut mich immer von Neuem."

Nun wünschten Alle, dasselbe zu versuchen, und so wiederholte sich dieselbe Scene so oft, als Souveraine vorhanden waren; es waren ihrer im Ganzen zehn. Als der jüngste von ihnen, derselbe, der die erste Frage gestellt hatte, an die Reihe kam, tänzelte er auf den Balkon hinaus, nahm die Hurrahrufe in steifer Haltung gnädig entgegen, nickte ganz

unmerkbar mit dem Kopf und setzte sich dann wieder, vor Wonne schmunzelnd, zur Tafel hin.

„Wunderschön! Das muß man sagen," bemerkte er halblaut vor sich hin, setzte sich auf seinem Stuhl zurecht und wurde dann etwas nachdenklich.

Nach einigen Minuten machte er aber einen kleinen Satz von seinem Stuhle in die Höhe und sagte: „Ich möchte aber doch wissen, worüber sie sich eigentlich freuen? ... Mich kennen sie ja gar nicht!"

„Lieber Vetter," meinte Einer, „Du bist eben ein Gast unseres erhabenen Freundes hier, und das genügt ihnen."

„Probiren wir doch," meinte ein anderer der Gast-Souveraine, „versuchen wir es, Alle miteinander hinauszugehen und uns dem versammelten Volke zu zeigen; ich bin neugierig, wie es zugehen mag, wenn sie uns Alle zugleich sehen werden." Dieser Vorschlag wurde angenommen, und wie von ungefähr traten sie Alle aus den großen Balkonthüren vor die Menge hinaus; kaum waren sie sichtbar geworden, als ein betäubender Jubel heraufscholl; donnerartig pflanzten sich die Hurrah's und die Hoch's von den vorne stehenden Menschenmassen zu den ferner stehenden fort, und das Jubelgeschrei schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Die Fürsten nickten der Menge zu, Einige gnädig herablassend, Andere freundlich, und jedes Nicken jedes Einzelnen wurde mit begeisterten Zurufen beantwortet. Sie gingen dann Alle wieder zur Tafel hin, rückten sich ihre Stühle bequem zum Tisch heran und setzten die früher unterbrochene Conversation fort.

„Geehrte Brüder und Vettern," begann Einer der Souveraine, „Alles ist gut und schön, aber: Zwischen Nicken und Nicken ist ein großer Unterschied! Man erkennt das am besten, wenn man, wie ich, öfter beobachtet hat, wie ein geborener Souverain nickt, und wie der Präsident einer Republik nickt; es läßt sich das Eine mit dem Anderen gar nicht vergleichen!"

„Freuen sie sich beim Anblick eines Präsidenten einer Republik denn auch?", fiel der junge Souverain, der Frager, in die Rede und zog hiebei seine Augenbrauen halb zweifelnd, halb besorgt in die Höhe.

„Nun ja, sie freuen sich wohl auch; aber nicht immer,

wie bei uns, ſondern je nach Laune mehr oder weniger, und manchmal thun ſie ſogar das Gegentheil!"

„Wie könnte man dieſen Unterſchied zwiſchen der Freude an einem geborenen Souverain und an einem nicht-geborenen am beſten erklären?", fragte ein Anderer.

„Ich glaube," erwiderte einer der älteſten der Fürſten, „es fehlt eben dem nicht-geborenen Souverain das gewiſſe Etwas, das man eigentlich nicht definiren kann."

„Im tiefſten Grunde," ſetzte Jener fort, der über die Unterſchiede im Nicken zu ſprechen begonnen hatte, „gehört das eben Vernommene zu meiner früheren Bemerkung über das Nicken im Allgemeinen. Wenn ich die nützlichen Folgen eines richtig durchgeführten Nickens bedenke, ſo gelange ich zu der Meinung, daß wir die Erziehung unſerer Jugend — ich meine: unſerer Jugend — in dieſer Beziehung etwas vernachläſſigen. Der Unterricht in Körperhaltung bei gegenſeitigen Vorſtellungen, beim Tanz auf den Hofbällen u. ſ. w. hat doch nur, ſozuſagen, interne Bedeutung und Folgen; ich will ſagen, nur einen Werth für uns untereinander. Das iſt aber entfernt nicht ſo wichtig, wie die Attitude gegenüber unſeren Unterthanen. Ich glaube, ein gründlicher Unterricht im Nicken fehlt uns noch."

„Ich ſchließe mich dieſer Anſicht voll und ganz an," ſagte ein Anderer, „und füge noch die Bemerkung hinzu, daß wir Männer in der Kunſt des Nickens von den Damen — wie in allen anderen Feinheiten — bei weitem übertroffen werden. Ueber meine Frau muß ich oft geradezu ſtaunen, eine ſo vollendete Meiſterin iſt ſie in dieſer Kunſt; ja ich ärgere mich ſogar mitunter darüber..."

„Sie ärgern ſich?", fragten faſt Alle gleichzeitig mit größtem Erſtaunen.

„Sie werden ſogleich verſtehen, wie ich das meine," fuhr Jener fort. „Es iſt mir ſchon öfter paſſirt, daß ich mit meiner Frau noch unmittelbar vor Ankunft in irgend einer Stadt, die mir huldigen wollte, im Eiſenbahnzuge tüchtig zankte, reſp. wir zankten Beide miteinander — was wohl, meine Herren Brüder und Vettern, Ihnen Allen, die Sie verheirathet ſind, hie und da ebenfalls vorkommen dürfte?" — und bei dieſen Worten erhob ſich ein ſchallendes und anhal-

tendes Gelächter... „Also, wir mußten, sagte ich, unmittelbar vor Verlassen des Salonwagens unseren Streit unterbrechen, dann sofort die Begrüßungsdeputationen empfangen, in einen mit sechs Pferden bespannten Galawagen einsteigen und dann zwischen den Spalieren der Bevölkerung in den Straßen langsam hindurch fahren. Und meine Frau — denken Sie doch, meine Herren! — meine Frau nickt Ihnen mit einer Freundlichkeit, mit einer Engelsmiene, mit einem liebreizenden Lächeln dem Menschenhaufen zu, als ob früher gar nichts vorgefallen wäre, so daß, wenn sie zwanzigmal nickt, die Leute zwanzigmal „Hoch" rufen! Ich aber mir an den Kopf greifen möchte und mich frage: Hat sie im Coupé ernstlich gezankt? War ihre frühere wüthende Physiognomie nur Verstellung? Oder ist ihre jetzige liebreizende Miene die eigentliche Comödie? Oder gar Beides Comödie? Weiß Gott, ich bin absolut außer Stande, dergleichen durchzuführen; ich behalte in solchen Fällen immer etwas von meiner verdrossenen Miene bei.

Ich fühle es wohl, ich weiß, es sollte nicht so sein, meine Frau sei die Gescheitere; aber ich bin eben meiner nicht so mächtig wie sie. Und, um zum Resultat zu kommen, ich glaube, ich bin damit unter den Männern keine Ausnahme; und wir Alle sind in dieser Beziehung gegenüber den Frauen wie die Kinder."

„Und schadet Ihnen das, mein edler Vetter, nicht in der Liebe Ihrer Unterthanen?", bemerkte der Frager-Souverain, „wenn Sie so mürrisch drein sehen?"

„Im Ganzen und Großen doch wohl nicht!", antwortete der vorige, „Ja, es schlägt fast immer glücklicherweise zum Guten aus. Anfangs stutzen zwar die Leute, und mitunter höre ich ganz deutlich, wie der Eine oder der Andere murmelt: „„Heute scheint Seine Hoheit verstimmt zu sein"", oder „„Was mag in ihm vorgehen, daß er so traurig drein sieht?"" Aber gerade solche Aeußerungen nützen mir, denn meine Leute, die die Berichte für die amtlichen und auch nicht-amtlichen Zeitungen schreiben, heben dann absichtlich ganz deutlich die Besorgtheit meiner Miene hervor, und führen sie immer auf Staatsgründe zurück. Das einemal schreiben sie, die Parteikämpfe im Parlament machten mich

so besorgt, weil keine nützliche Arbeit geleistet werde; das anderemal, ich sei über die letzte Hochwasserkatastrophe noch immer sehr bekümmert, oder die Vorgänge in Afrika lägen mir schwer auf dem Herzen u. s. w. u. s. w."

„Sehr gut, sehr gut, ich danke bestens!", sagte im fröhlichsten Tone und auf seinem Sessel hüpfend der Frager-Souverain.

„Indessen, sei es wie immer," meinte ein Anderer, „vom Standpuncte des Staatswohls aus können wir unsere Frauen um diese ihre Gabe, wie soll ich sagen: um ihre Versatilität, gewiß nicht genug beneiden; allerdings besitzen wir Männer hingegen etwas Anderes, was diesen Vorzug der Frauen mehr als wett macht."

„Und das wäre?", riefen alle Anderen gleichzeitig.

„Das ist: das Zupferdesteigen in Uniform," erwiderte Jener; „Halbwegs mit Behendigkeit, noch besser, mit Ungestüm, sich in den Sattel werfen und dann durch die Straßen reiten, trifft ja Jeder von uns, denn so viel hat Jeder in der Reitschule schon in früher Jugend gelernt. Und was Uniform zu Pferde leistet, das, geehrte Brüder und Vettern, werden Sie wohl Alle schon zur Genüge und zu Ihrer Freude beobachtet haben."

„Das wird Jeder von uns wohl gerne bestätigen," meinte ein Anderer, „und in dieser Beziehung werden wir Männer in der That wieder von den Damen beneidet. Vor Kurzem erst sagte die souveraine Fürstin *** zu mir: „„Wir Frauen kommen Euch Männern in der Eroberung der Herzen unserer Unterthanen...."""

In diesem Augenblick drang wieder ein donnerähnliches Hurrah von der Straße herauf. Die Herren ersuchten den jungen Souverain, den Frager, um ihm ein Vergnügen zu machen, dem Volke zu danken; was dieser prompt ausführte, und die Conversation ging sogleich weiter.

„Also, die souveraine Fürstin *** äußerte sich zu mir: „„Wir Frauen kommen Euch Männern in der Eroberung der Herzen unserer Unterthanen nicht entfernt gleich. Man mag in den Volksvertretungen, in den Volksversammlungen, in den Zeitungen mit dem Souverain noch so unzufrieden, über seine Maßregeln, Absichten oder Gewohnheiten noch so aufgebracht

ſein — er braucht ſich nur in Uniform zu zeigen, mit lebhaftem Schwung auf das Pferd zu ſteigen und durch die Straßen zu reiten, ſo jubeln ihm Tauſende von Menſchen zu, als ob ſie kein größeres Glück kennen würden, als ihn zu ſehen. Das gelingt uns Damen leider nicht, uns iſt dieſe Euere Methode verſagt; ſie ſteht uns nicht!"

„Die erlauchte Fürſtin hat ganz Recht," meinte ein Anderer, „Uniform und Pferd beſiegen Alles. Natürlich, gelingt das nur dem geborenen Souverain!"

„Man muß der Wahrheit die Ehre geben," ſagte Einer der Gäſte, „es gelingt auch dem nicht-geborenen Souverain. Die Sache hat eben zu viel Kraft in ſich."

„Das iſt aber ſchade!" bemerkte der frühere Redner.

„Das Remedium liegt glücklicherweiſe ſehr nahe," war die Antwort. „So ein Nicht-Geborener, der überhaupt in Uniform zu Pferde ſteigt, pflegt nämlich faſt immer früher oder ſpäter unter die Gründer zu gehen — Sie wiſſen ja, meine edlen Herren Brüder und Vettern, was ich meine? — Und dann producirt er Schon-Geborene, und ſo ſind wir wieder bei Unſereins angelangt!"

Nachdem die allgemeine Heiterkeit, die dieſe Worte hervorriefen, ſich gelegt hatte, ſagte ein alter, ſehr ernſter Fürſt:

„Wir ſind ja Alle hier wie Eine Familie, und wir können ganz offen miteinander ſprechen. Mir ſind mitunter Dinge ein Räthſel, die ich doch alle Tage erlebe; und dabei fällt mir in Folge des eben Gehörten Folgendes ein:

Unlängſt empfing ich, wie ſchon öfter, den Rector unſerer erſten Univerſität mit allen ihren Profeſſoren, darunter Genie's und Gelehrte von Weltruf. Als ich ihnen gegenüber trat, machten ſie Alle die übliche tiefe Verbeugung; aber nicht nur etwa einen kurzen Moment, nein! lange andauernd, ſo daß ich mit aller Muße eine ganze Schaar runder Rücken aus der Vogelperſpective betrachten konnte; es war, als ob ihr Auge die Lichtſtrahlen, die von mir ausgingen, durchaus nicht hätte ertragen können. Eine Verbeugung, eine Haltung, meine edlen Brüder und Vettern! — wie ſoll ich ſie eigentlich bezeichnen? — eine Verbeugung mehr des Geiſtes als des Körpers, mit ſo viel wahrhaftigem Niedrigkeitsgefühl, daß ich, ſo ſehr es mir recht war, doch darüber ſtaunen mußte.

Sogar meine Frau, die mit zugegen war, sagte mir nachher, sie habe anfangs das Lachen schwer zurückhalten können, dann aber sich doch gefragt, wie Das zu erklären sei!... Als sie Alle fort waren, that es mir, offen gestanden, leid, daß ich das ansehen mußte; ich machte mir sogar Vorwürfe, daß ich's so hinnahm, als ob ich's verdient hätte, und bat Gott in meinem Innern um Verzeihung, daß ich so hochmüthig war und diese Art Ehrfurcht nicht zurückwies."

Und als hiebei einige Souveraine verdrossene Mienen machten, fuhr der alte Souverain fort: „Ich kann mir doch wahrlich nichts Besonderes einbilden! Ich weiß es sehr gut, daß ich weder Wissenschaft noch Kunst, noch politisches oder militärisches Talent besitze, und dachte mir nun: Wie kannst Du Dich mit jenen Männern vergleichen, die Talent und Fleiß zur Belehrung der ganzen Welt aufwenden und nicht aufhören zu arbeiten, bis ihnen die Kräfte ausgehen?!"

„Aber Sie sind ja von Gottes Gnaden auf Ihren hohen Posten gestellt!", riefen ihm gleichzeitig mehrere der Tafelgenossen zu, und er erwiderte: „Nun ja, es mag schon so sein, und ich danke dem Allmächtigen für seine Gnade; allein, könnten jene Herren nicht dasselbe sagen und frei behaupten, sie seien von Gottes Gnaden auf ihre Lehrkanzel gestellt oder mit ihren besondern Fähigkeiten begabt worden?"

„Sie sagen's aber nicht!", fiel hier der Wirth-Souverain ein und rief durch diese Bemerkung ein schallendes Gelächter und lebhafte Beifallsbezeugungen hervor. „Das ist's ja eben!", riefen dann mehrere Gast-Souveraine aus; und der junge Frager-Souverain, ganz roth im Gesichte und finsterblickend, bemerkte: „Das ist eben eine specielle Gnade Gottes, daß alle Andern das nicht ebenfalls sagen; wo kämen wir hin, wenn jeder Schuster und Schneider, und Schullehrer oder Tanzmeister behaupten wollten, sie seien Jeder von Gottes Gnaden auf ihren Posten gestellt?! Gewiß ist es eine innere Stimme, die vom Himmel stammt, die ihnen den Muth hiezu benimmt."

„Ich habe über derlei Vorgänge, wie wir einen jetzt erzählen hörten, und die auch ich schon oft bemerkte, einmal nachgedacht," meinte ein anderer Souverain, „und ich glaube nun, diese Leute beugen sich vor uns danieder, wie das Kameel, um eine Last aufzunehmen; sie zeigen uns zuerst ihre Breit-

seite, bücken sich dann und sagen gewissermaßen: „„O! Noch mehr der süßen Last! Noch mehr der Orden! Wir haben noch für viel mehr genügenden Platz an unserer Brust!““

Auf diese Erklärung brachen abermals Alle in ein schallendes Gelächter aus, das bis hinunter auf den Platz gehört wurde; und die Volksmasse, erfreut, daß die Souveraine in so heiterer Stimmung einige Stunden inmitten der Bevölkerung dieser Stadt verbringen, brach in donnernde Hochrufe aus. Die Souveraine tranken einander zu, und als wieder Ruhe eingetreten war, begann Einer folgendermaßen:

„Mir will diese Erklärung ganz gut einleuchten; und bei diesem Anlaß möchte ich unseren Herrn Bruder, der als der eigentliche Gelehrte unter uns gilt, bitten, uns zu sagen, wer die große Idee der Orden zum erstenmale in die Welt gebracht?... Schon wieder „„Hurrah““ und „„Hoch““! finden die Herren das nicht bereits etwas langweilig? Sollen wir uns ins Endlose bedanken?“

„Nicht nöthig,“ meinten Mehrere zugleich, „sie werden's noch einige Zeit so fort treiben und endlich, wenn wir nicht mehr auf den Balkon treten, schon von selbst ruhig nach Hause gehen.“

„Was die Idee der Orden betrifft,“ begann hierauf der Gelehrte-Souverain, „so hat sie sich im Laufe der Zeit ganz allmählich entwickelt, und man kann eigentlich keinen genauen Zeitpunkt ihrer Entstehung angeben; der Lorbeer steht nahe am Anfang. Was aber noch weit wichtiger und weit merkwürdiger ist, als die Idee der Ordensverleihung, das ist die Einführung des Gesanges in die Schulen sowohl, als dessen Verwendung für die öffentlichen Hymnen, ich meine: die Volkshymnen, Nationalhymnen und dergl. Darin steckt ein Kunststück der praktischen Psychologie, das seines Gleichen sucht. Um die Kinderklapper zu erfinden, die unruhige Kinder besänftigt, bedurfte es eines Philosophen wie Archytas; hier aber haben wir noch weit mehr vor uns! Es ist doch wohl bei Ihnen Allen, meine edlen Brüder und Vettern, allgemein eingeführt, daß die Kinder in den Schulen mindestens einmal täglich gemeinschaftlich die Landeshymne auf den Souverain singen?“

„Gewiß! Gewiß!“, erwiderten Alle, und der Gelehrte-Souverain fuhr fort:

„Ich bitte nunmehr, mir eine kleine, vielleicht trockene, philosophische Digression zu gestatten. Betrachten Sie vorerst den wahrhaft wunderbaren Einfall jenes großen Unbekannten, der als Erster die Methode: der nackten Wiederholung aufstellte, um etwas Unbeweisbares zu beweisen.

Welch grandiose Idee ist es doch, den Menschen eine feste Ueberzeugung dadurch beizubringen, daß man nichts Anderes thut, als irgend einen Satz, einfach, wie er ist, zehn- oder hundertmale zu wiederholen! Diese Idee ist selbst einem so großen Logiker und Dialektiker wie Aristoteles gänzlich entgangen!... Wollen Sie gefälligst beachten, was da vorgeht. Man sagt Jemandem irgend einen Satz vor, er mag nun wahr oder nicht wahr sein, er mag Sinn haben oder den größten Unsinn enthalten, oder er mag mindestens auf andere Weise ganz und gar unbeweisbar sein; wie hilft man sich? Man gibt einfach keine Ruhe und spricht diesen Satz immer von Neuem aus; und noch besser: man bringt die Menschen auf irgend eine Weise dazu, diesen Satz selbst recht oft auszusprechen; und nun gewöhne man sie gar, dies schon von Jugend auf zu thun — meine Herren! Dann können Sie erreichen, was Sie nur wollen..... Ich bitte um Entschuldigung, daß ich so weit ausholе, bevor ich auf unser eigentlich praktisches Thema komme..."

„Das macht gar nichts, wir sind ganz Ohr," erwiderten Alle mit freudigem Zuruf.

„Besten Dank, meine edlen Brüder und Vettern! Also, betrachten Sie die höchst merkwürdige Weise, wie nach dieser „Methode der nackten Wiederholung" — wie ich sie nennen möchte — den Menschen Gesinnungen und Ansichten beigebracht werden. Anstatt, wie in den Wissenschaften, Einmal oder mehrfach einen wirklichen Beweis für eine Behauptung zu geben, gibt man hundertmal keinen Beweis; dafür aber führt man diese Behauptung, nackt wie sie ist, eben hundertmal vor, und das — genügt! Sie sehen hier, meine edlen Herren, zur Evidenz, daß die Vorgänge im Seelenleben der Menschen durch keinerlei materialistische Wissenschaft, durch keine Geometrie oder Mathematik, erklärt werden können; denn in unserem Falle gilt der Satz: hundert Nullen geben noch immer Null — absolut nicht!

Wieso diese Methode die Kraft besitzt, die Seele der Menschen zu bezwingen — Das zu erklären, wäre ein Problem für sich; ein großes Problem, mit dem wir uns aber nicht weiter befassen wollen, da wir es hier ja nur mit den großen staatlichen Angelegenheiten zu thun haben.

Es sei aber wie immer; nach dieser, obzwar höchst geistreichen, Methode wird noch immer mit bloßen Worten, mit dürren Begriffen gearbeitet.

Nun denken Sie sich aber, Sie lassen nicht nur Worte, sondern gleichzeitig Töne, und zwar oft genug, wiederholen. Sie wählen irgend eine beliebige Melodie, einen bestimmten Rhythmus, und bringen gewisse Sätze, z. B. das Lob des Landesherrn oder Segenswünsche für denselben, damit in Verbindung. Und dazu fügen sie noch die Methode, ein solches Lied, eine solche Hymne, nicht von einem Einzelnen, sondern en masse, singen zu lassen, also z. B. von der ganzen Schuljugend, oder von einem großen Volkshaufen — was sehen Sie dann?

Der ganze Mensch wird umgewandelt, total umgewandelt! Sie haben ihn von innen heraus vollständig bearbeitet und durchknetet; der Mensch wird wie Teig. Nicht das Einmaleins, kein geometrischer Satz des Euklides, stehen dann so fest, wie die von Ihnen beabsichtigte Gesinnung der Menschen, die nach dieser musikalisch-pädagogischen Methode behandelt wurden.

Es ist das, nach meiner Meinung, zugleich der höchste Triumph der Musik, der Gipfelpunct einer möglichen Programm-Musik; und hieran erkennt man erst ihre hohe Bedeutung für die staatsgemäße Erziehung von Unterthanen, von der selbst die Alten, auch Plato und Aristoteles, noch nicht den genügenden Begriff hatten."

Rauschender Beifall und Ausrufe der Bewunderung folgten diesen Ausführungen des Gelehrten-Souverains, Alle kamen auf ihn zu und drückten ihm dankbar die Hand.

„Was wir eben gehört haben," begann hierauf ein Anderer, „ist gewiß geeignet, Vieles erst in das richtige Licht zu setzen. Ich habe einmal einen meiner tüchtigsten Pädagogen gefragt, was für einen pädagogischen Vortheil der gemeinschaftliche Gesang bei den Spielen in den Kindergärten mit sich führe; was da eigentlich vorgehe und was damit erreicht werde?

Der Pädagog erwiderte mir, es sei das eine ganz besondere Art von Hypnose, und zwar eine doppelte Hypnose: Durch den Gesang und durch die Gemeinschaft. Die Melodie und namentlich der Rhythmus, meinte er, fesseln die Denkkraft, die geistige Selbstständigkeit, viel stärker, als irgend ein anderes Mittel in der Welt, bei dem man überhaupt noch das volle Bewußtsein behält. Melodie und Rhythmus geben dem Geist eine gebundene Marschroute; und wenn gar noch der Gesang ein gemeinschaftlicher ist, so bindet zugleich auch Einer den Andern, sie werfen sich Alle gewissermaßen gegenseitig die Schlinge um den Hals.... Jener Pädagog, glaube ich, dürfte das Richtige getroffen haben."

„In der That," fügte ein Anderer hinzu, „ich habe manchmal in Kindergärten und auf Spielplätzen die Kinder beobachtet, die irgend ein Liedchen miteinander zu einem Spiele sangen. Ich muß sagen, ihre Gesichtchen sahen dabei schrecklich dumm drein! Man merkte es ihren starren Blicken an, daß sie viel weniger an ihr Spiel denken konnten, als sie nach innen peinlich aufmerkten, wie sie das Lied ableiern sollten; das Spiel war kein Spiel mehr! Mir gefiele es viel besser, wenn die Kinder frei, jedes nach seinem Temperament, herumtreiben würden, einzeln oder mitsammen, aber Jedes, wie ihm, sozusagen, der Schnabel gewachsen, und nicht nach einer gemeinschaftlichen Richtschnur und Fessel, wie man die Pferde hintereinander an einer langen Leine anspannt. Sie sollten mehr ihrer Natur folgen und dieselbe frei entwickeln können. Meine Kinder dürfen auch nicht anders erzogen werden. Was die Kinder der Unterthanen betrifft, so mag aus höheren Gründen allerdings die andere Methode angezeigter sein."

„Gewiß!", bemerkte hiezu ein alter Fürst, „Eines schickt sich nicht für Alle! Wie segensreich aber der gemeinschaftliche Gesang und die Musik zur Bearbeitung der Seelen wirken, sehen wir ja am besten bei unserer Kirchenmusik, namentlich dem Gemeindegesang. Das ist ein Kitt, das ist ein Leim, der Alles übertrifft!

Wie rührend es ist, in unseren Kirchen zu beobachten, wie hingegeben der Gesichtsausdruck unserer Jugend, und nicht nur unserer Jugend, auch der erwachsenen Gemeindemitglieder, sich darstellt! Wie jeder Gedanke an Zweifel,

oder gar an Widerſpruch im Keime erſtickt iſt, mag man ihnen was immer für religiöſe Dogmen vorbringen!

Ich kenne keinen rührenderen, namentlich keinen beruhigenderen Anblick, als den eines ſchon bejahrten Mannes, z. B. eines wettergebräunten Bauern, der in der Kirchenbank ſitzt, den Kopf nach der Seite geneigt, den Mund halboffen, das Kinn ſchlaff herabhängend und die Augen, wie verloren, nach oben gedreht. Mit ſolchen Menſchen läßt ſich viel machen, ſehr viel!"

„Leider beſitzen nicht alle Menſchen dieſe ſchöne Begabung!" ſagte hierauf der Gelehrte-Souverain, „Gewiſſen Nationen oder Racen fehlt ſie ſogar gänzlich. In manchen Seelen ſteckt eben keine Spur von Transcendenz! Und man bringt ſie ihnen auch nicht bei, man mag ſich bemühen, wie immer. Ich glaube, eher könnte man Waſſer in Glas einpreſſen."

„Oft ſchon habe ich dieſes Wort „Transcendenz" gehört," ſagte ein Anderer, während er ſich gegen den Redner vorbeugte, „ich konnte mir bisher jedoch keine deutliche Vorſtellung davon machen. Soll damit ein gewiſſer Enthuſiasmus, eine Art von Begeiſterung, oder vielleicht eine beſonders tiefe Auffaſſung der Welt gemeint ſein? Ich vermuthe etwas derart."

„Nichts von allem Dem!", entgegnete der Gelehrte-Souverain, „Transcendenz iſt die Fähigkeit, Dinge zu ſehen oder zu glauben, die man ſich einbildet, aber nie zu ſehen bekommt, und für deren Exiſtenz alle Gründe mangeln; und zugleich die Eigenſchaft, ſich für das, was man nicht ſieht, mehr zu begeiſtern und es ungleich ernſter zu nehmen, als das, was man ja ſieht. Dieſer Fähigkeit jedoch können eben nur wir Arier uns rühmen und uns daher mit vollſtem Rechte in die vorderſte Reihe aller Racen der Erde ſtellen.

Mag Einer von uns Ariern ſonſt noch ſo radical ſein, ein Reſtchen von Transcendenz bleibt in ihm, Gott ſei Dank, immer noch zurück; in irgend einem Winkel ſeiner Seele ſitzt das Ding, klein, ganz klein, in ſich zuſammengekauert; aber — mit einiger Geſchicklichkeit auf den Buſch geſchlagen! und — Er iſt unſer, dieſer Radicale, dieſer Uebermenſch! Denn von Transcendenz zur Dummheit — Sie entſchuldigen dieſen derben Ausdruck — iſt eben nur ein Schritt!"

Dieſe Worte erregten unter den Dynaſten allgemeine

Heiterkeit. „Ja!.. Ja!.. Ja!“ riefen mehrere zugleich, „So ist es!“ und „Gott sei Dank, daß es so ist!“, und dann fuhr der Redner mit sehr ernster Miene fort:

„Die Sache ist für uns von größter Wichtigkeit,“ worauf Alle gespannt aufhorchten. „Jener große Gelehrte dort, oder jener Genius der Wissenschaft, oder Kritiker, oder jener Religionsstürmer, mag er auch Alles, vor dem Andere sich ehrfurchtsvoll niederwerfen, noch so gründlich abgelegt haben, selbst Gott leugnen — an die Mystik des Königthums glaubt er doch noch immer; oder wenn nicht an diese, so macht er sich doch aus Nationalität, Race oder Vaterland eine eigene Mystik zurecht, und, meine edlen Brüder und Vettern, das Eine wie das Andere kann uns vollkommen genügen! Denn jede Art von Mystik ist mit jeder anderen wie durch einen unterirdischen Gang verbunden, und wenn wir nur die geeigneten Methoden anwenden, bekommen wir alle diese Herren ganz gewiß dazu, auch eine Mystik des Königthums, ich meine: des geborenen Regententhums, zu empfinden.“

„Wunderbar!“ riefen mehrere Souveraine aus. „Großartig,“ bemerkte der Frager-Souverain, „das muß man sich merken!..... Wie tief aber stehen, wie ich nun sehe, die anderen Racen unter der unseren, wenn sie solcher mystischer Gefühle nicht fähig sind!“

„Gewiß! Und dem entsprechend ist es auch eine Eigenthümlichkeit fast der meisten Orientalen,“ meinte der Gelehrte-Souverain, „daß sie keinen Sinn für militärische Aufzüge, und, was besonders bedauernswerth ist, auch keinen Sinn für die hohe Bedeutung des Adels besitzen. Die schöne und nützliche Institution des Geburtsadels fehlt ihnen gänzlich. Sie sind Alle eine Art Rotte Korah, sie wollen nichts von Kasten wissen, sie dulden keinen Vorzug der Geburt.“

„Wie tief doch alle diese Dinge zusammenhängen!“, sagte hierauf ein Anderer, „Es gibt demnach, und das wußte ich bisher gar nicht, wirklich Völker, die an die Mystik der Geburt nicht glauben?!“

„Das ist stark!“, rief der junge Souverain, der Frager, entrüstet aus.

„Ja, meine edlen Brüder und Vettern,“ sagte hierauf ein Anderer, „wenn es lauter solche Menschen gäbe, dann

Adieu alle großen Unternehmungen! Mit unseren Racengenossen, gut und richtig erzogen, wie sie es meistens sind, können wir ohne Bedenken einen Krieg, z. B. im Interesse des Schwagers unseres Neffen, oder der Cousine unserer Stieftochter, beginnen, um ihnen zu einem Throne oder zu einem Stück Land zu verhelfen; und wir können dessen sicher sein, nach etwa fünfmaligem Arrangement eines Massengesanges der Landeshymne und Einer glänzenden Militärparade, betrachten Alle diesen Krieg als Sache des Wohles oder der Ehre des Vaterlandes."

„Das ist doch aber sehr merkwürdig und interessant!", fiel hier der junge Souverain, der Frager, ein, „Was denken sie sich denn dabei?"

Diese Frage rief ein schallendes Gelächter hervor und von allen Seiten rief man ihm zu: „Das ist's ja eben, daß sie nichts dabei denken!", und der junge Souverain, etwas irritirt, darauf: „Wie aber, wenn nun die Unterthanen des Einen Souverains die Landeshymne eines Andern gelernt hätten, und umgekehrt? Was dann? Wie würden sich die Dinge dann gestalten? Ist die Melodie eine gleichgültige Sache? Oder existirt zwischen einem bestimmten Staat, ich meine: einem bestimmten Souverain und einer bestimmten Melodie irgend ein Zusammenhang?"

Die Herren mußten sich auf die Lippen beißen, um über diese Frage nicht abermals und noch weit mehr zu lachen, als über die frühere; sie thaten sich Gewalt an, um den jungen Souverain nicht zu verletzen; und ein alter Fürst faßte sich so weit, um dem Frager ruhig zu antworten: „Gar kein Zusammenhang! Es kommt nur darauf an, welche Melodie man von Jugend auf gewöhnt ist." Der Frager-Souverain beruhigte sich hiebei, und ein Anderer nahm nun das Wort: „Wir haben allerdings mannigfaltige Hülfsmittel, ich möchte sagen: sinnreiche Maschinen, um uns das Regieren zu erleichtern, aber es bleiben immer noch genug Schwierigkeiten übrig; namentlich mancherlei Zufälle, denen man im Vorhinein gar nicht begegnen kann... Was ist mir selbst vor Kurzem passirt? Während des letzten Sommers besuchte ich mit meinem Hofstaat ein großes Hôtel, das auf der Höhe eines Berges errichtet worden war. Ich wollte mich natürlich ein wenig po-

pulär machen und brachte bei einer festlichen Gelegenheit einen patriotischen Toast auf unser schönes Land und speciell auf den Flecken Erde aus, auf dem dieses Hôtel stehe, das so vielen Tausenden Gesundheit und Wohlbehagen bringe u. s. w. u. s. w. Da bemerke ich eine allgemeine Verlegenheit auf den Gesichtern; der Hôtelbesitzer sagte einem Nachbar etwas ins Ohr, kurz, ich bemerkte, es sei irgend ein Lapsus unterlaufen, obwohl natürlich Niemand etwas laut äußerte, und Alle, nachdem ich geendet hatte, in höchster Begeisterung mich hoch leben ließen.

Was war's? Ich hatte nicht gewußt oder vergessen, daß wenige Wochen vorher dieser Berg, auf dem das Hôtel stand, durch eine gemeinschaftliche Grenz-Commission zum Nachbarstaate geschlagen worden war, zu dem wir überdies gerade zu dieser Zeit in getrübtem Verhältnisse standen. Auf diese Weise kam ich mit meinem Patriotismus diesmal in die unrichtige Fährte, und es war mir wirklich nicht angenehm, alle jene Witze verursacht zu haben, die einige Tage nachher in mehreren Zeitungen losgelegt wurden. Eine derselben brachte, frecher Weise, sogar einen Artikel mit der Ueberschrift: „„Alles hat seine Grenzen, sogar der Patriotismus!““

„Ja, das Regieren ist wirklich nicht so leicht, und es geht nicht immer Alles so glatt, wie es zu wünschen wäre!", bemerkte hierauf ein Anderer, „Mir begegnete vor Kurzem etwas Aehnliches:

Ich befand mich in der Hauptstadt einer meiner Provinzen, lobte das schöne Ländchen und toastirte nach einer wirklich ganz schwungvollen Rede vor Tausenden von Menschen, die herbeigeströmt waren, auf das Wohl dieses herrlichen, von Gott mit Fruchtbarkeit und Naturschönheiten gesegneten Fleckes Erde. Sie wissen ja, wie es die Leute freut, wenn man ihnen das Stück Erde, auf dem sie leben, oder ihr Ländchen, mit einem gewissen warmen Gefühle lobt und bewundert; sie bilden sich dann ein, sie selbst hätten das Alles so schön gemacht, oder Gott hätte ihnen zu Liebe all die prächtigen Landschaften oder den fruchtbaren Boden geschaffen, und in dieser Rührung gewinnen sie dann auch denjenigen lieb, der ihnen derlei süße Worte sagt... Nun denken Sie aber meine Enttäuschung: Da tritt ein alter Bauer auf mich zu, genirt sich nicht im Mindesten, und fragt mich direct ins Angesicht:

„„Gehört das Dorf so und so nicht auch zu diesem Land?““ Ich darauf, anstatt ihn zurückzuweisen oder abführen zu lassen, erwiderte ihm in freundlicher Weise: Ganz gewiß!

„„Nun denn,““ fuhr er in beinahe grobem Tone fort, „„so fahren doch Hoheit einmal hin und sehen Sie sich dieses Dorf und die ganze weite Umgebung an! Nicht fruchtbar, nicht schön, und nur mit größter Anstrengung können wir dem Boden unser tägliches Brod abgewinnen. Wir spüren gar nichts vom Segen Gottes, von dem Euere Hoheit vorhin so schön gesprochen haben.““

„Aber, lieber Bauer,“ erwiderte ich ihm, beinahe schon die Geduld verlierend, „Euere Gegend macht ja nur einen kleinen Theil dieser Provinz aus!“

„„O, Euere Hoheit,““ replicirte der Bengel, „„solche elende Gegenden, wie bei mir zu Hause, gibt es noch sehr viele in diesem Land, ich kenne sie: Hoheit kennen aber Ihr eigenes Land nicht! Es ist wirklich von sehr gemischter Beschaffenheit! Durch die schönen Reden wird's nicht besser, und sieht's dadurch nur so aus, als ob wir geplagten Leute gar nichts auf der Welt bedeuteten!““

Was blieb mir Anderes übrig, als mich abzuwenden und den Menschen keines Wortes weiter zu würdigen? Natürlich führte man ihn sogleich ab; verdrossen hat mich aber die Geschichte nicht wenig.“

„Wir kommen immer wieder darauf zurück,“ sagte der Wirth-Souverain, „daß das Regieren eine schwere Kunst sei. Soll man schroff sein? Dann wird man unpopulär; soll man freundlich sein? So wird das Volk frech.“

„So ist es!“ riefen Alle, zustimmend, worauf die Tafel aufgehoben wurde, und sie sich entfernten, um in ihre Quartiere zu fahren.

Der junge Souverain, der Frager, aber begab sich nicht sogleich zur Treppe, sondern sah noch einmal, voll Neugierde, auf den Balkon hinaus, sah auf den weiten Platz hinab und fand ihn bereits ganz leer und öde. Er wandte sich daher wieder zur Treppenthüre, und beim Abstiege sprach er halblaut vor sich hin:

„Genau genommen, weiß ich aber immer noch nicht, worüber sie sich eigentlich gefreut haben!“

Traurige Schicksale eines Dichters.

I.

„Man glaubt nicht, mit was für Schwierigkeiten der wahre Dichter zu kämpfen hat!", pflegte ein Dichter Jedem, mit dem er auch nur Einen Augenblick verkehrte, zu sagen. „Leicht ist es, Kunstwerke zu genießen; aber nur wir Künstler, die den anderen Menschen die köstliche Speise darbieten, wissen, mit was für Kämpfen und unter welchen Schmerzen dieser edle Stoff zubereitet wird."

Diese These konnte Titus, jener Dichter, nicht oft genug wiederholen und nicht weitläufig genug auseinandersetzen und erläutern.

„Es gibt keine menschliche Beschäftigung," fügte er stets am Schlusse seiner Lamentationen hinzu, „keine Thätigkeit irgend einer Art, die so hoch steht, aber, dem entsprechend, auch keine, die eine so eigenartige und große Begabung voraussetzt, wie die Dichtkunst."

Und wenn man um nähere Erläuterung bat, sagte er: „In der Dichtkunst handelt es sich darum, in den heiligen Hain hineinzublicken," — und diese beiden Worte sprach er mit Grabesstimme und mit langsamer und schwerer Betonung aus — „in jenen heiligen Hain, in den kein profanes Auge einzudringen im Stande ist, und in den zu schauen nur dem Hohenpriester der Kunst vergönnt wird .... Es hat einen tiefen Sinn, daß der Erfinder der Wissenschaften und technischen Künste, Prometheus, nur ein Titane war; der Erfinder der Dichtkunst aber: Apollo selbst, einer der obersten Götter! Das sollte sich Jeder gegenwärtig halten, der es wagt, Wissenschaft und Kunst für gleichwerthig zu halten."

Als nun Titus eines Tages mit sehr finsterer Miene einhergeschritten kam, vermuthete man sogleich, daß er gerade jetzt mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen habe; und da man bisher vergessen hatte, sich nach der Art dieser Schwierigkeiten zu erkundigen, fragte einer seiner Bekannten:

„Wir vermuthen, daß Sie im gegenwärtigen Moment unter großen Kämpfen und Schmerzen produciren; dürften wir wohl erfahren, worin diese Kämpfe und Schmerzen bestehen?"

„Man wird und kann es kaum glauben, und auch kaum verstehen, selbst wenn ich es sage," erwiderte der Dichter, „was für Widerwärtigkeiten sich dem wahren Poeten entgegenstellen; der gewöhnliche Mensch wird das Alles für übertrieben halten. Nun, ich sage Ihnen für heute nur das Eine: Seit drei Monaten wechsle ich bereits das fünfte Mal meine Wohnung, und kann noch immer keine finden, die sich für einen Dichter eignet."

„Wie soll ich das verstehen?"

„In der ersten Wohnung hatte ich's mit Kindergeschrei zu thun! Sie werden, obwohl Sie selbst keine Dichter sind, doch leicht einsehen, daß sich da nicht dichten läßt; in der zweiten Wohnung bekam ich's mit Musikübungen, in der dritten mit den lauten Gesprächen meiner Nachbarn, in der vierten mit dem Lärm einer nahen Fabrik, in der jetzigen, fünften, mit dem Gerassel durch den lebhaften Wagenverkehr zu thun. Ich frage, wie soll sich da der Dichter concentriren? Wenn die Muse zu ihm kömmt, muß sie nicht sofort verscheucht werden? Wir Dichter brauchen Ruhe, brauchen Sammlung; unser zart construirtes Gehirn verträgt das Geräusch des Alltagslebens nicht!"

Und als er eines Abends in das Speisehaus kam und mit seinen Bekannten über das Furchtbare seiner Situation sprach, wiederholte er diese Klagen, und, tief betrübt, rief er dann aus: „Können in einer solchen Welt poetische Werke gelingen? Die ganze Rohheit unserer heutigen Lebensverhältnisse, in der nur Wissenschaft und Technik Geltung haben, tritt am deutlichsten zu Tage, wenn man beachtet, wie selbst die kleinen Details des Lebens sich dem poetischen Schöpfungsprocesse entgegenstellen. Lärm! nichts als Lärm! Lärm im Großen! Lärm im Kleinen! Auch das größte Genie kann unter solchen Umständen nichts Unsterbliches leisten, und ich kann mir nun sehr lebhaft vorstellen, wie es so viele große Dichter unter dem Widerstand einer brutalen Außenwelt bis zum Wahnsinn treiben mußte!"

Einem der im Speisehause Anwesenden, einem gut-

müthigen reichen Seifensieder, gingen diese Klagen sehr zu Herzen.

„Er hat Recht!“ dachte er sich, „Jede Beschäftigung verlangt das ihre,“ und, ohne vorher ein Wort zu sagen, besorgte er dem Dichter ein ganz isolirtes, schönes Häuschen am Ende der Stadt, richtete es bequem ein, besuchte ihn dann und bat ihn, diese Aufmerksamkeit als ein kleines Zeichen seiner Hochachtung vor der Dichtkunst und vor ihm, dem Dichter selbst, entgegen zu nehmen; er hoffe, daß von nun an alle Schwierigkeiten überwunden sein werden, die sich bis jetzt seinem Schöpfungsproceß noch entgegenstellten, und er sei überzeugt, daß die Welt von ihm nunmehr das Größte zu erwarten habe.

Titus war von dieser Hochachtung vor seiner Kunst und seinen Fähigkeiten so erfreut, daß er kaum die rechten Worte des Dankes zu finden wußte; er nahm das Anerbieten gerne an und sprach zum Schlusse seine Ueberzeugung aus, daß gerade die einfachen, naiven und noch nicht verbildeten Naturen, wie z. B. gerade der Seifensieder Eine sei, am besten befähigt wären, das Große in der Dichtkunst überhaupt und besonders in den Dichtungen ihrer eigenen Zeit zu empfinden; es gehe hier genau so wie bei der Religion, z. B. beim Christenthum, daß nur die Volksseele im Stande sei, das wahrhaft Große in ihm zu verstehen. Nur Unwissende“ — und bei diesen Worten bat er den Seifensieder, über diesen Ausdruck nicht böse zu werden — „nur Ungelehrte wären fähig, auf des Dichters Wort zu hören, und nur sie allein seien die Hoffnung und der Trost für den wahren Künstler.“

„Edler Freund!“ setzte er dann hinzu, „Ihr habt soeben zu mir vom „Schöpfungsproceß“ gesprochen; richtiger hätte der größte Gelehrte die dichterische Produktion nicht charakterisiren können; woher kam Euch dieses herrliche Wort?“

„Ich habe ja dieses Wort öfter von Euch selbst im Speisehause gehört!“, antwortete der Seifensieder, „Sollte ich es nicht richtig angewendet haben? Hätte ich einen Verstoß begangen, so bitte ich, mich armen Unwissenden zu entschuldigen.“

„Durchaus keinen Verstoß!“, erwiderte der Dichter, „Ein anderer Ausdruck für die poetische Production ist überhaupt

gar nicht zulässig. Wie es unter den Menschen Propheten gab, die aus Inspiration sprachen, so haben auch wir Dichter das Recht, unser Thun einen Schöpfungsproceß zu nennen. Denn es ist unbedingt etwas Göttliches in uns, das andere Menschen nicht besitzen, mögen sie was immer für Leistungen aufzuweisen haben. Aber so, wie es Atheisten gibt, so gibt es leider jetzt auch Viele, die das Göttliche in uns Dichtern nicht erkennen wollen!" Und da der Seifensieder hiebei schon ein etwas schläfriges Gesicht machte und ihm anzusehen war, es gehe ihm das Alles nicht ganz ein, so beendete der Dichter seine Rede, und jener empfahl sich.

Am nächsten Tage saß der Dichter bereits in seiner neuen Behausung, den Schreibtisch voll von Papieren, Büchern und Notizen vor sich.

Eine Zeit lang war er, die Schreibfeder in der Hand, ganz ruhig in seinem Lehnstuhl geblieben und starrte ins Leere; voll Neugierde wartete er, was für schöne und große Gedanken ihm nunmehr zuströmen würden.

Er saß so eine geraume Zeit — aber es kam Nichts.

„Im Grunde genommen," sagte er dann zu sich, „ist eine so vollkommene Stille, wie sie hier herrscht, doch auch nicht das Richtige! Eine gewisse Spur menschlichen Lebens und Treibens sollte der Poet wohl doch nicht vermissen; hat er es ja mit Erfindung und Gestaltung menschlicher Schicksale zu thun! Etwas Geräusch, ein wenig Gesumme und dumpfes Getöse, wie früher, ist eigentlich ganz zweckmäßig; diese allgemeine, wenn auch unbestimmte, Anregung meiner Schöpfungskraft fehlt mir hier ganz und gar!" — Er öffnete hierauf das Fenster, sah auf die Straße hinunter, schüttelte den Kopf und setzte sich wieder in den Lehnstuhl.

„Ruhe! Stille! nichts als Ruhe!", sprach er vor sich hin, und nach einer Pause: „Das ist nichts für einen Dichter! Das wäre wohl etwas für einen Mathematiker, für so ein Individuum, das bloß mit abstracten Zahlen und Figuren, mit begrifflichen Hirngespinnsten zu thun hat, mit Gestalten ohne Blut und ohne Leben. Für einen solchen Menschen wäre hier der rechte Ort! Für Unsereins taugt das nicht ..... Aber ich kann die Sache doch nicht sofort ändern, denn das würde den guten Seifensieder kränken; versuchen wir es

daher noch einmal, es wird ja poetiſche Themen genug geben, für die die Einſamkeit gerade das Paſſende iſt..... Und nur keinen Zwang beim Dichten! Es kömmt auf Einen Tag nicht an; ich will ins Freie hinaus, in die große Natur! Die Natur ſoll mich begeiſtern, ſoll mich anregen! Heute, du unendliche Natur, will ich mich ganz und gar nur Dir allein hingeben, und morgen, voll von den großen Eindrücken, die ich Dir danken werde — der Poeſie!" Und da er ſich erinnerte, auch in den Biographieen berühmter Dichter geleſen zu haben, ſie hätten ſich niemals zum Dichten gezwungen, und ſich ſtets mit großem Nutzen von der Natur begeiſtern und anregen laſſen, ſo wurde er außerordentlich frohgemuth und verließ ſeine Wohnung, um ſo raſch als möglich ins Freie zu gelangen.

Die Umgebung der Stadt war nun in der That durch Naturſchönheiten ſehr berühmt, und es fehlte nichts, was hiezu gehört: hohe Berge, ſchöne Waldungen, Waſſerfälle, kleine Bäche; ja in der Ferne blickte ſogar ein großer See, und in der Abendſonne leuchteten vom äußerſten Horizonte rieſige Gletſchergebirge herüber.

Mit großer Wonne und reichen Hoffnungen ging der Dichter, das Spazierſtöckchen nervös hin- und herbewegend, durch die Landſchaft; er betrachtete ſie, wie man Illuſtrationen in einem Buche betrachtet, und, der Reihe nach, Stück für Stück; und zu jeder Einzelnheit fielen ihm auch ſofort paſſende Stellen aus großen Dichtern ein. Nachdem er lange genug gewandert war und ſich bereits auf dem Nachhauſewege befand, dachte er ſich, nunmehr müſſe er doch nachſehen, was ihm die Natur eigentlich geſagt habe, und was er ſelbſt in Folge deſſen in ſeinen nächſten Dichtungen der Welt werde ſagen können.

Er dachte lange hin und her, aber er fand nichts, als die Erinnerungen an die einzelnen Dinge und an jene Dichterſtellen, die er ſchon von früher her kannte; und je mehr er ſich ſeinem Hauſe näherte, deſto größer wurde ſein Mißmuth.

„Die Natur kann doch nicht ſtumm ſein?", ſagte er zu ſich, „Woran mag es nun fehlen? Da ſteckt irgend ein Geheimniß!" Und plötzlich kam ihm der Gedanke, daß etwas Weſentliches in dieſer Natur, die er vor ſich geſehen, gefehlt

habe, und gerade das wäre die Hauptsache, nämlich es fehlte: das Meer!... „Gegen das Meer ist alles Andere so viel wie Nichts; nur der Ocean," rief er, von dieser Entdeckung begeistert, aus, „repräsentirt die Unendlichkeit, und die Gewalt, und den Schrecken, und den Wechsel von Ruhe und Bewegung, und alle die tausend großen Erscheinungen, von denen die großen Dichter sangen; und gerade das Meer — fehlte! Woher soll da die Anregung kommen?... Welche traurige Umgebung, welch armselige Gegend ist es doch, in der ich leben muß!"

Am nächsten Morgen saß der Dichter wieder an seinem Schreibtisch und befand sich merkwürdiger Weise, er wußte selbst nicht wieso, in sehr guter poetischer Stimmung. Er fühlte, er werde irgend etwas herausbringen, und begann nun sogleich, darüber nachzudenken, was wohl der Grund dieser günstigen Disposition sein mag, und ob nicht doch die Natur gestern auf ihn befruchtend eingewirkt habe; und als er diese Möglichkeit näher untersucht hatte, begann er, über die merkwürdige Fähigkeit der Dichter sich zu verwundern, in irgend einem gegebenen Augenblick einen Schöpfungsproceß zu beginnen.

Er sah darin das geheimnißvollste und bedeutendste Phänomen der ganzen Natur, und fühlte sich nicht wenig gehoben durch das Bewußtsein, selbst ein Dichter zu sein und in seinem Inneren diese tiefe und gährende Kraft für Schöpfungsprocesse zu besitzen.

Alle diese Betrachtungen nahmen eine geraume Zeit in Anspruch, bis Titus plötzlich bemerkte, er habe bisher noch keine Zeile niedergeschrieben. Er setzte sich daher in seinem Stuhl zurecht, hielt wieder, wie gestern, die Feder in der Rechten, und war abermals sehr neugierig, was für schöne und große Gedanken ihm endlich diesmal zuströmen würden. In der That kam ein Moment, in dem allerlei Empfindungen und Gedanken in ihm aufzusteigen begannen; freudig lauschte er den inneren Vorgängen, dann gab er sich einen Ruck, beugte sich nach vorwärts und begann zu schreiben.

Da geschah etwas Unerhörtes!

Er hatte nämlich nur wenige Zeilen niedergeschrieben und sich wieder ein wenig im Stuhl zurückgelehnt, als er hart am Rande seines Papierbogens eine Unzahl von Ge-

sichtern sich herzu drängen sah, und als er genauer hinblickte, war das ganze Zimmer bis in die letzten Ecken und Winkel voll von solchen Gesichtern, theils bekannten, theils fremden; die meisten von ihnen in schrecklicher Verzerrung oder mit strenger Miene drein blickend, nur wenige mit freundlichem Ausdruck; und gleichzeitig hörte er ein allgemeines Murmeln, Sprechen, Fragen und Streiten.

Der Dichter wandte seinen Blick schnell weg, sah auf sein Papier hinab und hielt sich die linke flache Hand so vor die Stirne und über die Augen, daß er nichts weiter sehen konnte, als nur seine Niederschrift; und in nicht geringer Aufregung warf er schnell ein paar weitere Zeilen hin. Kaum war das geschehen, so gönnte er sich wieder eine Ruhepause, lehnte sich im Stuhl zurück und sah wieder in das Leere. Sofort tauchten wieder alle Gesichter und der Lärm von früher vor ihm auf, und er sah und horchte nun mit größter Aufmerksamkeit hinüber, um zu erfahren, was jeder Einzelne zu dem sage, was er soeben niedergeschrieben.

Es war aber bejammernswerth, was er da zu hören bekam! Ganz besonders Eine Stimme war es, voll Wildheit und Zorn, die den Dichter mit den heftigsten Schimpfworten belegte; sie kam von einer ihm ganz unbekannten Physiognomie, und er wollte eben beginnen, mit ihr zu streiten und sich zu vertheidigen, als mit Einem Male vor seinen Blicken ein riesiges Zeitungsblatt zu sehen war, auf dem mit großen Lettern eine furchtbare Kritik seiner Poesieen seitens eines sehr berühmten Recensenten abgedruckt stand.

Der Dichter gerieth in immer größere Angst und begann, in dem Gewühle von Köpfen und Stimmen nach solchen zu suchen, die ihm freundlich gesinnt schienen. „Ich will von nun an nur für die Wohlmeinenden dichten; um die Boshaften und Neidischen und um die Unverständigen kümmere ich mich einfach nicht," sprach er zu sich und setzte seine Arbeit fort.

Er begleitete nun jeden Satz mit dem Gedanken an die Urtheile, die er von den Wohlmeinenden zu erwarten habe; sehr lebhaft stellte er sich vor, wie der oder jener Ausdruck, oder jenes Bild von Dem oder Jenem aufgenommen und gelobt werden würde; wie irgend eine seiner Situationen

von einem bestimmten Manne, den er eben im Auge hatte, bewundert werden müßte; und um dieses Vergnügen gründlicher zu genießen, beschloß er, nach dem nächsten Schlußpunct im Manuscript sofort das Niedergeschriebene noch einmal durchzugehen und behufs größerer Deutlichkeit sich es laut vorzulesen.

Wie er nun seine bisherige Arbeit laut vorlas, erschien sie ihm aber immer mehr als schwächlich, leer und unbedeutend; ganz bestürzt, legte er das Papier aus der Hand und begann, nachzudenken, was daran schuld sei. Nach einiger Ueberlegung war er sich darüber klar geworden.

„Rückhaltlose Zustimmung, kritikloser Beifall ist ebenfalls nicht das Richtige, ebenso wenig wie das entgegengesetzte Extrem; der Dichter wird geschwächt, seine Originalität geht verloren... Nein! So geht es nicht, ich muß auf beide Seiten achten!"

Und so begann er denn wiederum..... Und er hatte kaum einen längeren Satz niedergeschrieben, als er auch schon wieder mit ängstlicher Sorgfalt herumhorchte, was Der oder Jener sage, was man für Einwendungen erhebe; er begann dann, gegen alle Einwendungen zu polemisiren, und das Alles dauerte so lange und wiederholte sich so oft, daß er viel mehr Zeit dazu brauchte, nachzudenken, was man zu seiner Arbeit sagen werde, als die Arbeit selbst beanspruchte.

Es kam nichts Rechtes zu Stande. Der Dichter ging unmuthig zu Bette und wurde von den schrecklichsten Träumen gequält. Bald sah er eine Anzahl Menschen auf der Straße, die mit Fingern auf ihn wiesen und dabei höhnisch lächelten; dann eine Gesellschaft von Literaten und schönen Damen, in deren Gegenwart man sein Poem vorgelesen hatte, und die dann Alle in helles Gelächter ausbrachen; plötzlich hielt ihm Jemand ein großes aufgeschlagenes Buch entgegen und sagte zu ihm: „Lies!" Und da war es eine dicke Literaturgeschichte, in der seine Dichtungen für ganz werthlos erklärt wurden... und der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn; bis endlich ihm zum Schlusse ein kleiner Trost beschieden war, da er seine alte Köchin sah, wie sie vor Rührung durch die Lecture seiner Dichtung Thränen vergoß.

„Nun sehe ich abermals," sagte er sich sofort beim Er-

wachen, „der Dichter muß sich an das Volk wenden, zum Volke muß ich sprechen; die Gebildeten, namentlich unter meinen Zeitgenossen, werden mich nie verstehen!“ „Aber,“ setzte er nach einiger Ueberlegung hinzu, „sollte ich denn nicht auch Dichtungen schaffen können, die sowohl den Ungebildeten, als auch den Gebildeten gefallen? Es gibt ja schon solche Dichtungen!“ Und dann, wie aus höherer Eingebung, rief er aus: „Jetzt sehe ich, an was es mir bisher fehlte: An der unerbittlich ernsten Stimmung, in der ich an Nichts und an Niemanden denke, als allein an die Sache! Und an eine solche Kleinigkeit hatte ich bisher gar nicht gedacht!“

Und mit diesem Vorsatze ging er nächsten Tages an die Arbeit.

Aber es war ihm ganz und gar unmöglich, diesen Vorsatz auszuführen; er war nicht im Stande, auch nur für eine kurze Zeit in der Sphäre selbstloser Empfindungen und Gedanken zu verweilen, und immer wieder mischten sich seine Sorgen um das Urtheil der Menschen hinein und erstickten alles Gute im Keim.

Unwirsch über alle Maaßen, stieß er den Stuhl von sich, stand auf und lief wie wüthend im Zimmer auf und ab; dann verließ er seine Wohnung und ging ins Speisehaus.

„Nun, wie dichtet es sich in dem stillen Häuschen?“, riefen fast alle Tischgenossen ihm sofort beim Eintritt entgegen.

Titus senkte die Brauen, rollte finster mit den Augen, sah eine Weile zu Boden, dann hob er den Blick nach oben und begann: „Ich sage es immer und immer wieder, man ahne es nicht, welche Schwierigkeiten ein wahrer Dichter zu überwinden hat. Man hat wirklich keine Vorstellung, was das heißt: Dichten! Man hätte poetische Stimmung zur Genüge, ja in Hülle und Fülle; da kommen aber die gewissen Widerwärtigkeiten, innere und äußere Widerwärtigkeiten, und dann steckt man fest!... Je mehr ich mich der Poesie hingebe, desto deutlicher sehe ich ihren erhabenen Thron in unzugänglicher Höhe schweben, dem nur wenige Sterbliche nahen dürfen! Der wahre Poet sieht Das, er fühlt Das, und kommt schließlich wie ein unglücklich Liebender von Sinnen; daher, meine Herren, auch so viele Wahnsinnige unter den großen Dichtern! Ja, ich glaube in der

That, Wahnsinn, in größerem oder geringerem Grade, sei gerade das Merkzeichen eines großen Dichters, und geistige Gesundheit sei nur bei ordinären Mittelmenschen zu finden!" Und hiebei strich er mit der Rechten langsam über seine Stirne, wie wenn er eben an heftigen Kopfschmerzen litte.

Darauf fragte ihn der Seifensieder: „Haben Sie in dem stillen Häuschen nicht alles Das, was man zum Dichten braucht? Woran mangelt es? Vielleicht läßt es sich herbeischaffen?"

„Werther Freund!", erwiderte der Dichter, indem er ihm, herablassend, die Rechte freundlich auf die Schulter legte, „Ihr habt es gut gemeint; aber es gibt Dinge, die eben nur der Dichter verstehen kann; nicht Alles läßt sich kaufen, und gerade das Höchste am wenigsten!" Und damit verließ er, sehr zeitig, die Gesellschaft, um allen weiteren lästigen Fragen auszuweichen, und nahm sich vor, nicht eher wieder zu kommen, als bis er mit einer fertigen Dichtung werde hervortreten können.

Und zwar beschloß er, eine Tragödie zu dichten. „Denn," sagte er sich, „das Trauerspiel ist ja doch die höchste Kunstform, und wenn man schon dichtet, so soll man sich gleich an das Höchste machen!"

Aber trotz äußerster Anstrengung wollte es ihm nicht gelingen, in die rechte tragische Stimmung zu kommen. Er las die Tragödien der Alten und Neuen, er studirte die berühmtesten gräßlichen Episoden der Weltgeschichte, verschaffte sich Chroniken, verfolgte die Unglücksfälle und Criminalprocesse in den Tagesblättern; es war aber dies Alles nicht im Stande, ihn tragisch productiv zu machen.

Bereits war er nahe daran, zu verzweifeln, als ihm endlich einfiel, es sei eine Rettung noch dadurch möglich, daß ihn selbst irgend ein großes Unglück treffe; denn dann müsse er unbedingt in die passende tragische Stimmung gelangen, und den Moment wolle er dann sofort ausnutzen und in einem großen fünfactigen Trauerspiel fixiren.

Er begann nun, nachzudenken, was für ein Unglück, was für Schreckliches, ihm wohl zustoßen könne, und ob genügende Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, daß dieses Schreckliche wirklich eintreffen werde. Aber trotz alles Nachdenkens

ergab sich ihm keinerlei nennenswerthes Ereigniß, dem er etwa ausgesetzt wäre, und das er wirklich eine tragische Begebenheit nennen könnte; mit Entsetzen nahm er wahr, daß von keiner Seite ihn ein erklecklich tragisches Schicksal treffen könne — körperliche Leiden ausgenommen, die ihm aber, wie er voraussetzte, keinen practischen Nutzen versprachen, da er ja in leidendem Zustande überhaupt unfähig würde, zu dichten.

Um seinem Mißmuthe zu entfliehen, begab er sich, entgegen seinem unlängst gefaßten Beschlusse, des Abends zu seinen Bekannten ins Speisehaus; und um allen Fragen zuvor zu kommen, begann er, kaum daß er sich niedergesetzt hatte, selbst das Gespräch.

„In unserer prosaischen Welt," sagte er, „ist Alles Große ausgestorben; nichts Bedeutendes, nichts wahrhaft Tragisches, das uns, nach des Dichters Wort, erhebt, indem es uns zermalmt, passirt mehr den Menschen! Und da wundert man sich, daß wir keine wahre Tragödie, die Krone und der Gipfel aller Kunst, mehr haben! Setze man das größte Genie in eine kleine Zeit, es kann nichts Großes vollbringen. Aber gerade hierin," setzte er mit überlegenem Lächeln fort, „zeigt sich wieder die unvergleichlich hohe Bedeutung der Kunst.

Lassen Sie die Geschichte aller Wissenschaften und aller technischen Künste Revue passiren, so werden Sie finden, daß sie von der Beschaffenheit des Zeitalters ganz und gar unabhängig sind. Und warum? Weil sie nicht sensitiv genug sind, um, wie die Kunst, besonders die Poesie, ein großes Zeitalter zu ihrer Geburt und zu ihrer Entwicklung zu bedürfen; sie kriechen, sozusagen, in den niedrigen Regionen des menschlichen Geistes dahin. In unserer jetzigen kleinen Zeit aber überhaupt dichten zu wollen, ist geradezu ein Martyrium; jedoch nicht Jeder ist gewillt," fügte er mit dem Anschein großer Bitterkeit hinzu, „nicht Jeder hat die Lust, ein Märtyrer zu werden!" Worauf ihn ein Tischgenosse fragte: „Und wollen Sie denn wirklich, weil Sie unser Zeitalter klein finden, das Dichten gänzlich aufgeben? Ich glaube, Sie können durch Ihr Talent ganz gut ersetzen, was dem Zeitalter mangelt?"

Auf diese Worte antwortete Titus vorerst nicht, da er

eine gewisse Zeit brauchte, um die Schmeichelei mit genügend gründlichem Wohlbehagen einzusaugen und zu verdauen; dann sagte er, eine finstere Miene annehmend: „Vielleicht gebe ich in der That das Dichten nicht auf; dann betrachte ich mich aber als Opfer der Kunst, denn von meinen Zeitgenossen erwarte ich gewiß keine Anerkennung!"

Hiemit empfahl er sich und ging, in Folge der schmeichelnden Bemerkung jenes Tischgenossen, in großer Erregung nach Hause; that nun aber einen Schwur, nicht eher wieder unter Menschen zu gehen, bis er nicht eine große Tragödie vollendet habe, und sollten auch Jahre darüber verfließen.

Diesmal hielt er Wort; und nach mehreren Monaten, während denen er sich vor Niemandem sehen ließ und in Folge dessen sehr große Neugier erweckte, trat er eines Abends mit höchst gleichgültiger Miene in das Speisehaus ein und begrüßte seine Bekannten so, als ob er erst gestern da gewesen wäre.

Er wurde auf das Lebhafteste bewillkommt und Alle fragten ihn: „Also was haben wir Großes erhalten?"

„Nichts von Belang!", erwiderte der Dichter in dürrem Ton, „Ich habe heute Vormittag nur eine fünfactige Tragödie beendet."

„Nur! Nur eine fünfactige Tragödie!", sagten darauf die Anderen, „Als ob das eine Kleinigkeit wäre!" Und nun war, zur größten Freude des Dichters, den ganzen Abend von nichts Anderem die Rede, als von seinem Trauerspiel. Schließlich erbat man sich eine Vorlesung desselben, und der Dichter sagte nach einigem Sträuben zu, sein Stück an einem der nächsten Abende im Hause einer Allen befreundeten Familie vorzulesen. —

Es herrschte an dem bestimmten Abend ein äußerst stürmisches und regnerisches Wetter; dennoch war die Versammlung vollzählig. Als der Erste war der Dichter erschienen, und er erbat sich sofort von der Hausfrau ein Nebenzimmer, in dem er bis zum Beginn der Vorlesung, wie er sich ausdrückte, mit seinem Drama allein sein wolle; er schritt mit tief ernster Miene das Zimmer auf und ab, und ließ sich zur bestimmten Zeit von der Hausfrau abholen und den Versammelten in feierlicher Weise vorstellen.

Nach den ersten zwei Acten war noch Alles still, was der Dichter sich mit der tragischen Spannung der Hörer erklärte; und es wurde nun eine kleine Pause gemacht, während welcher der Dichter abermals mit tief ernster, ja finsterer, Miene in das Nebenzimmer ging. Als aber Mehrere ihm dahin folgen und mit ihm sprechen wollten, bat er sie inständigst und zwar im Interesse des künstlerischen Eindrucks, ihn ja nur allein zu lassen; allein mit seinem Thema, allein mit seinen Figuren, die er ja Alle mit seinem Herzblut geschrieben, und auch allein mit den furchtbaren Schicksalen, die er in den späteren drei Acten noch vorzuführen habe, und die ihn jetzt schon niederdrücken; die Anwesenheit von Menschen störe ihn in solch heiligen Augenblicken.

Man ließ ihn also allein; er kam dann mit ganz verstörter Miene herein und las sein Stück weiter. Je näher er aber dem Ende kam, desto schwieriger wurde es ihm, seine äußerliche Ruhe zu bewahren; seine Nasenflügel vibrirten, seine Farbe wurde immer bläßer, seine Stimme immer heiserer und sein Herz klopfte ihm stärker und stärker, denn er war in bangster Erwartung der Aeußerungen von Beifall oder Mißfallen, die ihm zum Schlusse bevorstanden.

In den letzten Augenblicken seiner Vorlesung dachte er unaufhörlich darüber nach, wie sich die Zuhörer dann wohl benehmen würden; wie lebhaft, in welcher Form, in welchen Ausdrücken sich die Wirkung seines Trauerspiels auf die Gesellschaft wohl äußern würde; aber er konnte sich gar kein plausibles Bild davon machen, und als er das letzte Wort gelesen hatte, war ihm zu Muthe, als ob er auf dem großen Ocean schwämme und nun ein großes Naturereigniß zu erwarten hätte.

Er war zu Ende, klappte sein Heft lebhaft zu, sah Niemanden an und senkte dann die Blicke beharrlich auf den Tisch und wartete.

Nach einem kleinen Augenblick gab die Hausfrau das Zeichen zum Beifall, sagte mit langsamer Betonung: „Ganz ausgezeichnet!“, und Alle klatschten kräftig in die Hände, worauf der Dichter aufblickte und sich nach allen Seiten verneigte; hierauf entstand abermals eine kurze Pause, und dann bemerkte Einer der Zuhörer: „Ein schauderhaftes Wetter

heute!". Ein Anderer gleich darauf: „Ja wirklich, ganz abscheulich!", und ein Dritter: „Ich möchte doch wissen, welche Veränderungen letzter Zeit in der Atmosphäre oder im Kosmos eingetreten sein mögen, da wir seit Jahren in diesem Monate stets gutes Wetter hatten?". Und sofort war nun das Gespräch allgemein und äußerst lebhaft im Gange.

Vom Wetter kam Jemand auf die Sonnenflecken zu sprechen, ein Anderer von den Sonnenflecken auf die Getreidepreise, wieder ein Anderer von diesen auf die sociale Frage, und in solcher Weise ging das fort, als ob gar kein Trauerspiel soeben vorgelesen worden, und dessen Dichter nicht anwesend wäre.

Dieser saß schweigend da und war dem Weinen nahe.

„Also das ist der Ernst, mit dem sich die Menschen einem tragischen Eindruck hingeben!", sagte er zu sich. „Nicht einmal wenige Minuten konnten sie in dem Gefühl der Ehrfurcht vor dem Schicksal verharren? Ich erwartete, daß die tragische Stimmung doch mindestens mehrere Stunden, wenn nicht Tage, anhalten würde; daß die Zuhörer an das Alltagsleben vergessen, daß sie mit mir über mein tragisches Problem und meine Figuren sprechen würden; daß sie mitunter schweigend und brütend da sitzen, und dann, wie aus einem Traume erwachend, sich an mich wenden würden! Statt dessen sprechen sie über das Wetter, über alles Andere; und jetzt sehe ich sogar — nein, ich täusche mich nicht! — wie sie sich zurecht rücken und dem Nachtmahl entgegen sehnen! Nun verstehe ich erst recht, was für ein Märtyrer der Dichter ist! —

Hierauf erhob er sich, nahm sein Heft unter den Arm, empfahl sich kurz und stürzte mit Einem Satze, Thränen in den Augen, aus dem Saale.

Seit diesem Abende begann er, in seinem Häuschen eingeschlossen, die Menschen aufs Tiefste zu verachten; und in dieser trüben Stimmung verbrachte er eine lange Zeit, mied jeden menschlichen Umgang und hörte nicht auf, das Schicksal der Dichter zu beklagen.

Er ahnte aber gar nicht, was sich noch weiter während seiner Zurückgezogenheit vorbereitete.

Das Mädchen von Halikarnaß.

Unter den jungen Leuten von Korinth wurde einmal bekannt, und immer mehr davon gesprochen, in Halikarnaß lebe ein junges Mädchen von so großer Schönheit, wie man seit Menschengedenken noch keines gesehen habe.

Sofort beschlossen die jungen Leute, eine Gesandtschaft nach Halikarnaß abzuordnen, um das Mädchen zu überreden, seinen Wohnsitz in Korinth zu nehmen.

Die Abgesandten versprachen dem Mädchen alle nur wünschenswerthen Vergnügungen, Gold und Edelsteine, Ehre und Bewunderung, und letztere nicht nur in Korinth selbst, sondern — maßgebend wie das Urtheil ihrer Stadt in Sachen der Schönheit seit jeher sei — von ganz Griechenland, also damit auch der ganzen Welt, die überhaupt über Schönheit zu urtheilen verstünde.

Das Mädchen war sofort mit dem Vorschlag einverstanden, bestimmte den Tag seiner Abreise, und langte mit den hingesandten jungen Leuten bald darauf zu Schiffe in Korinth an.

Die männlichen Bewohner der Stadt und der benachbarten Ortschaften waren zum Hafen geströmt, und, soweit das Auge reichte, war der Raum von Menschen bedeckt.

Als das Mädchen an das Land gestiegen war, mußte es sich sogleich auf einen erhöhten Sitz, eine Art von Thron, setzen, um von Allen gesehen zu werden; und als es oben saß und man dasselbe eine Weile beobachtet hatte, erschollen tausendfacher Jubel und immerwährend wiederholte Ausrufe der Bewunderung.

Bald darauf traten die Greise, sodann die Männer und dann die Jünglinge von Korinth vor das Mädchen hin, und der Angesehenste der Greise, Eurylochos, der ein Schüler

Platos war und sechs Bücher über den Grund und die Kennzeichen des Schönen verfaßt hatte, sprach zu den umstehenden Greisen:

„Die Ihr dieses Mädchen ansehet, bekennet Euere Meinung: Habt Ihr je eine so vollkommene Schönheit erblickt?"

Und Alle ohne Ausnahme riefen ihm zu: eine so vollkommene Schönheit hätten sie bisher noch niemals gesehen!

Die Worte des Eurylochos richtete dann der Anführer der Männer an diese, und hierauf jener der Jünglinge an die letzteren; und, ohne eine einzige Ausnahme, erklärten Alle jenes Mädchen zum schönsten der Welt. Hierauf wandte sich Eurylochos zu dem Mädchen. „Wir Alle," sprach er zu ihm, „erkennen in Dir das höchste Wunder der Schönheit, und es ist gewiß: Wer Dich nicht für das Herrlichste erklärt, was auf Erden athmet, weiß nicht, was schön ist."

Bei diesen Worten erglänzte das Gesicht des Mädchens in noch berauschenderer Schönheit als früher, und die Menge wiederholte ihre Jubelrufe, die nun kein Ende nehmen wollten. —

Während dessen kam ein Hirte des Weges heran, der ein Paar Ochsen vor sich her trieb.

Als dieser die Menschenmenge am Hafen erblickte, fragte er Jemanden, was es Großes da gäbe; und, zufolge der erhaltenen Antwort, blieb er einen Augenblick stehen, besah sich das Mädchen, das dort oben auf dem Throne saß, wobei er öfter die Hand vor die Augen hielt, um von der Sonne nicht geblendet zu werden; wandte dann, ohne eine Miene zu verziehen, seinen Blick wieder ab und trieb seine Thiere mit Zuruf und Knüttel weiter.

Diejenigen, die zunächst dabei standen, als der Hirte ankam, und die dann seine Frage, und sein weiteres Benehmen bemerken konnten, erhoben ein schallendes Gelächter, wandten sich wieder gegen das Mädchen und jubelten weiter. Das Mädchen aber hatte den Vorgang ebenfalls, und zwar sehr genau, beobachtet. Der Hirte war ihr sogleich, als er mit seinen Ochsen längs des Meeresufers heran kam, aufgefallen, und sie war schon darüber erregt, daß Jemand an diesem Tage irgend etwas Anderes als die Betrachtung ihrer Schönheit im Sinne haben könne. Sie verfolgte den

Hirten mit ihren Blicken und sah ihm lange nach, als er in der Ferne verschwand, während Alle um sie her jubelten und sich nicht die Unruhe erklären konnten, mit der sie, auf dem Thron sitzend, den Kopf zur Seite drehte und den Weg des Hirten aufmerksam verfolgte.

Dieser aber hatte das Mädchen seit seinem ersten Hinblick nicht weiter beachtet, und sich nicht ein einzigesmal nach demselben umgesehen, trotzdem er, da er sich mit den Thieren bald von der Seite, bald vorne zu schaffen machte, hiezu Gelegenheit genug gehabt hätte.

Das machte auf die Schöne einen solchen Eindruck, daß sie, obwohl den Aerger verbergend und gezwungen lächelnd, sich zum Philosophen Eurylochos — den sie im Stillen für dies Alles verantwortlich machte — wandte, und ihn bat, er möge doch den Hirten herrufen lassen und ihn fragen, ob auch er sie für die erste Schönheit der Welt halte; sie habe Grund, daran zu zweifeln.

Eurylochos konnte den Sinn dieser Rede durchaus nicht verstehen.

„Nicht jeder Hirte ist ein Paris!", sagte er zu dem Mädchen, „Und selbst Paris war nur ein einzelner Mensch; wenn wir nun hier Alle, so viele Tausende, alle Korinther, darunter ich selbst, ausnahmslos Dich für die Schönste halten; was kann dagegen ein einzelner Fall, und noch dazu das Urtheil eines gewöhnlichen Hirten, bedeuten?"

Aber das Mädchen erwiderte: „Du denkst wohl über diese Dinge, aber Du empfindest sie nicht; hältst Du mich, die ich hier sitze, für irgend einen Deiner philosophischen Begriffe? Dieser einzelne Fall, von dem Du so verächtlich sprichst, weil ihm tausend Andere gegenüber stehen, hat für mich gar wohl Bedeutung! Und er thut mir so sehr wehe, daß ich alle die anderen nicht schätzen kann. Denn es ist ein Mensch, der hier gesprochen, sei es auch ein bloßer Hirte! Ein Mensch fühlt meine Schönheit nicht, und von diesem Einen kann ich nimmermehr hinwegsehen und seine Mißachtung kann ich nicht ertragen!" Und sie bestand auf ihrem Begehren mit solcher Ungeduld und Bitterkeit, daß Eurylochos, darüber sehr verwundert, ihr willfahrte.

Man rief also den Hirten zurück. Er gab seine Ochsen

einigen Leuten zur Beaufsichtigung, stellte sich, als man ihm die Frage des Mädchens vorlegte, mit ausgebreiteten Beinen vor dasselbe hin, betrachtete es eine Weile und sagte dann langsam und deutlich: „Ich habe schon hundert Schönere gesehen, wegen deren man nicht so viel Lärm gemacht, wie mit Dir!"

Das Mädchen zuckte unmerklich zusammen; die Menge aber brach in ein ungemessenes Gelächter aus. Eine große Anzahl von Witzworten flog von allen Seiten auf den Hirten hernieder; der alte Philosoph schüttelte sich vor Heiterkeit, und das dauerte so eine kurze Zeit fort; während dessen verzog der Hirte keine Miene, als ob das Gelächter und die Witze ihn gar nicht angingen, und verlangte dann nach seinen Ochsen.

„Ganz richtig!", rief man von allen Seiten, „Laßt ihn nur zu den Ochsen gehen!" Und der Hirte wollte sich eben umdrehen und entfernen, da bat ihn das Mädchen mit tief trauriger Miene und gedämpfter Stimme, so daß es die Umstehenden nicht hören konnten, er möge doch bleiben; sie habe mit ihm zu sprechen, den Zeitverlust solle er reichlich ersetzt bekommen, und seine Ochsen möge er einstweilen den Schiffleuten zur Bewachung übergeben.

Der Hirte, der von Natur sehr gutmüthig war, that ihr das zu Gefallen und blieb. Unterdessen verlor sich die Menschenmenge, und zuletzt waren die Beiden allein.

„Nun bitte ich Dich," begann das Mädchen, „nun beschwöre ich Dich, höre mich an! Die Männer von Korinth und der Umgebung: Greise, Männer und Jünglinge, und unter den Greisen der große Philosoph Eurylochos, sie Alle, auf die ganz Griechenland hört, wenn es sich um Schönheit handelt, Alle, ohne Ausnahme, halten mich für die erste Schönheit der Welt; nur Du, Du allein, beachtest mich nicht!

Ich sage Dir nun, so lange Du mich nicht ebenfalls für die Schönste hältst, haben Alle, die mir früher zugejubelt, hat auch Eurylochos, gelogen; und wenn das so ist, so haben sie mich in diese Stadt gelockt, um mich zu höhnen!

Zu Hause war mir niemals der Gedanke gekommen, daß ich Jedem in der weiten Welt, und mehr als jedes andere Mädchen, gefallen müsse; seit ich hier bin, machte man mich

das glauben, und ich glaube es. Nach Allem, was ich hier erlebt, halte ich mich für die erste Schöne der Welt; ist dem aber nicht so, so bin ich nur ein schönes Mädchen wie tausend Andere, und mit diesem Bewußtsein könnte ich jetzt nicht mehr weiterleben! Und nur von Dir, von Dir allein, hängt es ab, ob ich fortan weiter leben soll oder nicht!"

Der Hirte blickte das Mädchen höchst verwundert an; und, obwohl er ganz und gar nicht verstehen konnte, was das Innere desselben bewegte, schenkte er den Worten des Mädchens doch vollen Glauben; denn es lag eine solche Traurigkeit in ihrem Angesicht und ein so entschlossener Ton in ihrer Rede, daß er keinen Zweifel in den Ernst der gehörten Worte setzen konnte.

„Ich kann Dich zwar nicht verstehen," erwiderte der Hirt nach einer kleinen Pause, „aber, wenn ich Dir helfen kann, so will ich's gerne thun; sage mir also: was soll ich machen, um Dich schön zu finden?... Doch nicht so, ich finde Dich ja schön; ich meine: Wie soll ich es anstellen, um in Dir die Allerschönste zu erblicken, die ich je gesehen?"

Ueber diese Frage mußte das Mädchen zuerst lächeln, dann aber wurde es um so ernster und rief ungeduldig aus: „Begreifst Du denn so wenig, um was es sich hier handelt? Bist Du denn nur ein Hirte und nicht auch ein Grieche? Ich verlange ja keine Gefälligkeit von Dir; wenn ich es auf eine solche ankommen ließe, so hätte ich ja nichts damit erreicht! Nicht mir zu Gefallen sollst Du mich als die Schönste finden, aber betrachte mich doch genauer, betrachte mich! — Du hast mich bisher gewiß zu flüchtig angesehen — und sage mir dann," fügte sie, mühsam das Weinen unterdrückend, und beinahe vor Zorn kreischend, hinzu, „ob Du mich nicht denn doch schöner findest, als alle Mädchen und Frauen, denen Du bisher begegnet bist."

Bei diesen letzten Worten legte sie eine gewisse künstliche Grazie in ihre Haltung und machte eine besonders liebreizende Miene; ganz im Gegensatz zu ihrer Haltung und ihrem Benehmen, als sie auf dem Throne vor Tausenden von Menschen saß und durch das Freie und Stolze ihres Wesens und durch die Natürlichkeit ihrer Miene Alle mit Entzücken erfüllte.

Der gutmüthige Junge erwiderte: „Also will ich Deinen Wunsch erfüllen; ich werde Dich sehr genau betrachten und dann....“

„So höre doch auf, mir haarklein aufzuzählen, was Du Alles mir zu Gefallen thun willst!“ fiel ihm das Mädchen zornig in die Rede, „Sieh mich an! Das muß genug sein;“ Und der Hirte setzte fort: „und dann Dir meine Meinung aufrichtig mittheilen.“ Er trat hierauf einige Schritte zurück, sodann zur Seite, betrachtete sie wieder von vorne, und als dies so einige Zeit gewährt hatte, schüttelte er den Kopf und schwieg.

Diese ganze Art, wie sie vom Hirten jetzt betrachtet wurde, empfand das Mädchen mit einem Gefühle der Demüthigung und mit einem Schmerz, als ob es sich dazu hätte hergeben müssen, sich Stück für Stück zerlegen zu lassen. Welcher Unterschied zwischen der Betrachtung seitens jener Tausende, die sie sofort bewundert hatten, und der allmählichen Besichtigung durch diesen Hirten!

Ein noch nie gekanntes Gefühl des Mitleids mit sich selbst erfüllte das Mädchen, während der Hirte bald rechts, bald links vor ihr herging, um Alles gut sehen zu können; und namentlich dann, wenn er seinen Kopf bald nach der einen, bald nach der andern Seite neigte, um sie auf ihre Bauart und Formen abzuschätzen, als ob er ein Thier zum Kaufe vor sich gehabt hätte. Und als er nun gar, ohne eine Ansicht zu äußern, ohne ein Wort zu sprechen, stehen blieb und dem Mädchen halb fragend, halb thöricht in die Augen sah, konnte dieses sich nicht mehr bemeistern und sprang blitzschnell vom Sitze auf.

„Stock ohne Gleichen!“, schrie sie dem Hirten entgegen, faßte sich jedoch ebenso schnell und fuhr dann, sich mit größter Anstrengung zur Ruhe zwingend, fort: „Warum willst Du Dir nicht die Zeit nehmen, mich genauer zu betrachten? Sieh“ — und hier begann sie zu weinen und setzte ihre Rede unter Thränen fort — „alle Schätze, die man mir früher zugeworfen, die gebe ich alle Dir!“ Und damit legte sie ihm Gold und Edelsteine, die zu Füßen ihres Thrones lagen, zu einem Haufen zusammen; und da der Bursche sie noch immer verwundert und ohne ein Wort

zu sprechen ansah, fuhr sie, in immer eindringlicherem Tone, fort: „Habe ich Dir etwas zu Leide gethan? Habe ich Dich irgendwie gekränkt oder geärgert, daß Du mir mein Glück und mein Dasein rauben willst? Hat Dich der Jubel der Korinther gegen mich aufgebracht? Warum willst Du mich nicht ebenso beachten, wie das alle Anderen gethan? Was mißfällt Dir an mir?... Sie Alle haben mir ja freiwillig ihren Beifall gespendet, aus vollstem Gefühle mich bewundert und mir zugejubelt! Habe ich denn den Beifall der Menschen gesucht? Oder ihn mit Hochmuth aufgenommen?.. Hast Du etwa einen Fehler an mir gefunden? Sprich ihn aus..... Glaube auch nicht, ich sei weniger gut und weniger edel, als die Mädchen Deiner Heimath. Sieh! Ich erhalte meine alte Mutter, unterstütze meine drei jüngeren Brüder; auch habe ich seit meiner Kindheit niemals irgend einem Menschen Uebles gethan, Niemanden je gekränkt, und den Göttern opfere ich oft und demüthig. Sieh auf mich mit Wohlwollen, Du hast mein Leben in Deiner Hand!" — Und bei diesen Worten sank sie vor ihm in die Kniee und brach in heftiges Schluchzen aus.

Der Hirte stand ganz verblüfft vor dem Mädchen; er begriff nicht, was das Alles bedeute, er wußte nicht, was ihr sagen, und, da sie vor Weinen kaum mehr sprechen konnte, überkam den Burschen ein tiefes Mitleid mit dem Mädchen. Auch ihm kamen jetzt Thränen in die Augen, er hob die noch immer Knieende auf und sprach: „Was ich Dir früher gesagt, war ohne Ueberlegung gesprochen; jetzt sehe ich, Du seiest nicht nur schön, sondern viel schöner, als irgend ein Mädchen, dem ich je in meinem Leben begegnet bin und je begegnen werde!" Und dabei leuchtete ihm aus den Augen, die er auf das Mädchen heftete, die höchste Gutmüthigkeit hervor.

„Nimm die Schätze und verlaß mich!", antwortete das Mädchen, das plötzlich ganz ruhig geworden war und sich stolz aufrichtete. Der Hirte berührte die Schätze nicht und ging davon, und gleich darauf lief das Mädchen dem nahen Felsen zu und stürzte sich in das Meer hinab.

Die Liebe kam unwiderstehlich, Schritt für Schritt.

An einem späten Sommernachmittage ging ein rüstiger, nicht mehr ganz junger Mann durch eine freundliche Landschaft.

Dieser einsam dahin Wandelnde hieß im weiten Kreise seiner Bekannten: der eiserne Doctor.

Bei den Männern deßwegen, weil er ein außerordentlich starker und strenger Denker und großer Gelehrter war; bei den Frauen aber darum, weil er, obzwar wohlgestaltet und von gutem Gemüth, schon in seinem fünfunddreißigsten Jahre stand und doch bisher noch niemals geliebt hatte. Nur ein eiserner Mann könne das sein, der im Stande ist, der Liebe zum andern Geschlecht gänzlich zu widerstehen.

Dieser Mann hatte nämlich die sonderbare Meinung, es zieme sich nicht für eine männliche Seele, zu lieben; und er war nicht wenig stolz darauf, noch niemals ein Mädchen oder eine Frau geliebt zu haben.

Jede andere Art von Liebe war ihm recht: Liebe zur Menschheit, zur Familie, Liebe zur Wissenschaft, zur Kunst; er fühlte auch alle diese Arten von Liebe, nur die geschlechtliche Liebe schloß er aus, von der wollte er nichts wissen; sie allein bedeutete ihm eine plötzliche Schwäche. Er meinte, er wolle seine Persönlichkeit, seine Individualität, nicht verlieren, und die Furcht vor diesem Verlust und der Stolz auf seine strenge Abschließung gegen den Einbruch einer weiblichen Persönlichkeit waren es, die ihn dazu brachten, gewissermaßen wie eine Schildwache im Felde immerwährend auf dem Posten zu stehen.

Aber denselben Stolz, mit dem er in Betreff der Liebe die gesammte Natur herausforderte, bewies er auch, eingebildet auf seine Kenntnisse und seine Denkkraft, gegen die Menschen, mit denen er in Berührung kam.

Daß er der Natur trotzen wollte, machte doch beim ersten Anblick einen im gewissen Sinne erhabenen Eindruck auf seine Bewunderer; sein Hochmuth gegen die minder gelehrten oder begabten Menschen jedoch war eine, seiner sonstigen Bedeutung unwürdige Eigenschaft.

Wurde er in seinen Ansichten, wenn auch in der sachlichsten Weise, angegriffen, so pflegte er folgenden derben Spruch von sich zu werfen: „Wenn auch der größte Köter die Mauer anpißt, das Haus bringt er doch nicht ins Wanken.“ Und wenn Jemand der Bewunderung seiner Begabung nicht deutlich genug Ausdruck verlieh, so warf er den Satz heraus: „Die Menschen haben eine so gemeine Natur, daß sie's nicht merken, wenn selbst ein Gott neben ihnen steht.“

Nun mögen diese Sätze, die er sich für alle solche Fälle eigens ausgeklügelt hatte, wohl ihr Wahres haben; er selbst durfte sie aber nicht aussprechen, er hätte das Anderen überlassen müssen. Und bei aller Trefflichkeit dieser Sätze erreichte er doch mit ihnen seinen Zweck nicht; denn wenn es auf derbe Reden ankömmt, findet der größte Geist und der größte Gelehrte doch immer hundert kleine und auch ganz unwissende Geister, die ihn darin noch übertreffen. Derbe Reden sind die passende Waffe nicht.

Will aber der Mensch nun gar der ganzen Natur den Fehdehandschuh hinwerfen? Wenn das ganze Weltall „Liebe!“ ruft, will da ein Einzelner gegen sie kämpfen?

Die Natur hat kein Antlitz, keine Physiognomie, sie verzieht daher keine Miene, wenn sie kämpft. Wer aber ihrer Arbeit genauer zusieht, der erkennt gar bald ihr furchtbares Wesen; und besonders dann, wenn Alles ganz langsam und milde vor sich geht, so daß es sich ansieht, als ob sich ein Capitel der Physik unter der Leitung eines sehr geübten Experimentators abspielte. Es ist überall nicht das Tempo, es ist die Kraft, die entscheidet! — — — — —

Es ging also jener eiserne Mann während der Abenddämmerung durch eine liebliche Landschaft. Der Sonnenuntergang rührte ihn nicht, die fernen blauen Berge interessirten ihn nicht; was ihn aber unbewußt erfreute, war der würzige Geruch, den er durch den zeitweiligen sanften

Wind von den Wiesen her einsog. Voll Behagen schritt er weiter, an Feldern entlang, deren Aehren mitunter im Winde wogten, und sich, wie vor einem hohen Herrn, zuerst verneigten, und wenn er vorüber war, sich wieder aufrichteten.

Ein Weib, den Oberkörper niedergebeugt, stand im Felde und jätete Unkraut aus.

Auf dem etwas erhöhten Raine dieses Feldes saß ein kleiner Knabe, barfuß, den Kopf mit einer großen Pelzmütze eines Mannes bedeckt und über und über schmutzig. Seine linke Hand umklammerte Blumen und Gräser, auf die der Blick seiner langbewimperten Augen unverwandt gerichtet war; zugleich pflückte er mit der Rechten aus seiner nächsten Nähe, ohne Auswahl, immer neue Gräser und Blumen, und reihte sie den anderen in seiner Linken an.

Weder Fußgänger noch Wagen, die vorüberkamen, vermochten seine Aufmerksamkeit und seinen Blick von den Blumen in seiner Faust abzulenken; unmerklich neigte er den Kopf, bald nach rechts, bald nach links, baumelte mit den Füßen an dem Rain, und sein Angesicht glänzte vor Freude.

Während er so immerwährend pflückte und Stengel an Stengel fügte, trieb ihm die Freude ein Lied hervor, bald schluchzend, bald gurgelnd, dann wieder jauchzend, und der Text dieses Liedes war folgender:

Ti ta to ti ta
Ti tu ta to ti
— — — —

Wie der Doctor diesen Knaben sah und hörte, blieb er ihm gegenüber stehen und blickte ihn unverwandt an.

„Frau, ist Der da Euer?“, fragte er nach einiger Zeit das Weib im Felde.

„Dieser Schmutzfinke?“ rief diese, ohne aufzublicken und sich in ihrer Arbeit zu unterbrechen, herüber, „Ja, Der ist mein!“

Der Doctor ging hierauf langsam weiter; der Knabe schaute nicht auf und ließ sich nicht stören, und jener wandte sich mit einer Art von Ehrfurcht nach ihm um.

Er war schon ziemlich weit entfernt; der Knabe aber, die Wimpern gesenkt, und immer weiter Blumen pflückend,

ſang ununterbrochen fort, und zwar jetzt mit geändertem Text; es ging nämlich ſo:

Ta ti ta to tu
Ta to ti tu tu tu.

Stets auf den Knaben horchend, ging der Mann langſamen Schritts weiter in das Thal hinein.

Die Sonne ſenkte ſich, er war angenehm ermüdet und ſehnte ſich nach Erfriſchung.

Bald zeigte ſich ein wenig hinter Bäumen verborgen, eine Hütte; er trat näher und blickte durch eine Lücke des Gebüſches. Da ſaß auf einer Bank ein kleiner, ſteinalter Mann; er hatte beide Hände auf einen Stock, der zwiſchen ſeinen Beinen ſtand, geſtützt, ſchüttelte ſeinen Oberkörper unter ſtetem und lautem Lachen, und blickte dabei unverwandt nach der Seite.

Dort, auf dem Raſen, kniete ein Knabe, den unbedeckten Kopf geſenkt, das Haar zerrauft, und ſtemmte beide Hände auf den Boden; ihm gegenüber ſtand, ebenfalls den Kopf geſenkt, eine kleine Ziege, die ſich feſt auf ihre Vorderbeine ſtützte.

Stirn an Stirn gepreßt, ſpielten Thier und Menſch, wer das Andere von der Stelle bringe. Die beiden Köpfe ſchwankten herüber und hinüber, ohne daß Eines im Stande war, zu gewinnen; darüber machte der Knabe ein ſehr zorniges Geſicht.

„Habe ich Dies nicht vorhergeſagt, Du biſt ihr nicht gewachſen?“ rief ihm der Alte zu und begann wieder, ſo herzlich zu lachen, daß ihm die Thränen in die Augen kamen.

Da trat der Doctor, der dem Kampfſpiele einige Zeit zugeſehen hatte, auf den Alten zu und bat um eine Erfriſchung.

„Steh auf, Bub,“ rief der Alte, „Du gewinnſt ja doch nicht, ſteh auf!“ Und da der Knabe wie wüthend immer noch ſeine Stirne an die der Ziege preßte, „Wirſt Du nicht folgen?“ und ſchlug dabei heftig mit dem Stock auf den Boden; „Verdammter Bub, ſteh auf und lauf hinüber; ſag dem Mädel, es ſoll dieſem Herrn Milch und Brod auftragen!“

Auf das hin sprang der Knabe vom Rasen auf, gab der Ziege mit der flachen Hand einen Schlag auf den Rücken und lief gegen den Stall; die Ziege, die sich Siegerin fühlte, lief ihm nach und stieß, wie ihr Spiel fortsetzend, ihn im Laufe mehrmals mit ihren Hörnern.

„Ein unfolgsamer Bube!" sagte der Alte, „Und leider unverbesserlich! Wie Ihr den Buben da seht, ist er mein Ururenkel; jetzt ist er zehn Jahre alt. Und dann habe ich ein Mädel bei mir, die ist seine Schwester, jetzt fünfzehn Jahre alt. Ich selbst — wie alt schätzt Ihr mich?"

„Achtzig Jahre."

„Weit gefehlt! Ich bin genau so alt wie mein kleiner Finger, und der hat schon einhundert und zwei Jahre erlebt. Von dem, was zwischen mir und den zwei Kleinen war, fehlt schon Alles, Alle sind todt. Das Blut in dem Buben erinnert sich an meines nicht mehr, es ist schon zu weit weg, sonst wär er nicht so unfolgsam. Wenn ich ihm etwas schaffe, dauert's immer eine Weile, bevor er folgt; mir scheint, er muß vorher in Gedanken seine Eltern und Großeltern fragen, ob er folgen soll? Meint Ihr nicht auch?"

„Frägt das Mädel auch erst an, bevor es Euch folgt?"

„Weiblich Blut muß ein besseres Gedächtniß haben, als männlich's," erwiderte der Alte; „Mein Gott, was ist das für ein Prachtkind! Man hört von ihr kein überflüssiges Wort; immer arbeiten, sorgen, schweigen, brav sein. Halte ich mein Mittagsschläfchen, so steht sie stundenlang beim Lehnstuhl, verscheucht die Fliegen, richtet mich auf, wenn mein Kopf im Schlaf nach vorne fällt, und rührt sich nicht weg, bis ich erwache."

„Wie heißt sie denn?", fragte der Doctor.

„Wie sie heißt, kann ich Euch nicht sagen, ich hab's vergessen; ich ruf sie: Mädel!... Geht aber doch hinein in die Stube und laßt es Euch schmecken, junger Herr." — — — —

Der Doctor hatte das einfache und erfrischende Mahl beendet, das Fenster war geöffnet, und die warmen rothen Strahlen der untergehenden Sonne drangen in die Stube.

Um dem Sonnenstrahl auszuweichen, rückte er zur Seite; da stand regungslos das junge Mädchen hinter seinem Stuhle. Unbemerkt war es wieder hereingekommen, dann

ruhig stehen geblieben und wartete, mit dem Kruge in der Hand, ob der Gast nicht noch mehr Milch verlangen würde.

Schlanke Gestalt, junge Formen, die dem fühlenden Auge sich ineinander zu bewegen schienen, in der Haltung und im Antlitz der Ausdruck von Ruhe, Zartheit, Reinlichkeit und Unwissenheit; das Auge, vom schiefen Strahl der Abendsonne getroffen, leuchtend wie ein klarer und unergründlicher Gebirgssee.

Der Blick war fest und zugleich wie leise fragend auf den fremden Mann gerichtet, so, als ob dieser schon längst erwartet worden wäre. Und in den Mienen lag jener Ausdruck, der den betrachtenden, naiven jungen Mann stets zu fragen scheint: Bist Du jener Mann, der gekommen ist, mir das Räthsel der Welt zu lösen?

Der Doctor glaubte diese Frage an sich gerichtet.

Schnell wie ein Blitz und doch lieblich war die Erscheinung ihm ins Auge gedrungen, und hatte sich über sein ganzes Wesen verbreitet.

Geblendet, schloß er die Lider; aber die Erscheinung stand fest und brannte wie glühendes Metall auf dem Grunde seiner Augen; und der Eindruck war so überreich, wie Nachts die Landschaft im Blitze, von der man in einem einzigen Moment mehr zu sehen bekömmt, als sonst durch Stunden bei hellstem Tageslicht. Das wißbegierige Blut drängte und öffnete dem Manne das entzündete Auge, versah sich im Anschauen mit Nahrung und brachte die schöne Botschaft rasch zurück, um sie dem ganzen Leibe mitzutheilen.

Der sonst so kühle Kopf wurde warm.

Durch die Fülle des Gesehenen öffneten sich im Gemüthe des Mannes unzählige Klappen, die bisher geschlossen waren, und durch alle Poren zog jubelnd die ganze Welt in ihn hinein. Jetzt glaubte er erst, zu wissen, was ihm bisher verborgen war, und was er bisher wußte, glaubte er, nunmehr besser zu wissen. Aber Alles erschien ihm weiblich. Wie ein Ertrinkender in Einem Augenblick sein ganzes früheres Leben deutlich vor sich sieht, so rückte dem Manne die ganze Vergangenheit vor die Empfindung, aber nur in Beziehung und im Innersten verständlich durch Frauenschönheit. Sein Herz war beglückt — ohne daß er wußte,

wie es geschah — wenn das tastende Auge in den lieblichen Geleisen der jungen Formen dahinglitt. Immer öfter die herrlichen Begrenzungen durchlaufend, nahm er immer mehr Besitz von ihnen, und endlich machte er das Ganze in seiner Phantasie, wie vermöge natürlichen Rechts, zu seinem innersten Eigenthum.

Diesem so überaus harmlosen, unwissenden, schwachen Wesen gegenüber, das ihm so unendlich winzig erschien, fühlte er sich wie ein tausend Jahre alter Riese; sein Selbstgefühl schwellte auf, als stünde er auf einem hohen Berg und sehe auf ein kleines Geschöpf im tiefen, engen Thale mit einer Art von Mitleid herab. Aber gleich darauf verlöschte der so schöne Anblick alles Bewußtsein von Erhabenheit; er verlöschte all' sein Wissen, all' sein Denken, seinen großen Blick und lenkte ihn ganz auf das kleine Wesen hinüber.

So wogte es in ihm auf und nieder; immer mehr und immer rascher wechselte die unbewußte Erhebung in sich selbst mit der Ausdehnung seines Gefühlskreises auf das Andere; er flog vom Berg ins Thal, vom Thal auf den Berg. Auf der Höhe oben erschien ihm das Mädchen dort unten in rührendster Naivetät; seine Hinneigung zog ihn dann herab, und alle seine Hoheit für Nichts erachtend, gab er sich immer williger hin, um sich dem Mädchen gleichstellen zu können. Die Schwingungen seines Gemüthes: Entfernung und Annäherung, Annäherung und Entfernung — folgten einander immer rascher, dann wurden sie immer geringer und schwächer. Wie ein Pendel allmählich zur Ruhe kömmt, so kamen auch sie zur Ruhe, die Schwingungen hörten auf, es trat Stille ein, und nun stieg in dem Manne tiefe Melancholie empor.

Keine Begierde, kein Wunsch war vorhanden! Aber eine unbestimmte, zehrende Sehnsucht! Das weite stille Meer, aus dem ruhig die Liebesgöttin emporsteigt, erstreckte sich vor seinem Blicke, und langsam und stetig dehnten sich die Grenzen seines Persönlichkeitsgefühls auf das Mädchen aus.

Dieses sah ihn unverwandt und lautlos an.

Ein Mann, der eine höhere Welt im Antlitz trug, saß da wie ein Gott vor ihr. Hätte sie alle Länder der Erde durchreist, sie hätte nicht alles Das erfahren, was sie er-

fuhr, als sie ihm ins Angesicht sah; denn durch diesen Mann hindurch gab sich ihr mit Einem Male die ganze Welt zu erkennen. Da er seinen Kopf dem ihrigen näherte, erschien ihr sein Antlitz immer größer, immer größer werdend.

Der Glanz eines im tiefsten Grunde edlen Herzens und der hohen Thätigkeit großgesinnten Denkens leuchtete aus diesem Angesicht. Sie konnte nicht verstehen, was er je gefühlt und gedacht hatte, aber die unbestimmte Ahnung der tiefinnersten Bedeutung davon bekam sie durch die Spuren, die das arbeitende Blut in Furchen, in Erhöhungen und Vertiefungen ihm ins Antlitz lagerte; und dieses kindische, unwissende und unerfahrene Mädchen begann, an eine neue, an eine reinere, schönere heimathliche Welt zu glauben und sie zu ahnen.

Aber der Tastsinn wollte nun auch sein Theil.

Er begann, sich zu regen. Er drängte den Mann immer mehr, das Mädchen zu berühren, sei es auch noch so zart, noch so leise, und sei es auch für einen kleinen Augenblick!

Ohne Berührung könnte es ja ein bloßes Gespenst sein? Vielleicht nur eine schöne Täuschung? Und nun wuchs die Sehnsucht nach genauerer Erkenntniß so mächtig, daß er unbewußt die Hand ausstreckte. Die Fingerspitzen senkten sich ganz unmerklich in die Schultern des Mädchens ein; nur ganz wenig drückte dann die flache Hand den zarten Körper, denn: zu sehr, wäre ohne Sinn — zu wenig, wäre ungenügend gewesen!

Sofort begann er, ein neues Leben zu fühlen.

Bald aber genügte auch das nicht mehr, und sein rechter Arm umfing den Leib des Mädchens.

Sanft zog er es näher an sich heran; der junge Körper gab dem annähernden Streben sympathisch nach, hierauf umfaßte er sie mit beiden Armen und drückte sie fest an sich.

„O Herrlichkeit!" rief er aus, „O Herrlichkeit!", entfernte sie darauf ein wenig von sich, um sie besser betrachten zu können und zog sie dann wieder zu sich heran. Das Mädchen setzte den Milchkrug, den sie noch immer in der Rechten gehalten hatte, sanft auf den Boden und begann, zu weinen; da nahm er sie beim Kopf und trocknete ihre

Thränen; sie wurde ruhiger und so, Angesicht an Angesicht, fanden sich ihre Lippen.

Während sie auf seinem Schooße saß, schloß sie, halb träumend, die Augen und ließ Lippe an Lippe haften.

Aber in der tiefen Stille, die jetzt herrschte, horchte Blut auf Blut, Herzschlag auf Herzschlag, Leben fühlte Leben, und, ruhig brütend, begann der Geschlechtssinn, seine Herrschaft anzutreten.

Alle anderen Empfindungen schwiegen; die Umgebung, alle Erinnerungen, die ganze übrige Welt entrückten in immer weitere Ferne. Ein eigenthümliches Summen entstand nun in den Beiden; sie begannen, ihm zu horchen, ihm zu folgen; räumlich unterschiedene Leiber fühlten immer gleichartiger dasselbe Ziel.

Dieses kleine Mädchen, früher so machtlos scheinend, eroberte jetzt in passiver Kraft immer mehr die gleichen Rechte; sie schien stets zu wachsen, sie wurde ihm ebenbürtig, sie forderte auf, sie widerstand, sie stellte ihm Aufgaben wie ein strenger Gebieter; es folgten Küsse, Pressungen, Bewegungen in athemloser Hast, und — in einem großen Augenblick lagen die Beiden in dem innigsten Verkehr, den ihre Körper zuließen.

Bei vollkommen gesundem Leibe verloren Beide das Selbstbewußtsein, und in dem langen Kampf um Freude erschöpften sie sich ineinander — bis sie wieder unter einem tiefen Seufzer zu sich selbst kamen. — — — — —

Das Mädchen ging hinaus, warf sich aufs Stroh und weinte und schluchzte unaufhörlich.

Der eiserne Doctor saß auf dem Bett und stierte ins Leere.

Aladin.

Vier arabiſche Dichter ſprachen einmal miteinander über die Frage, warum gerade Aladin der Wunderlampe theilhaftig wurde. Für welches Verdienſt kam ihm ein ſolches Glück zu? fragte Einer den Anderen.

Dieſe vier Dichter waren: Abul Faradſch Babagha, Abul Ala el Tenukhi, Abul Kaſem el Unſzari und Abul Walid ebn Zeiduni.

Sie waren, jeder mit einer anderen Karawane, in der Oaſe angekommen, ließen ihre Kameele tränken und ſetzten ſich, als es bereits Abends war, zueinander unter die Palmen.

Ebn Zeiduni ſagte: „Wie man weiß, war doch Aladin ein halsſtarriger Junge, gegen Vater und Mutter ungehorſam! Muſtafa, der Schneider, ſein Vater, hatte viel Verdruß mit ihm.“

„Das iſt ganz richtig;“ ſetzte el Unſzari hinzu, „als er nur ein wenig herangewachſen war, konnten ihn ſeine Eltern ſchon nicht mehr zu Hauſe halten. Er ging ſchon am frühen Morgen aus und brachte den ganzen Tag damit hin, auf der Straße und auf den öffentlichen Plätzen mit den Gaſſenjungen zu ſpielen, die weit unter ſeinem Alter waren.“

„Man ſagt auch,“ meinte el Tenukhi, „daß er es ſo fort trieb, bis er fünfzehn Jahre alt war, ohne zu überlegen, was aus ihm werden ſollte. Was bewog den Allbarmherzigen, dieſem Menſchen die Lampe zu geben?“

Darauf ſprach Abul Faradſch Babagha: „Alles wird dem Menſchen verziehen, der ſo an ſeiner Mutter hängt, wie Aladin. Einmal wurde ſeine Mutter krank, und Aladin lief eiligſt zum Arzt. Als er vor dem Badehauſe der Frauen vorbeikam, begegnete ihm eine wunderſchöne Frau, die, kaum daß ſie den ſchönen Knaben geſehen, ihm zuwinkte und ermunterte, mit ihr zu gehen. Aladin war bleich geworden vor Entzückung, als er die Schönheit dieſer Frau gewahr wurde, die ihren Schleier ein wenig vor ihm gelüftet hatte. Einen Augenblick

hatte er auf Alles in der Welt, und auch an seine Mutter, vergessen; aber gleich darauf erinnerte er sich, sie sei krank, und er sei dazu ausgeschickt, um einen Arzt zu rufen. Da schrie er laut auf vor Schrecken darüber, daß er einen Augenblick gezögert hatte, und in seiner Einbildung sah er die gräßlichsten Schmerzen, die er seiner Mutter durch seine Zögerung schon verursacht hatte; und immerfort schreiend, lief er der schönen Frau davon und holte den Arzt. Die Leute auf der Straße wußten nicht, warum Aladin so schrie, und sie meinten, seine Gespielen, die Gassenjungen, verfolgen ihn. Er schrie aber, weil er sich so große Vorwürfe machte."

„Das, was el Tenukhi uns jetzt erzählte," sprach ebn Zeiduni, „ist schon hinreichend, um alle Fehler eines Menschen aufzuwiegen; es genügt aber noch nicht, ihn so verdient zu machen, daß er die Lampe bekommt.

Man erzählt aber, wie ich mich jetzt erinnere, auch noch Dies von Aladin: Er sei als erwachsener und lebensfroher Jüngling einmal auf dem Wege zu einer Frau gewesen, die ihn zu einer Liebesnacht eingeladen hatte. In einer der Straßen, durch die sein Weg ging, hörte er plötzlich Schmerzensrufe und Klagen, die kein Ende nahmen; und als er fragte, was das wäre, theilte man ihm mit, eine Frau kreiße in dem und dem Hause und habe eine sehr schwere Entbindung.

Da empfand Aladin tiefes Mitleid und erinnerte sich seiner Mutter, verlor alle Lust, zu jener schönen Frau zu gehen, eilte nach Hause und bat seine Mutter um Verzeihung, daß er ihr bei seiner Geburt so viel Schmerzen verursacht habe."

„Was hat seine Mutter dazu gesagt?", fragte Abul Faradsch.

„Die Mutter," antwortete ebn Zeiduni, „sagte zu Aladin: Mein Kind, Du hast keinen Grund, mich um Verzeihung zu bitten. Du hast mir keinerlei Uebelkeiten verursacht, als ich Dich trug; als ich Dich gebar, hatte ich keine Schmerzen; als ich Dich aufzog, weintest Du nicht, und des Nachts verlangtest Du niemals nach meiner Brust und ließest mich ruhig schlafen.

Du hast mich wegen Nichts um Verzeihung zu bitten, und Du kannst sicher sein, der Allgütige werde Dir wegen alles dessen ein großes Glück bescheeren."

„Und das war die Lampe!" sagte hierauf el Tenukhi;

„Was wir jetzt vernommen haben, genügt vollkommen, um unsere Frage zu beantworten. Aber was für eine gute Mutter muß das auch gewesen sein? Vielleicht hat Gott auch ihr zu Liebe den Sohn so sehr bedacht."

Darauf sprach el Unszari: „Jede Mutter ist gut, und wenn es wegen der Mutter wäre, bekäme vielleicht jeder Sohn die Lampe. Aber Aladins Mutter war die Krone aller Mütter, und ihre Güte drang bis in den Himmel und überwand sogar den Tod."

Da fragten die Anderen: „Wie that sie das?"

El Unszari erwiderte: „Die Mutter Aladins wurde auf den Tod krank, während er auf einer Geschäftsreise begriffen war. Man sandte ihm eiligst einen Boten nach, er möge nach Hause kommen, um mit seiner Mutter vor ihrem Tode noch einmal sprechen zu können.

Aladin ritt Tag und Nacht nach seiner Heimath, ohne zu essen, zu trinken und zu schlafen, so schnell er nur konnte; und als er vor seinem Hause ankam, sah er eine große Menge von Menschen auf der Straße, die Alle traurige Mienen und verweinte Augen hatten. Da er dies gewahr wurde, dachte er sogleich, seine Mutter sei bereits gestorben, und er begann zu schluchzen und zu weinen wie ein Kind. Er stürzte in das Wohnzimmer, wo seine Mutter zu sein pflegte, und sah sie daselbst auf dem Bette liegen. Aber die Mutter — Friede sei mit ihr, wenn diese nicht im Paradiese ruht, wer käme sonst hinein? — obwohl bereits todt, war doch noch so voll von Liebe zu ihrem Kinde, daß sie beschloß, ihm seinen Kummer zu benehmen und ihm vorzutäuschen, als ob sie noch am Leben wäre.

Sie zog daher, als sie die Ankunft Aladins und sein Schluchzen vor dem Hause hörte, mit der ganzen Kraft ihrer Liebe die Brokatdecke, mit der man die Leiche zugedeckt hatte, von ihrem Kopfe weg, wandte ihr Gesicht nach der Thüre, wo ihr Kind gleich eintreten mußte, und zwang sich mit einer Anstrengung, die kein Mensch und kein Engel jemals erreicht hatte, freundlich zu lächeln, so als ob ihr gar nichts fehlen, und sie sich über die Ankunft Aladins freuen würde.

Wie Aladin nun seine Mutter lächeln sah, vergoß er Freudenthränen, stürzte sich vor dem Bette nieder und dankte

dem Allmächtigen; er begann sogleich, mit seiner Mutter zu sprechen und fragte sie, ob sie viel Schmerzen gelitten, wie lange sie krank gewesen wäre, und ob sie viel an ihn gedacht habe. Aber er erhielt auf alle seine Fragen keine Antwort.

Die Täuschung hatte nur Einen kurzen Augenblick gedauert; denn lange hielt es die Todte nicht aus, den Todesengel zu überwinden, und sogleich, wie ein Licht auslöscht, ließ das so schwer erzwungene Lächeln nach und hörte dann ganz auf; ihre Züge wurden wieder starr, ihre Augen schlossen sich, und Aladin sah seine Mutter todt vor sich. Auf das fiel er ohnmächtig auf den Boden hin."

Als el Unszari geendet hatte, flossen Allen die Thränen in den Bart und sie schwiegen eine zeitlang ganz stille.

Dann sagte Abul Faradsch: „Was da Aladins Mutter gethan hat, möchte jede Mutter thun; es erhält aber nicht Jede vom Allbarmherzigen die Kraft dazu. Alle Güte Gottes gelangt durch die Mütter in die Welt!"

Darauf sprach el Tenukhi: „Wer seine Mutter noch am Leben hat, geht in der Welt herum, wie eingehüllt in eine warme Decke; die Nachtfröste der Welt können ihm nicht zu Leibe; er ist niemals und nirgendwo einsam, denn die Gedanken der Mutter schweben überall um ihn her; er kennt keinen trüben Tag, und das ganze Luftmeer duftet ihm wie ein Hain von Rosen und von Jasmin."

„Man sage, was man wolle, von den Fehlern der Weiber;" sprach el Unszari, „aber jedes Weib kann eine Mutter sein, und man darf sie nur mit schwerem Herzen tadeln."

Darauf sagte ebn Zeiduni: „Wer zusieht, wie sich das Füllen an die Stute schmiegt, und nicht dabei in Thränen seiner Mutter gedenkt, der wird nie ins Paradies gelangen!"

„Gelobt sei der Allmächtige," sprach Abul Faradsch, „für alle Güte, die er in die Welt sendet. In Liebe wird der Mensch gezeugt, in Liebe aufgezogen, der Allbarmherzige sei gepriesen!"

Die Sonne war im Untergehen, da richteten die vier Gelehrten ihr Angesicht gegen Mekka und sprachen ihr Abendgebet. Dann bestiegen sie ihre Kameele und ritten nach allen vier Weltgegenden ihren Lagerplätzen am Rande der Wüste zu.

Trostsuchende Mittheilsamkeit.

Also war er wieder da! Der einzige, der vielgeliebte Sohn!

Geliebt von seinen Eltern, geliebt von allen Nachbarn, von allen Einwohnern seines Heimathsstädtchens, von seinen Bekannten, geliebt von allen Menschen, die mit ihm in Berührung kamen! Dieser zarte Jüngling hatte den Gerechtigkeitssinn eines Mannes und die Milde eines Greises; und wenn man von allen seinen Gedanken jene abgezogen hätte, die er für Andere und Anderen zu Liebe dachte, so wären keine für ihn selbst übrig geblieben.

So war der junge Mann beschaffen, der jetzt seine Eltern durch das Wiedersehen erfreute.

„Bist Du krank?", fragte er die Mutter, „Du siehst so bleich und eingefallen aus!"

„Nein," antwortete die Mutter, „es mag dies wohl von der Aufregung herrühren, in der ich seit einigen Tagen lebte, indem ich Dich erwartete."

Kurz darauf sagte der Vater: „Kind, jetzt habe ich noch einige dringende Geschäfte abzumachen, ich komme aber gegen Abend wieder nach Hause, und dann wollen wir uns wieder miteinander freuen."

In der Abenddämmerung saßen nun Mutter und Sohn beisammen; die Mutter neigte ihr blasses Haupt und sprach:

„Kind, es ist ein großer Trost für mich, daß Du gekommen bist, ein hohes Glück, daß ich zu Dir, der einzigen theilnehmenden Seele, die ich auf Erden habe, mein Herz ausschütten kann."

„Was meinst Du denn?"

„Du hast in Deiner kindlichen Liebe mich mit Besorgniß gefragt, ob etwa Krankheit mein schlechtes Aussehen verschulde. Wisse denn, mein Kind: Ich habe Dir nicht

sogleich die volle Wahrheit darüber sagen wollen. Ich bin körperlich vollkommen wohl, aber geistig ganz gebrochen, im Gemüthe abgehärmt und gekränkt bis in den Grund meines Herzens! — Leider muß ich es sagen: Dein Vater ..... bricht mir die eheliche Treue!"

Der Sohn sah sie staunend an und sprach kein Wort.

„Du schweigst, und ich verstehe Deine edlen Beweggründe; Du hörst Unedles von Deinem Vater nicht gerne, Du glaubst es kaum!... Bedenke denn, mein Sohn, wie schwer mich mein Leid drücken mußte, wenn ich mich entschließen konnte, Dir eine solche Mittheilung zu machen. Auch behüte Gott, als wolle ich Dich gegen Deinen Vater aufbringen; allein, wen habe ich sonst noch auf der Welt, dem ich mich mittheilen könnte, als Dich? Wahrlich, schon die bloße Aeußerung meines Schmerzes, schon, daß ich voraussetzen kann, Deine Theilnahme erweckt zu haben, verschafft mir Erleichterung und genügt mir. Ich verlange nicht mehr!"

Der junge Mensch sah zu Boden.

„Du erwägst gewiß, nach Deiner gewohnten Weise, ob ich — wenn Du auch an der Wahrheitsliebe Deiner Mutter nicht zweifelst — wahr gesprochen, ob ich mich nicht täusche, ob meine Kränkung wirklich begründet sei; so thatest Du es ja schon in Deiner Kindheit, wenn ich die Dienstboten schalt ... dem Himmel sei es geklagt, ich täusche mich nicht! Wisse denn, es ist die junge Wittwe ***, deren verstorbenen Mann Du noch kanntest, und die jetzt mit uns in einer Straße wohnt —"

„Bestes Kind, wahrlich, es thut mir bereits wehe, daß ich, in Folge Deiner gerechten Art und Deiner zarten Bedenken, veranlaßt wurde, das Vergehen Deines Vaters in immer helleres Licht zu setzen, und es so oft wiederholend, auszusprechen. Aber Du wirst mir das gewiß nachsehen; mein Vorhaben, da ich Dir diese Dinge erzähle, ist kein unedles. Oder nimmst Du es mir übel?"

Der Sohn erwiderte nicht.

„Liebes Kind, man merkt ja bald, welchen Grund derartige häufige Besuche haben; zischeln sich's doch alle Nachbarn in die Ohren! Oder soll ich Dir erzählen, wie höhnisch

mich jene Frau anblickt, wenn wir uns auf der Straße oder in Gesellschaft begegnen?... Und wie werde ich von ihm selbst behandelt!... Kann es denn auch anders sein? — Und doch kränkt mich selbst die schlechte Behandlung nicht so tief, als der Gedanke, daß so viele Jahre von Liebe, Treue und Aufopferung, daß unser gemeinschaftliches Glück, Dich zu besitzen, nicht hingereicht haben, mich vor seiner Untreue zu bewahren. O dieser Gedanke ist schrecklich, er ist nicht zu ertragen!", und hiebei brach sie in Weinen und Schluchzen aus.

Darauf entstand eine lange Pause, der junge Mensch rührte sich nicht; man hörte Schritte in dem Hausflur, und der Vater trat in's Gemach.

Er merkte kaum, daß der Sohn am Abend etwas stiller war, als Nachmittags denn man war träumerische Stimmungen an ihm seit jeher gewöhnt.

Der junge Mensch aber brachte die Nacht auf seinem Lager ruhelos zu: „Kann ich der Mutter mißtrauen? Den Vater verdammen?... Sollte es ihm denn wirklich möglich sein, sich so geschickt zu verstellen und gegen Frau und Kind so liebreich zu erscheinen, wie er sich heute immer zeigte, wenn er das Bewußtsein eines so kränkenden Benehmens gegen seine Frau, einer Ungerechtigkeit, eines Vertragsbruchs in sich birgt?... Wenn man sich über das Ganze nur thatsächliche Beweise verschaffen könnte! Vielleicht stellt sich am Ende denn doch ein Irrthum, ein Mißverständniß bei der Mutter heraus?"

In Folge dieser wogenden Gedanken drängte sich ihm die Gestalt seines Vaters auf eine bisher ungewohnte Weise immer bleibender und tiefer in seine Phantasie ein; er wiederholte sich in seiner Vorstellung jede Bewegung, jede Miene, um vielleicht physiognomische Anhaltspuncte für dessen Schuld zu finden; aber er wandte alle Mühe vergeblich an, auf diese Art sich eine sichere Ansicht zu bilden.

Als sie nun des Morgens aufgestanden waren, setzte der Sohn, unbewußt und unter einem inneren Zwange, seine Forschung fort, und schon, als er den Vater begrüßte, sah er ihn sogleich mit einem halb fragenden, halb traurigen Blicke an.

Während sich der Vater den Stiefel anzog und zufällig nach dem Sohne hinsah, begegneten sich Beider Blicke; und da fiel es dem Vater auf, daß sein Kind ihn auf eine Art betrachte, als ob er demselben noch nicht genügend bekannt wäre. „Warum schaust Du mich denn so sonderbar an?", fragte er ihn.

„Ich weiß von nichts, es mag ein Zufall sein," erwiderte der junge Mann und gab sich sofort die größte Mühe, seinen Blick auf andere Gegenstände zu richten. Während er aber sonst sich nie um die Richtung seines Blickes zu bekümmern brauchte, indem derselbe, ganz ohne sein Zuthun, Jedermann unauffällig blieb, hatte er jetzt eine gar peinliche Arbeit mit ihm. Schon war er seiner nicht mächtig. Er durchschaute absichtlich alle Winkel des Zimmers, betrachtete alle Gegenstände, und nach wenigen Augenblicken heftete sich sein Blick dennoch immer wieder auf den Vater.

Dieser bemerkte das zum zweitenmale, machte eine Miene des Staunens, zuckte die Achseln und ging fort an seine Geschäfte.

Abends, als sie sich zur Ruhe begaben, fragte der Mann seine Frau: „Warum schaut mich denn der Junge immer so eigenthümlich an?" Diese antwortete, der Wahrheit gemäß: „Ich merkte nichts!" und fügte dann hinzu: „Es wird Dir wohl nur so scheinen; er starrt vielleicht mitunter vor sich hin und denkt über Dieses oder Jenes; war er doch seit jeher ein Träumer!"

Der Mann schwieg, aber die Auskunft befriedigte ihn nicht; er wußte sich nicht zu erklären, was da vorgehe, und immer stand der traurig-fragende Blick seines Kindes vor seiner Phantasie, ohne daß er sich, trotz aller Anstrengung, davon befreien konnte.

Durch alles Dieses war am nächsten Tage die Spannung zwischen Vater und Sohn bereits so weit gediehen, daß Wechselreden seltener, und die Antworten so kurz als möglich ausfielen. Jeder der Beiden hatte seine ganze Aufmerksamkeit auf Einen bestimmten Punct gerichtet.

Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es immer wieder die Blicke des Sohnes nach seinem Vater hin; diesem wurde

hiedurch der Aufenthalt im Hauſe unangenehm, und er ging auf die Straße.

Mit Einem Male wurde ihm Alles klar, und er hegte keinen Zweifel mehr über die Bedeutung des Benehmens ſeines Sohnes; dieſer erſchien ihm, je mehr er über die Sache nachdachte, immer ungerechter, immer unnatürlicher.

„Wozu, mit welchem Rechte, miſcht er ſich überhaupt in ſolche Dinge?", ſprach er zu ſich ſelbſt; „er hat zu gehorchen und nicht, mich, ſeinen Vater, zu kritiſiren; dieſer Undankbare lehnt ſich gegen mich auf! Und ich habe ihm doch bisher immer gleiche Liebe bewieſen!" Und während er dieſes Alles überdachte, ging er immer aufgeregter und mit ſtets raſcheren Schritten durch die Straße.

Die junge Wittwe war gerade am Fenſter geſtanden, bemerkte ihn, öffnete das Fenſter und lächelte ihn zu ſich hinauf.

„Das hat gewiß Niemand veranlaßt, als Deine Frau! Sie glaubt, er werde ſich ihrer annehmen, vielleicht gar ſie rächen. Nun, ich bin wahrlich neugierig, zu ſehen, ob Du Dir Deine Lebensweiſe von Frau und Kind wirſt vorſchreiben laſſen. So viel Mann wirſt Du wohl noch ſein, um zu zeigen, daß Du Herr im Hauſe biſt?"

„Ganz richtig," erwiderte er, „aber andererſeits denke ich wieder, der Burſche bleibt ohnedies nur wenige Tage zu Beſuch bei uns, dann iſt die ganze Geſchichte von ſelbſt zu Ende; ich kann ihm ſeine vermaledeite Art, mich anzublicken, nun einmal nicht benehmen, und will mich eben damit tröſten, daß ich bald wieder Ruhe bekomme."

„Dagegen bin ich entſchieden!" fiel das Weib raſch ein, „Du mußt geradezu erklären, daß Du nur nach Deinem eigenen Belieben zu handeln gewohnt und Niemandem Rechenſchaft ſchuldig biſt; wenn Du nicht ſofort ſtrenge auftrittſt, ſo bekommſt Du niemals mehr Ruhe. Deine Frau würde bald merken, daß Du dem Jungen nicht zu Leibe kannſt; ſie wird ſich ſicher fühlen, und es Dich nur zu deutlich merken laſſen. Dann dauert es auch nicht lange und mit unſerem Verhältniß geht's zu Ende! Wenn es Dir übrigens ſo recht wäre...."

„Wie ſprichſt Du? Ich ſtimme Dir ja vollkommen zu!

Aber ich scheue mich doch noch immer, überhaupt die ganze Angelegenheit meinem Kinde gegenüber zuerst vorzubringen; er hat ja bis jetzt noch kein Wort darüber fallen lassen; warum sollte ich den Anfang machen, und, was auch noch immer möglich ist, mich ihm vielleicht selbst verrathen? Er kann ja ohnedies noch keinen sicheren Anhaltspunct haben..."

„Und was liegt daran?", erwiderte das Weib in heftigem Tone, „Geschehen kann Dir doch nichts! Gerichtlich verfolgen werden Dich Deine Leute gewiß nicht, und alles Andere kann Dir gleichgültig sein."

„Dennoch, meine Liebe, kann ich keinen rechten Entschluß fassen; mein Kopf braust mir; ich will wieder hinunter; vielleicht gibt sich doch die Sache von selbst!"

„Nun so gehe denn, und wenn es der Knabe erlaubt, so besuche mich wieder!", rief sie ihm, höhnisch lachend, nach. Und der Mann ging — es war bereits Mittagszeit — in sehr verdüsterter Stimmung nach Hause.

Finsteren Blickes trat er ins Zimmer, einsylbig empfing ihn der Sohn, ungezwungen die Frau, und sie gingen zu Tische.

Der Sohn senkte seinen Kopf beharrlich und so tief als möglich zu seinem Teller herab, um dem peinlichen Zug seiner Augen zu begegnen.

Da hörte man das Dienstmädchen, welches draußen die Speisen vorbereitete, mit dem Bedienten schäkern; darauf hin richtete sich dem jungen Menschen unter tiefem Erröthen das Haupt auf, und sein Blick stellte sich unter unwiderstehlichem Zwang auf den gegenübersitzenden Vater.

Diesem stieg überschäumender Groll empor und ergoß sich in seine Glieder. „Verdammter Junge, wirst Du einmal aufhören?", schrie er wüthend und warf ihm seinen Teller an den Kopf.

Dieser Teller traf mit seiner Schärfe die Stirne des Knaben, lautlos sank diesem das Haupt zurück und er verschied; der Vater, in halbaufgerichteter Stellung, hielt seine Hände nach dem Wurfe unbeweglich und war wie versteinert.

Der Knabe öffnete aber noch einmal die Augen, und sein letzter matter Blick traf noch einmal den Vater und ver-

löſchte im Anblick ſeiner Mutter. Da brauſte es in dem Manne wieder auf, und er ſtürzte ſeitlings auf ſein Weib; dieſes aber ſaß bereits vom Schrecken todt in ihrem Lehnſtuhl.

„Niemand als Du biſt daran ſchuld! nur Du, Keiner als Du!“ ſchrie er auf; packte die Leiche an der Gurgel und würgte ſie; darauf ſprang er von ſeinem Sitze empor, fuhr ſich in die Haare, lief in der Stube immer ſchneller auf und ab und rief immerwährend: „Ich will nichts von Euch wiſſen! Ich will nichts mehr von Euch wiſſen! Fort von Euch!... Am beſten, fort von Euch!“ Darauf begann er, vom Hintergrund des Zimmers an zu laufen und ſprang durch das offene Fenſter geradeaus auf die Straße.

Eine Soiree bei Holbach.

„Sie haben Diderot noch nicht sprechen gehört!“ sagte Holbach zu David Hume, der nach Paris gekommen war, um die Encyclopädisten kennen zu lernen und eben in Grandval zu Gaste war, „Und wer ihn nicht gehört, ahnt nicht, was für ein Feuer aus diesem schüchternen Männchen strömen kann, und was er zu sagen im Stande ist, wenn er sich irgendwo heimisch fühlt.“

In der That, das ganze gebildete Europa wußte es ja auch, daß Denis Diderot als Redner in ganz Paris nicht seinesgleichen hatte.

Vor Kurzem erst sprach er eine halbe Stunde lang vor den Gästen der „Synagoge“, wie er Holbachs Hotel nannte, um zu beweisen, daß die Liebe der Manon Lescaut — die wahrste und unerschütterlichste Liebe sei!

Die Liebe der Manon Lescaut!

Als er seine These, wie gewöhnlich, zuerst laut und klar ankündigte und dann mit größtem Ernst zu sprechen begann, sahen Alle mit großen Augen nach ihm hin. Abbé Prevost, der stets behauptete, er habe die Geschichte dieser Liebe mit vollem Herzen geschrieben — was man ihm auch gerne glauben konnte, denn er selbst war ja der unglückliche Chevalier des Grieux — Abbé Prevost selbst dachte anfangs, Diderot wolle mit ihm scherzen.

Als aber der Strom der Rede einherbrauste, und Diderot, mit tiefem Blick in die Vieldeutigkeit aller Dinge, da, wo alle Anderen sich schaudernd abwenden, Großes und Schönes zu entdecken im Stande war; als er von dem unbegrenzten und unerreicht kühnen Vertrauen Manons in des Chevalier Liebe sprach, da sie ihm einst in ihrer Abwesenheit, um ihm den Kummer darob durch eine „augenblickliche Unterhaltung in etwas zu versüßen“, ein schönes

Mädchen zusandte; als Diderot an ihre Worte erinnerte: „Die einzige Treue, die ich von Dir in Anspruch nehme, ist die des Herzens"! und diese unerhörte Abstractionskraft der Empfindung eines liebenden Mädchens, die durch Nichts beirrte Concentration seiner Liebe auf das bloße Gemüth und die innerste Neigung des Geliebten, nicht genug bewundern konnte; als er an die volle Offenheit ihrer Natur erinnerte, die nie ein Geheimniß zu verbergen und nie ein Halbdunkel zu bewahren nöthig hatte, worin sie selbst die keuscheste Jungfrau überträfe, deren Erröthen bereits Heimlichkeit und unaufgeschlossene Wahrheit beweise; als er alles dies vorbrachte, ihre Schönheit, ihre Heiterkeit und ihr schließliches Elend schilderte — da wurden Prevost und alle Anwesenden in ihren Empfindungen und in ihren Ansichten so sehr erschüttert, daß sie nicht wußten, ob sie in Manon Lescaut ein Kind, ein Mädchen, eine Philosophin oder eine liebenswürdige Heilige erblicken sollten, und am Schlusse stürzte der gefühlvolle Prevost unter dem Jubel aller Anwesenden Diderot weinend in die Arme.

Alle diese Männer lachten gerne und weinten leicht; wie soll es denn Wunder nehmen, wenn sie Alle, wie die anwesenden Frauen, Thränen in den Augen hatten! Frau v. Holbach, die auf Diderot immer neugieriger, befremdeter und mitunter etwas verdrießlich hingesehen hatte, lächelte zum Schlusse und weinte zugleich. „Denis, Du liebenswürdiger Schelm," sagte sie, indem sie auf Diderot zueilte und ihn auf die Stirne küßte, „was wirst Du noch Alles beweisen!" —

Man sprach heute zu Beginn der Soiree wieder von der letzten Improvisation Diderots.

„Diderots Paradoxa," sagte Holbach, „muß man loben, sie sind die reizendsten und belehrendsten Fragezeichen, denen man begegnen kann."

„Und die anspruchlosesten," ergänzte Helvetius.

„Ganz im Gegensatze zu Jean Jacques aus Genf," bemerkte hiezu Grimm, „der seine Paradoxa immer so predigerartig vorbringt, daß Jeder, der nicht Alles für baare Münze nimmt, wie gebrandmarkt davonkommt; es ist bei ihm so, als ob er sagen wollte: Wer nicht in Allem und

Jedem genau so denkt, wie ich, ist jeder Tugend baar, und nur ich allein bin in ihrem vollen Besitze."

„Deßwegen hatte auch die Herzogin von Choiseul ganz Recht," meinte D'Alembert, „als sie von ihm sagte, er sei der Charlatan der Tugend."

„Lassen wir Jean Jacques," warf Frau von Holbach ein, „und kümmern wir uns um Denis; er wird doch wohl heute kommen?"

„Gewiß!" antwortete Holbach, „Umsomehr, als ich ihm sagen ließ, Herr Hume sei da," und kaum hatte er das gesagt, trat Diderot in den Salon.

Holbach, der die Herren einander vorstellte, freute sich nicht wenig, daß die „Synagoge" heute so vollzählig besetzt war; es erfüllte ihn mit Behagen und Stolz, daß er auf Hume's Bemerkung, er habe noch nie einen Atheisten gesehen, ihm erwidern konnte, er sitze soeben mit deren siebzehn an Einem Tische; und Hume, der mit seinen klaren Augen Alle in der Runde beobachtet und ihnen mit seinem gerechten Verstande zugehört hatte, bemerkte dazu, er habe sich in seinem ganzen Leben noch nie so wohl gefühlt, wie eben hier; worauf sofort Alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

„Genau genommen," sagte darauf Diderot, „sind wir Alle hier nicht so sehr Atheisten, als Anti-Monotheisten; denn streng genommen ist uns nur der Monotheismus so sehr verhaßt."

„Und aus welchem Grund?", fragte Hume.

„Wir schreiben ihm, und nur ihm, das meiste Unglück der Weltgeschichte zu, und ich halte ihn auch für die widersinnigste aller religiösen Ideen; wir stimmen hierin nicht mit Herrn von Voltaire überein, und ließen uns Pantheismus noch viel eher gefallen; Freund Holbach will aber auch den nicht."

„Und was halten die Herren vom Polytheismus?", fragte Hume weiter; und als Niemand sogleich antwortete, weil man diese Frage für nicht ernst nahm, fuhr er fort: „Ich muß es sagen: ich ziehe auch den Polytheismus dem Theismus vor, und zwar eben in Betreff der Wirkungen; denn dieser erzeugt als Volksreligion noch weit verderblichere

und ungereimtere Wirkungen als die Vielgötterei, und ich stimme den Herren aus voller Ueberzeugung bei. Der Theismus hat ein solches Princip der Ausschließung und Unduldsamkeit in sich, daß wenige Ausartungen der Vielgötterei für die menschliche Gesellschaft verderblicher waren, als die Ausartung des Theismus, wenn sie auf die äußerste Höhe gesteigert ist."

„Und haben Sie Das schon öffentlich ausgesprochen?", fragte rasch Herr v. Holbach, dem es heiligste Aufgabe schien, jede officiell anerkannte religiöse Meinung zerstört oder angegriffen zu sehen, „Haben Sie diese Wahrheit schon vor der Welt durch Ihre Autorität unterstützt?"

„Ich darf so etwas in England nicht sagen," erwiderte Hume.

„So schreiben Sie es doch nieder und sorgen Sie dafür," riefen ihm schnell Mehrere zugleich zu, „daß es nach Ihrem Tode bekannt werde!"... „Denn das muß gesagt werden, von Ihnen gesagt werden," ergänzte Holbach, und Hume beruhigte sie darauf mit den Worten: „Es ist schon besorgt," worauf Holbach vor ihn hintrat und mit den Worten:

„So ist's wohl gethan!" ihm voll Wärme die Hand drückte.

„Aber ich möchte doch Herrn Diderot bitten," sagte Hume, „uns seine eigene Ansicht über die Dinge eingehender mitzutheilen!"

„Wenn man die Sache nicht nach ihren politischen Folgen, sondern rein philosophisch betrachtet," erwiderte Diderot, „so findet man, wie ich glaube, stets am Ende aller Meditationen, daß ein Gleichniß oder ein Bild uns hierin am meisten sagt; wenigstens ist das der einzige Weg, eine Ansicht über die Welt nicht bloß denken, sondern auch empfinden zu lassen, und das müssen wir Philosophen doch am Ende ebensogut erreichen können wie die positiven Religionen. Ohne unsere Auffassung der Welt, wenn auch nicht anschaulich, so doch wenigstens empfindbar darzustellen, werden wir schwer bei den Menschen Wurzel fassen."

„Eine schwierige Aufgabe! Aber Diderot hat Recht," meinte Prevost.

„Wollen die Herren gefälligst entscheiden; ich will an einer Probe zeigen, wie ich das ungefähr meine," fuhr Diderot fort; „Ich meine, durch eine eigene Art der Weltbeschreibung, ja schon durch eine eigenthümliche Ausdrucksweise, könnte viel, und gewiß weit mehr erreicht werden, als durch die gründlichste, langwierigste, regelrechte Untersuchung. Man sieht, man fühlt, man ahnt, man wird befriedigt; auch ohne zu wähnen, man habe bereits das letzte Ziel erreicht. Und was können wir am Ende mehr verlangen?"

„Nun kömmt Alles auf das Wie an," meinte Hume.

„Meine Herren, ich will Ihnen also eine Geschichte erzählen," bemerkte darauf Diderot, „ich will Ihnen berichten, wie Jemand, oder eigentlich, wie mehrere Jemande, aus höchster Noth errettet wurden; eine sehr, sehr merkwürdige Geschichte!"

„Rettung aus höchster Noth!", rief, erschrocken, der Astronom La Condamine, der etwas schwerhörig war und eben die Baumwolle aus seinen Ohren gezogen hatte, um besser zu hören, „Das klingt verdächtig; wird's dabei nicht nach Weihrauch riechen?"

„Was denken Sie," fiel Holbach ein, „ist denn dergleichen bei uns hier möglich?!"

„Dann ist's gut," bemerkte La Condamine, setzte sich im Stuhl zurecht und hielt die gehöhlte Hand an's Ohr.

„Nun denn, meine Herren!" begann Diderot, „An einem eisigen Wintertage, klar und kalt wie der heutige, irrte im Walde eine Schaar Wölfe umher, die bereits seit mehreren Tagen nichts hatten erwerben können, und nahe daran waren, Hungers zu sterben."

„Erwerben können?" fragte erstaunt Frau v. Aimé, Holbach's Schwiegermutter.

„Ja wohl: Erwerben können," antworteten ihr Mehrere zugleich.

„Es ist eigentlich die einzig richtige Bezeichnung," fügte Buffon bei, worauf die Philosophen unisono die Worte: „Erwerben können" mit tiefstem Behagen, mit dem Kopfe nickend und darüber nachdenkend, vor sich hinbrummten, und Diderot fuhr dann fort:

„Also, die Wölfe waren nahe daran, Hungers zu sterben. Im Sommer und Herbst, wenn das Hochwild aus dem Innern des Forstes an dessen Saum und auf die Straße herauszutreten pflegt, um die von den Bauernfuhren abgefallenen Getreidekörner aufzulesen, gab es wohl häufige Gelegenheit zu gutem Erwerb; im Winter aber blieb das Wild tief im Innern des Waldes versteckt.

In den Dörfern selbst war ebenfalls eine störende Neuerung eingetreten. Noch bis vor Kurzem war es möglich gewesen, hie und da ein Rind oder ein Pferd anzubeißen, auch ein Schaf davon zu tragen, oder — was am wohlschmeckendsten war und woran die Wölfe gar nicht vergessen konnten — Junge von Menschen, die draußen vor dem Dorfe spielten oder ohne Aufsicht zu Hause gelassen wurden, zu verzehren.

Dies Alles hatte jetzt aufgehört. Seit einigen Tagen nämlich zeigten sich an den Zugängen der Dörfer buntgefärbte Menschen, die daselbst auf und ab zu gehen und sich abzulösen pflegten. Diese besaßen ein eigenthümliches, langes und schimmerndes Organ, das sie mit den Händen willkürlich bewegen konnten; wenn nun die Wölfe sich vorwagten, brachten jene dieses Organ in eine wagrechte Lage, lehnten es an die rechte Wange und dann flog unter kleinem Blitz und Donner ein Metallstück davon, das in der Regel einen Genossen tödtete.

Es blieb den Wölfen also nichts Anderes übrig, als abzuwarten, ob sich nicht ein Mensch einzeln auf der Straße zeigte, oder ob nicht ein erschöpftes Schlittenpferd daselbst zurückgelassen wurde.

Während die Thiere in dieser Erwartung hin und her rannten, der Heißhunger ihrem Rachen Heullaute entriß und ihnen feurige Augen machte, brach die Nacht herein, eine helle, frostglitzernde Mondnacht. Die Wölfe sprangen im Zickzack umeinander herum und begannen bereits, gegenseitig Mißfallen zu finden, als sie plötzlich den Schall von Glöckchen vernahmen; sogleich hob sich ihr Muth, und in klafterlangen Sätzen stürzten Alle aus dem Walde auf die Straße hinaus und riefen einander zu: „Hajuhu! hurehajuh!“

Ein Schlitten, von vier Pferden gezogen, schoß pfeil-

schnell vorüber; die Wölfe liefen nebenher, bellten und heulten gegen die Pferde, der Kutscher sprach mit den letzteren so laut er nur konnte, und peitschte sie zu rasender Eile an.

In dem Schlitten saß ein fleischiger junger Mensch; dieser lehnte sein eisernes Organ an seine Backe, feuerte und sogleich lag ein Wolf todt auf der Straße; da eilten seine Kameraden unter Brummen in den Wald zurück. Alle Aussicht war ihnen nun geschwunden. —

Da kam dem jungen Menschen der Gedanke, er könnte aus dem Felle des erlegten Thieres für seinen alten Vater eine Pelzdecke anfertigen lassen.

Er erhob sich daher von seinem Sitze und rief: „He — Kutscher — he!" Der Kutscher schrie: „Wasgibt'sdenn?"... „Halteinwenig — ichnehmeden — Wolfmit." *) Darauf schrie der Kutscher zurück: „Herr — dazurathicheuchnicht — die-Wölfesindgewiß — nichtweitvonuns — undsehensieeuchallein — auferstraße — sokannseuchschlimmergehn." Hierauf lachte der Andere und rief aus: „Habkeinefurcht — wirstsehenwelchefreude — meinalterampelzhabenwird — haltenur." Der Kutscher sagte in Folge dessen zu den Pferden: „Ouha — ouha — ouha!", sie blieben stehen, der junge Mensch stieg ab, und als er, seine Flinte umnehmend, sich eben zum Rückwege anschickte, sagte der Kutscher: „Wartenoch — fürdenfall — alsdieflintefehlt — nehmtdashiermit," knöpfte dabei seinen Pelz und Oberrock auf und begann, an seiner Brust nach etwas zu suchen. „Daistsschon," sagte er dann, und reichte vom Bocke herunter ein kleines Ding, bestehend aus zwei kreuzweise übereinander befestigten Hölzchen, das, mit einer Schnur versehen, sogleich von dem jungen Manne um seinen Hals gehängt wurde.

Dieses kleine Kreuz war einmal einer besonderen Behandlung unterworfen worden: Ein Mann, dessen Oberkleid dunkelfarbig und etwas länger als das der andern Männer

*) Hier brachte Diderot die einzelnen Worte derart in Einem Athem und mit so eigenthümlicher thierlautartiger Betonung hervor, daß ihn Alle erstaunt ansahen, und Hume, zu Duclos gewendet, leise bemerkte, diese Art der Declamation sei tiefsinniger als Alles, was Garrick's Schauspielkunst biete.

in seiner Gemeinde war, und der überdies auf seinem Scheitel eine kreisrunde Glatze, ungefähr von Thalergröße, besaß, hatte dieses Ding mit Wasser besprengt, während er einige, den Umstehenden unverständliche Worte dazu murmelte. In Folge aller dieser Umstände hatte der Kutscher wie auch der junge Mann die feste Ueberzeugung, daß dieses Kreuz aus den größten Gefahren erretten könne, sobald man es vor sich hin hält und in tiefster Inbrunst ausruft: „Herrindeinehände — befehleichmeinengeist!"

Der Kutscher erinnerte den jungen Menschen an diese Regel, und dieser lief nun schnell zu dem erlegten Thiere zurück; er begann eben, den Cadaver fortzuschleppen, als schon die Wölfe herangekommen waren, um in ihrer Noth den todten Kameraden zu verzehren. Sobald sie aber den einzelnen Menschen auf der Straße erblickten, schwoll ihnen in Erinnerung an den vorzüglichen Geschmack von Menschenfleisch die Begierde darnach so sehr, daß sie unter gegenseitigen jubelnden Zurufen auf ihn losrannten. Der Mensch ließ den Cadaver sogleich liegen, feuerte, fehlte in der Aufregung, darauf riefen die Wölfe aus: „Hurrjahuhu — hurrjahuhu!" fielen über ihn her, und der schnellste von ihnen hatte ihn sofort an der linken Schulter angebissen; unter Wehgeschrei riß er das Amulet vom Halse und schrie in größter Angst und Inbrunst: „Herrindeinehände.....", da schnappte schon ein anderer Wolf nach ihm, biß die ausgestreckte Hand ab und zerkaute sofort Kreuz, Knochen und Fleisch miteinander; die anderen Genossen nahmen sich ebenfalls ihren Antheil. Und so hatten endlich die Wölfe frisches Fleisch, warmes Blut und was ihnen sonst noch Gaumen und Magen zu erfreuen pflegte."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Empörend! Grausam!" rief Frau v. Holbach aus.

„Nur für uns Menschen," sagte Holbach, um sie zu besänftigen.

„Und welcher Lohn für seine Pietät!", fuhr Frau von Holbach fort.

„Man hat uns schon oft genug schöne Legenden vom Glück und der Belohnung der Tugendhaften erzählt; man

soll wissen, es sei auch gerade das Umgekehrte möglich," erwiderte ihr d'Alembert.

„Wie es eben kommt," setzte Condorcet hinzu, „die Natur kümmert sich nicht um unsere Gefühle."

„Ja, die Sache gibt zu denken," meinte Grimm, „und ich kann den Stachel nicht los werden, zu entscheiden, bis wie weit Diderots Geschichte das Richtige darstellt; und das freut mich eben daran."

„Ich behaupte," sagte Morellet, zu Frau v. Holbach gewendet, „es liege darin die höchste Gerechtigkeit, die je ein menschlicher Darsteller geübt. Ist das nicht mehr," fuhr er fort, indem er sich an Raynal wandte, „als alles Reden gegen Sclaverei?"

„Einverstanden!", antwortete Raynal, und Condorcet fügte hinzu: „Diderot hat hier alles Unrecht gesühnt, das menschlicher Hochmuth je an den Thieren begangen hat; was glauben Sie, Herr Hume?"

„Ich glaube," erwiderte Hume, „nur ein Wolf oder ein großer Philosoph kann so sprechen, wie soeben Herr Diderot."

„Oder vielleicht genauer," versetzte Diderot, „es ist so gesprochen, als ob ein philosophischer Geist soeben im Leibe eines Wolfes gesteckt und dann in den eines Menschen gefahren wäre, ohne das Gedächtniß seines früheren Zustandes verloren zu haben."

Die ganze Gesellschaft drückte dieser Ansicht ihren Beifall aus, und Diderot, der ihn gar nicht hörte, sondern von Gedanken erfüllt war und dessen Angesicht glühte, fuhr fort:

„Denken wir uns nun, daß Ein Geist durch alle Wesen ohne Ausnahme hindurchfahre; er brauchte nur von solcher Art zu sein, wie wir Menschen ihn bereits besitzen, aber mit einer Beweglichkeit ohnegleichen begabt. Ein solcher Geist fahre nun vom Wolf in das Lamm und wieder zurück — Welch' erhabener Standpunct des Urtheils wäre da bereits gewonnen!... Aber dort ist seines Bleibens nicht; er fährt dann in den Menschen, in den Löwen, in die Maus, in die Eiche, in den Kiesel, in das Moos, in ein Sandkorn; und nehmen Sie ferner an, daß dieser Geist alle Empfindungen früherer Erlebnisse und alle früheren Gedanken wie Reisegepäck unverändert mit sich führe, und lassen wir ihn

den Formenwechsel immer schneller vornehmen, immer schneller, immer schneller; ja denken wir uns, daß er alle diese Metamorphosen in unendlich kleiner Zeit vollbringe, daß er also, genau genommen, gar keine Zeit zu den Verwandlungen brauche — was bekommen Sie da?"

„Etwas Aehnliches, wie eine Weltseele," antwortete Buffon.

„Und einen allgegenwärtigen Geist," fügte Helvetius hinzu.

„Und einen höchst gerechten," setzte d'Alembert fort.

„Halt!", rief Holbach, „nichts von der alten Litanei!"

„Aha! Sehen Sie, meine Herren?" rief, noch lauter, der Abbé Galiani, der die Encyclopädisten gerne mit ihrem Atheismus in Verlegenheit brachte, „Sehen Sie, Sie mögen sich wenden wie Sie wollen, Sie kommen doch immer auf den Alten zurück!"

„Aber, lieber Abbé," sprach Hume, ihn mit der Hand sanft berührend, „wie können Sie doch solche Consequenzen ziehen! Es ist ja nur eine Aehnlichkeit in den Worten, die Vorstellung selbst ist ja eine ganz andere!"

„Wie das?" fragte Galiani.

„Unserer steckt ja mitten drin!", antwortete Hume, und dabei machte er eine eigenthümliche Bewegung mit den Händen, die nicht wiederzugeben ist, und die anschaulich zeigte, was er meinte; und als Galiani betroffen schwieg und die Gesellschaft wiederholt in ein „Vortrefflich" ausbrach, rief Frau v. Aimé aus: „Meine Herren, einen Vorschlag!" — „Und der wäre?" — „Wir übersenden Herrn v. Voltaire nach Ferney einen genauen Bericht über unsere heutige Unterhaltung, er soll entscheiden, welche der Bemerkungen, die über Diderot's Erzählungen gefallen sind, die richtige sei."

Mit diesem Vorschlage erklärten sich Alle einverstanden.

In einer der nächsten Soiréen in Grandval lief nun folgendes Schreiben des Patriarchen von Ferney ein: „Meine geliebten Brüder in Grandval! Welche von Eueren Bemerkungen die richtige ist? — Sie sind nur richtig alle miteinander!"

Tanki, die Frau des Kaisers Tscheu-Sin.

Wir lesen in den Geschichtsbüchern des Reiches der Mitte:

„Um die Zeit, die ungefähr sechshundert Jahre vor der Geburt des Confucius zurück lag, herrschte als der letzte der Schang-Dynastie Kaiser Tscheu-Sin.

Dieser Tscheu war ein sehr starker Mensch, und im Stande, mit eigenen Händen ein reißendes Thier zu ergreifen und festzuhalten. Seine Leidenschaften waren derselben Art; in der Ausübung des Bösen fand er selten seines Gleichen. Wie früher Kie, war auch er mit einem überaus schönen und zugleich niederträchtigen Weibe vermählt. Nachdem er das Volk mit Abgaben und harten Erpressungen sehr gedrückt hatte, legte er einen herrlichen Hirschpark an, wo er die seltensten Tiere und unter diesen auch Einhörner mit großen Kosten sammelte. Er baute zugleich einen Palast, der mit Jaspis und anderen prächtigen Steinen ausgelegt war, und etwa eine halbe Meile im Umfange hatte. Dort wurde nicht nur Völlerei, sondern auch die scheußlichste Unzucht unter den Augen der Kaiserin Tanki betrieben. Hier verlebte sie sechs Monate in allerlei Laster.

Da man darüber seinen Unwillen ausließ und sie verachtete, so ersuchte sie ihren Gemahl, die Strafen schwerer zu machen. Zu diesem Ende erfand man eine hohle eherne Säule, die, nachdem sie geheizt worden und mit Fett überstrichen war, von den Angeschuldigten umarmt werden mußte, um sie lebendig zu braten. Wer dem Kaiser nicht schmeichelte, erhielt Stockschläge oder wurde vom Hofe verbannt.

Tanki sah einst an einem sehr kalten Wintertage eine Menge von Leuten auf dem Eise gehen, und Tscheu befahl darauf, daß ihnen die Füße abgeschnitten werden möchten, um das Mark ihrer Gebeine zu untersuchen. Zu einer anderen Zeit fiel es ihm ein, zu betrachten, wie er im Mutterleibe gelegen habe, und ließ einer schwangeren Frau in seiner Gegenwart den Leib aufschneiden.

Die Bauern, welche sich beklagten, daß er ihre Felder mit seinen Jagden zerstöre, verurtheilte er zum Tode. So

konnte es nicht fehlen, daß ein braver Minister ihm die ernstesten Vorstellungen über seine Laster machte. Tscheu wendete sich hierauf an ihn und bemerkte kaltblütig, daß er noch nie das Herz eines treuen Dieners gesehen habe, und ließ es ihm ausreißen. Sein Genosse, der sich hierüber sehr grämte, büßte seine Verwegenheit mit dem Tode.

Als nun die Großen einsahen, daß es Tanki war, die den Kaiser zu so vielen Schandthaten verleitete, so brachten sie eine andere Schöne in die Arme des Tyrannen. Diese war ein treffliches, tugendhaftes Mädchen, und da er sich augenblicklich in sie verliebte, so hoffte man, daß das Ende dieser Greuel gekommen sei. Allein Tanki weinte bitterlich, und machte dem Tscheu so viel Verdruß, daß er endlich die neue Geliebte ihrem Willen übergab. Sobald sie dieselbe in ihrer Macht hatte, so ließ sie sie in Stücke hauen und sieden. Einer vom Hofe, der sich über solche Scheußlichkeit entsetzte, und sich darüber frei aussprach, wurde sogleich getödtet und sein Leichnam eingesalzen." — — — — —

Einst kam nun der edle Wen-Wang, einer der tributären Fürsten, an den Hof des Kaisers Tscheu, und bat ihn, er möge ihm erlauben, die Kaiserin Tanki zu sehen.

Tscheu sagte: „Komme morgen in den Palast der Kaiserin, dort kannst Du Tanki sehen."

Am nächsten Tage ging Wen-Wang in den Palast der Kaiserin, um die gräßliche Tanki zu sehen, und trat in das Gemach ein, in dem der Kaiser sie zu einer bestimmten Stunde zu sprechen pflegte.

Als Wen-Wang in den Saal eintrat, saß Tscheu in einem goldenen Stuhle, und auf der flachen Hand seines gerade ausgestreckten rechten Armes stand ein Frauenzimmer, weniger als vier Fuß hoch; ihre Schultern waren so schmal, daß eine Manneshand sie umspannen konnte; ihre Füße waren so klein, daß sie in Tscheus Hand verschwanden. Ihr Gesicht war lieblich und weiß wie die Pfirsichblüthe, lächelnd und voll Freundlichkeit.

Tscheu hob und senkte sie auf und nieder, indem er seinen ausgestreckten Arm auf und ab bewegte; dabei lächelte sie immerwährend, hielt den Kopf etwas zur Seite geneigt, verbarg mitunter ihr Gesicht hinter einem feinen Spitzentuch,

das sie in der Rechten hielt, und blinzelte mit funkelnden Augen auf Wen-Wang hin.

Wen-Wang fragte: „Wo ist die Kaiserin Tanki?"

Darauf lachte Tscheu laut auf und sein ganzer Körper und auch sein rechter Arm lachte mit, so daß Tanki mit dem Arme auf und ab tanzte, und Tanki lächelte noch lieblicher und quiekte vor Vergnügen darüber wie ein kleiner Vogel. Hierauf streckte Tscheu den linken Arm gerade aus, hielt dessen flache Hand hin, warf Tanki wie einen Ball durch die Luft und fing sie in seiner linken Hand auf.

Die Kaiserin stand sofort ruhig und sicher auf Tscheu's linker Hand, hielt wieder das seidene Tuch vor ihr Gesicht, nahm es dann für einen Augenblick weg und rief mit feiner und silberheller Stimme: „Tan-ki!"

Wen-Wang sah sie mit großen Augen an.

Darauf warf Tscheu sie wieder auf seine rechte Hand, dann wieder auf die linke; Tanki hüpfte stets wie ein kleiner Vogel hinüber und herüber, und jedesmal, wenn sie auf eine Hand zu stehen kam, rief sie mit lieblicher Stimme: „Tan-ki?!" und machte dabei gegen Wen-Wang eine reizende Verbeugung.

Wen-Wang war wie zu Stein geworden.

Tscheu lachte hiezu aus voller Brust, warf dann Tanki auf seine rechte Hand und hielt sie so nahe an Wen-Wang hin, daß ihr Angesicht das seine beinahe berührte und ihm ihren lieblichen Odem zusandte.

Da sie Wen-Wang so nahe war, zwitscherte sie zuerst unverständliche Worte hervor, und begann dann zu singen:

„Tanki ließ die Füße auf dem Eise abschneiden, um das Mark der Gebeine zu untersuchen;
Wer ließ tausend Menschen die glühende Säule umarmen?
Wer ließ die Geliebte des Tscheu in Stücke schneiden und sieden?
Tan-ki! Tan-ki! Tan-ki!"

Darauf wandte sie, laut lachend, ihr Angesicht zur Seite, nahm das seidene Tuch vor und warf Wen-Wang Funkenströme aus ihren Augen zu.

Wen-Wang sah sie, ganz starr, eine Zeit lang in tiefem Nachdenken an, und fiel dann ohnmächtig zu Boden.

„Wie lange denn soll ich Dir das Ideal vormachen?“

Eines Abends, als die Straßenlaternen in der Stadt eben angezündet wurden, ging ein noch sehr junger Mann kreuz und quer durch die Gassen, und sah sich die Menschen an, die geschäftig oder müßig vorüber kamen.

Voll von Lebenslust und Jugendkraft blickte er unwillkürlich vornehmlich nach den Frauen und Mädchen hin, und, noch durchaus keusch, betrachtete er sie mit einer Art von ehrfurchtsvoller Scheu.

Als er nun auf seiner Wanderung in eine enge Gasse eintrat, gewahrte er, unterhalb einer Laterne stehend, ein schön geputztes Mädchen, das ihm überaus freundlich zuwinkte. Ihr Gesicht, von der Laterne halb beschattet, erschien ihm so interessant, daß er, nachdem er sie eine Zeit lang betrachtet und sich ihr mit klopfendem Herzen immermehr genähert hatte, glaubte, gefunden zu haben, was sein Trieb als Ideal verlangte, und daß er eine große, in's Unbestimmte reichende Freude bei dem Gedanken empfand, sie in ihre Wohnung begleiten zu können. Als er an sie herangekommen war und sie ihn nun süß lispelnd zum Besuche einlud, ging er sogleich, voll von Liebeslust, mit ihr in das nahe Haus.

In ihrer Wohnung angekommen, in der eine trübe Lampe brannte und von Zeit zu Zeit von nebenan ein Kindergeschrei zu hören war, lud sie ihn vorerst zum Sitzen ein, nahm ihren Hut und ihr Oberkleid ab, besah sich dann ein wenig im Spiegel, und setzte sich neben den Jüngling auf das Ruhebett.

Sie sah ihn dabei gelassen an, und ihr Gesicht, in seinem ungezwungenen, natürlichen Ausdruck, erschien nun-

mehr jenem, das sie eben zuvor auf der Straße gezeigt hatte, fast gar nicht mehr ähnlich. Je länger der junge Mann sie betrachtete, desto mehr spiegelte sich seine Enttäuschung in seinen Zügen ab; er zog die Augenbrauen, wie fragend, in die Höhe, und das Mädchen, dies gewahrend, sagte darauf: „Was ist's denn?"

Der Jüngling erwiderte: „Verzeih mir, daß ich es offen sage. Als ich Dich auf der Straße sah, fand ich Dich überaus schön, und glaubte in Dir mein Ideal verwirklicht; und jetzt, da ich Dich genauer sehe, weiß ich beinahe nicht, ob Du dieselbe bist, die ich unter der Laterne erblickte!"

„Das ist nicht übel!" antwortete hastig und in erregtem Tone das Mädchen, „Wie lange denn, glaubst Du denn, soll ich Dir das Ideal vormachen? Länger als fünf Minuten habe ich Dir's vormachen müssen, ehe Du mich ansprachst, und jetzt willst Du Dich noch beklagen! Fünf Minuten sind eine lange Zeit, eine viel zu lange Zeit, für Einen Mann! Denn der Abend ist kurz, und ich brauche Brod für mein Kind und für mich. Verstehst Du, grüner Junge, was das heißt?"

Und gerade in diesem Augenblicke begann das Kind im Nebenzimmer wieder zu schreien. Schnell sprang das Mädchen auf, um nach dem Kinde zu sehen, blieb nur eine kurze Zeit bei ihm, wobei der Jüngling hörte, wie sie es zu beruhigen und einzuschläfern suchte, und setzte sich dann, in sichtlicher Ungeduld, rasch wieder neben den jungen Mann, der noch ganz verdutzt dasaß.

Er brauchte eine Zeit, um sich das Alles zusammenzureimen: Sein Ideal, ihr Elend, ihre zwei Gesichter, ihr Kind; er sprach kein Wort, rührte sich nicht, sah sie immerwährend an, und las in ihren Zügen immer deutlicher den ganzen Jammer ihres Daseins. In Folge dessen bekam sein Angesicht einen so traurigen Ausdruck, daß das Mädchen merkte, was in ihm vorging.

Zuerst mußte sie unwillkürlich, wie ein erfahrener Alter über einen Knaben, lächeln; dann aber wurde auch sie ernst, und da sie sah, daß diese Scene lange kein Ende nehmen würde, küßte sie den jungen Mann auf die Stirn und sagte: „Du mußt gewiß ein guter Mensch sein!.....

Aber ich habe keine Zeit mehr für Dich," — und hiebei traten ihr Thränen in die Augen — „denn ich muß wieder hinunter auf die Straße!" Und mit dieſen Worten gab ſie ihm ſeine Mütze in die Hand und ſchob ihn ſachte zur Thüre hinaus.

Der junge Menſch aber ſchlich ſich davon, als ob er an dem Unglück des Mädchens mit Schuld geweſen wäre, und wie ein armer Sünder — er wußte ſelbſt nicht, warum — drückte er ſich aus dem Hauſe.

Wovon sprechen die Verliebten miteinander?

Das hätte jener Mann, von dem ich hier erzählen werde, für sein Leben gerne gewußt! Aber trotz der größten Anstrengungen und trotz aller Mühe, die er sich gab, konnte er doch zu keiner Antwort auf diese Frage gelangen, die ihn befriedigt hätte; denn, als er endlich die richtige Antwort erhielt, wollte er ihr nicht glauben.

Er war ein braver Mann, der in Zurückgezogenheit sein Leben ruhig verbrachte, Niemanden je beleidigte, mit seiner bescheidenen Stellung als kleiner Beamter in jeder Beziehung ganz zufrieden war und Keinen auf der Welt beneidete; weder um Macht oder Reichthum, noch um Ehrenstellen, noch um Berühmtheit.

Nur Ein Umstand war es, der ihn nicht glücklich werden ließ und ihn in einer immerwährend mürrischen Stimmung erhielt: Er konnte nicht verstehen, was Männer und Frauen dazu bringt, daß sie sich ineinander verlieben, und warum diese Verliebtheit Wochen oder Monate, ja mitunter ganze Jahre dauert; und ganz besonders: was verliebte Leute denn so oft und so lange mitsammen zu reden haben.

Das Alles konnte er durchaus nicht begreifen, und es irritirte ihn nicht wenig, derlei Dinge, die sich doch tagtäglich zutragen, nicht verstehen zu können.

Er selbst nämlich war der Liebe nicht fähig, und das war eben die Quelle seiner immerwährenden Unruhe und seines Verdrusses —

Als er noch ein Knabe war, schickte ihn einst seine Mutter unter Aufsicht eines erwachsenen jungen Mannes zum Flusse, um zu baden. Während er badete, stand der Begleiter draußen, nahe am Ufer, und unterhielt sich immer lebhafter mit einem Mädchen, welches Wäsche zum Trocknen aufhing. Die Beiden scherzten und lachten, neckten sich, mitunter lief das Mädchen dem jungen Mann einige Schritte weit davon, wenn er ihr näher kommen wollte; und das

ging so fort, und hörte auch nicht auf, als der Knabe schon längst aus dem Bade, angezogen und bereit zum Nachhausegehen war.

Der Knabe sah immerfort jenes Dienstmädchen an, es war ihm aber vollständig fremd; und er konnte umsoweniger begreifen, worüber sie und sein Aufseher miteinander zu sprechen hatten, da ihm dieser auf die Frage, ob das eine Bekannte von ihm sei, ohne zu ahnen, was die Frage bedeute, mit „Nein" antwortete. Nach Hause gekommen, sagte er, um Vorwürfen zu entgehen, sogleich seiner Mutter, er wäre schon früher zurück gewesen, aber der Aufseher habe immerfort mit einem Mädchen gesprochen, während dasselbe Wäsche zum Trocknen aufhängte; und er hätte ihn sogar daran erinnern müssen, daß es schon Zeit zum Nachhausegehen sei, sonst wären sie wahrscheinlich jetzt noch dort.

Da die Mutter nichts dazu sagte, fragte sie der Knabe: „Was haben denn die Zwei so lange miteinander zu sprechen gehabt? Und sie lachten sogar auch miteinander und waren sich doch fremd!" Auf diese Frage konnte seine Mutter schwer das Lachen unterdrücken; „Das geht uns ja gar nichts an, wenn die Zwei miteinander sprechen!" antwortete sie, und glaubte damit die Sache beendet. Dem Knaben aber ging das Ganze immerwährend im Kopfe herum, denn er stellte sich immer die Frage: „Wenn sich zwei Menschen gar nicht kennen, wovon haben sie so lange Zeit miteinander zu sprechen? Und woher nehmen sie den Stoff zu so lustigen Gesprächen? Und warum kommt das nicht zwischen Männern, sondern nur zwischen Mann und Frau vor?" Und da er sich diese Frage nicht beantworten konnte, so ging er in immerwährend böser Laune herum und glaubte, die Mädchen seien Alle miteinander verschworen, und plauderten so lange mit den jungen Männern, nur um ihn damit zu ärgern.

Der Knabe wuchs heran, und zog seiner Studien halber in die nahe Stadt.

Obwohl schon siebzehn Jahre alt, stellte sich bei ihm noch immer keine Spur einer Neigung zum weiblichen Geschlechte ein; er war immer sehr fleißig und kümmerte sich um Nichts als um seine Studien.

Nun er in den Ferien zugleich mit den anderen Studierenden seiner Heimath aus der Stadt nach Hause kam, entstanden durch Vorgänge, die jenem mit dem Aufseher und dem Dienstmädchen sehr ähnlich waren, abermals Zeiten der Unruhe und des Aergers für ihn.

Er sah nämlich allabendlich von seinem Fenster aus die Studenten mit den Ortsmädchen die Straße hinauf und hinab spazieren, in immerwährendem und heiterstem Gespräche begriffen; und diese Spaziergänge dauerten besonders in mondhellen Nächten oft stundenlange. Immer horchte er, was Die miteinander so lange zu sprechen hätten und worüber sie so oft lachten; aber er konnte von dem Fenster seiner hoch gelegenen Wohnung aus kein einziges Wort verstehen; und da die jungen Leute gewöhnlich, wenn sie vor seinem Hause vorüberkamen, hinauf sahen und, wie er glaubte, noch mehr kicherten, als sonst, so gewann er die feste Ueberzeugung, dies Alles sei nur darauf angelegt, ihn zu ärgern.

Endlich hielt er es nicht länger aus, und er beschloß, um mit der Sache ins Reine zu kommen, an dem nächsten Abend ebenfalls auf die Straße zu gehen, sich den jungen Männern und Mädchen anzuschließen und nach Kräften an den Gesprächen mit Theil zu nehmen.

Als er auf die Straße kam, waren die Gruppen schon vollzählig beisammen, in lebhafter Unterhaltung begriffen; und als sie ihn nun näher kommen sahen, verstummten die Gespräche plötzlich wie auf einen Wink. „Ich möchte mir heute auch das Vergnügen machen, mit Ihnen spazieren zu gehen," begann er etwas verlegen. „Warum denn nicht? Das ist ja sehr schön von Ihnen!", scholl es ihm von allen Seiten entgegen, die Jünglinge und Mädchen gruppirten sich wieder wie früher, und sie marschirten nun Alle miteinander durch die Straße.

Nun wußte er aber nicht, welcher Gruppe er sich anschließen solle, und spazierte daher etwas isolirt mit der bunten Gesellschaft hin und her; noch weniger wußte er, worüber er zu sprechen beginnen solle. Er ging nur so mit, und bekam das Aussehen, als ob er eben über ein äußerst schwieriges Problem nachzusinnen hätte.

Er begann, auf die Reden seiner Nachbarn hinzuhorchen, aber er hörte nur ganz gleichgültige Dinge, die offenbar nicht Dasjenige waren, was die Paare und Gruppen früher so heiter gestimmt hatte; denn es war nicht mehr das Lachen und Scherzen von früher vorhanden. Also faßte er Muth und mischte sich selbst mit einer Art Anlauf ins Gespräch; er machte eine kühne Schwenkung, kam an die Spitze einer Gruppe und begann mit der Frage: Worüber sie früher so herzlich gelacht hätten, er würde gerne mitlachen. — „Wir .... gelacht?" antwortete man ihm, „Wir wüßten nicht, über was wir lachen könnten!"

Diese Erwiderung brachte ihn in nicht geringe Verlegenheit; er schwieg einen Augenblick; dann versuchte er, ein Gespräch in Gang zu bringen, indem er über die Helligkeit dieser Mondnacht, über die Entfernung des Mondes von der Erde und endlich über die Erhabenheit der astronomischen Wissenschaft sprach.

Man hörte ihn stillschweigend an, und er begann, zu stocken. Auf ähnliche Weise machte er noch mehrere andere vergebliche Versuche, in intimerer Weise der Gesellschaft anzugehören, es wollte ihm aber nie gelingen. Gar bald fühlte er, daß er hier überflüssig, ja ein störender Factor, sei; er empfahl sich daher, im Innersten betrübt und verdrossen, und ging in seine Wohnung zurück.

Wie wehe war ihm aber zu Muthe, als er, kaum wieder am Fenster stehend und horchend, sofort wieder das muntere Gespräch und das helle Lachen der Studenten und Mädchen vernahm! Er bekam einen eigenartigen Haß auf Alle da unten, und zweifelte nicht im Mindesten, daß man ihn verspotte und mit all dem Schäkern und Plaudern nur immer mehr zornig machen wolle.

Die Ferien gingen zu Ende, es kamen neue Ferien; und alle diese Vorgänge wiederholten sich seine ganze Studienzeit hindurch.

Die Folge war, daß man niemals an ihm eine heitere Miene bemerken konnte, denn er lebte in immerwährender Aufregung und mit dem Bewußtsein, von den anderen jungen Menschen nicht als ihres Gleichen angesehen, und daher mißachtet und verhöhnt zu werden.

Mit Neid und mit traurigem Gemüth hörte er seine Collegen in den freien Stunden einander ihre Liebesabenteuer mittheilen; mit größter Spannung horchte er auf, wenn sie des Langen und Breiten die Art, wie sie ihre Eroberungen machten, und dann die Schwierigkeiten erzählten, die sich ihren Zusammenkünften mit ihren Geliebten entgegen stellten. Und wenn dann gar die Entzückungen geschildert wurden, die sie genossen, wenn sie verstohlen im Walde oder zwischen den Feldern einander trafen, sich küßten und stundenlang in der stillen Nacht miteinander schwärmten — da traf es ihn wie ein Stoß in's Herz. Er beneidete die Collegen unendlich, fühlte aber, er sei vollständig außer Stande, derlei zu erleben; er verstand nicht, was da eigentlich vorgehe; schätzte aber diese Dinge, die ihm unzugänglich waren, doch nach den schwärmerischen Schilderungen, die die Anderen davon gaben; und so gewahrte er eine Lücke in seinem Wesen, die ihn immer unzufriedener mit sich selbst und immer verdrossener gegen die anderen Menschen machte.

Alles, was er besaß, ja mehrere Jahre seines Lebens, wollte er hingeben, wenn er nur erfahren könnte, was so ein Liebespaar miteinander spricht. Wie aber das erfahren?

Sollte er sich im Walde oder im Felde verstecken, um das Paar, wenn es sich da niederläßt, zu belauschen? Das, wußte er, könnte gefährlich werden, wenn die beiden Verliebten ihn entdeckten. Er schlug daher einen anderen Weg ein. „Die Dichter müssen das wissen!", dachte er sich, und verschaffte sich eine große Zahl von Werken, in denen Gespräche von Liebenden enthalten waren; allein er konnte keine einzige Dichtung finden, in der das Gespräch länger als wenige Minuten dauerte, wenn man es auch noch so langsam herunter citiren wollte. Nun aber sah er doch oft stundenlange Zusammenkünfte. — Was wird also da gesprochen? Das wußte also offenbar kein einziger, selbst der berühmtesten, Dichter der Liebe, denn sonst hätte es doch Der oder Jener mitgetheilt?!

Und was ihn noch ärgerlicher machte: Er sah, daß diese Freude an langen Gesprächen, die er gänzlich entbehren mußte, nicht nur etwa gelehrte oder gebildete Liebespaare genießen; nein! — Selbst die ärmlichsten Dienstmädchen spazieren mit ihren Liebhabern, Handwerkern, Soldaten und dergl. un-

wiſſenden Menſchen, ſtundenlange herum, oder ſie ſtehen unter dem Hausthore oder beim Brunnen, und werden nicht müde, miteinander zu plaudern! Was kann es alſo nur ſein?

Da kam ihm endlich ein Einfall, der ihn zum Ziele führen ſollte.

Er erfuhr nämlich, daß in dem und dem Reſtaurationsgarten, nahe der Stadt, an Feiertagen meiſtens nur Liebespaare zuſammentreffen; ſie kämen bei ſchönem Wetter ſchon bald nach Mittag in den Garten und blieben dann ſtundenlang, Viele bis in die ſpäte Nacht hinein, in traulichen Geſprächen beiſammen.

Er ging alſo an einem ſolchen Feiertage in jenen Garten, und, als der früheſte Gaſt, konnte er ſich einen beliebigen Platz auswählen. Die Tiſche waren ziemlich nahe beiſammen, und ſo konnte er hoffen, die Geſpräche verliebter Nachbarn, vielleicht ſogar von ſeinem eigenen Tiſche, zu erlauſchen.

Mit großer Freude gewahrte er eine beträchtliche Zahl von Paaren eintreten und an den Tiſchen Platz nehmen; jedes Paar fixirte er einen Augenblick, um, wo möglich, ihrem Ausſehen den Grad ihrer Verliebtheit zu entnehmen. Sie hatten ſich Alle mit Blumen verſehen, — darin war alſo kein Gradunterſchied zwiſchen ihnen; jung waren ſie Alle; ihren Blicken war auch nichts Beſonderes abzuleſen. Und ſo hieß es daher, einfach abwarten, was da zu ſehen und zu hören ſein werde.

In ungemeiner Aufregung ließ er nun ſeine Blicke über alle Tiſche ſchweifen; an ſeinem eigenen ſaß noch Niemand; aber ganz nahe um ihn herum waren bereits alle mit Liebespaaren wohl beſetzt. An jedem Tiſchchen ſaß ein Paar; der Wirth hatte nämlich, in Rückſicht auf die Beſchaffenheit ſeiner Gäſte, bloß ganz kleine Tiſche aufgeſtellt, an denen je nur zwei, und nur mit Unbequemlichkeit vier Perſonen Platz nehmen konnten.

Nahezu eine volle Stunde verging, ohne daß noch die kleinſte Spur eines Liebesgeſprächs zu hören war; die jungen Leute dachten, wie es ſchien, vor Allem an's Eſſen und Trinken, beſtellten Speiſen und Getränke, und ihre Geſpräche kamen lange nicht darüber hinaus. Schließlich nahm das aber doch ein Ende, und es war nun deutlich zu bemerken, wie einige Liebespaare ſich zärtlich anzublicken begannen und von Zeit zu Zeit einander irgend etwas zulispelten.

Er konnte nun die Ohren nicht genug spitzen; unglücklicherweise aber trat fast immer, wenn er schon glaubte, er werde etwas Interessantes zu hören bekommen, irgend ein störendes Geräusch ein! Bald das Klirren von Tellern, von Messern und Gabeln, bald Rufe nach den Kellnern und dergleichen, so daß er lange nicht im Stande war, einen einzigen zusammenhängenden Satz zu erlauschen.

Sein Aerger und seine Aufregung nahmen immer zu; und erst nach mehreren Stunden legten sie sich, und er beruhigte sich etwas, denn der Garten begann sich theilweise zu leeren; das Geklirre und Geschrei hörte fast ganz auf, und endlich traf es sich so glücklich, daß ein Liebespaar dicht neben seinem Tische deutlich zu conversiren begann.

„Sieh doch, was Du angestellt hast!", sprach das Mädchen zu ihrem Geliebten, „Deine Kleider sind voll von Speiseresten" und dabei wischte sie ihn energisch mit der Serviette rein. „Weißt Du, was Du bist?"

„Aber, so laß mich doch!" erwiderte der Liebhaber.

„Ein Schweinchen bist Du, ein rechtes Schweinchen!", sagte sie darauf, und er lachte dazu so herzlich, als ob er soeben den geistreichsten Witz von der Welt gehört hätte.

Nach einer kleinen Pause fragte ihn das Mädchen, wie es ihm während der letzten Woche bei seinem Arbeitgeber ergangen wäre; und er erzählte ihr, als Antwort auf ihre Frage, allerlei, ganz gewöhnliche Dinge; dann sprachen sie wieder eine Weile ganz leise miteinander, so daß gar nichts deutlich zu vernehmen war; darauf lächelten sie einander an, und plötzlich sagte das Mädchen, mit einer sehr ernsten und verdrossenen Miene: „Ich hab gehört, Du hast am vorigen Sonntag mit anderen Mädchen getanzt! Mit wem hast Du getanzt?"

Ihr Geliebter sah sie darauf erstaunt an, antwortete aber nicht.

Sie darauf: „Weißt Du, daß ich Dich dann nicht mehr lieb haben könnte, wenn Du mit anderen Mädchen tanzest?"

„Aber, ich habe ja gar nicht getanzt!"

„Ja, Du hast getanzt!"

„Wenn ich Dir nun schon einmal sagte, ich hab nicht getanzt!"

„Aber ich hab's gehört, Du hast getanzt!"

„Von wem haſt Du das gehört?"

„Von meiner Freundin, der Roſa."

„Ach, was weiß die Roſa! Laß ſie nur reden, mir wirſt Du doch mehr glauben, als der Roſa? Wer weiß, wen ſie geſehen hat, den ſie mit mir verwechſelt!"

„Nein, die Roſa irrt ſich nicht! Du haſt ganz gewiß getanzt."

„Ich hab aber doch nicht getanzt!"

„Leugne es nicht, Du haſt getanzt!"

„Ich habe nichts zu verleugnen; ich habe nicht getanzt!"

„Warum tanzeſt Du nicht immer mit mir? Warum mit anderen Mädchen? Bin ich Dir nicht ſchön genug?"

„Aber ich tanze ja gar nicht mit andern Mädchen!"

„Geh, verſprich mir, nie wieder mit andern Mädchen zu tanzen! Da, nimm!" Und dabei nahm ſie einen halben Apfel und reichte ihn ihm hin, während ſie in die andere Hälfte hineinbiß, „Du biſt ja doch nur ein kleines Närrchen!"

„Du biſt ein Närrchen," erwiderte der Liebhaber, indem er ſie am Kinn griff.

„Alſo, mein Närrchen, nicht mehr mit Andern tanzen! Das ſag ich Dir!"

„Hab ich denn mit Andern getanzt?"

„Ja, Du haſt getanzt!"

„Ich hab aber nicht getanzt!"

„Ganz gewiß haſt Du getanzt, die Roſa hat Dich geſehn."

„Und ich hab doch nicht getanzt!"

„Und Du haſt doch getanzt!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Das iſt denn doch zu dumm!", ſagte ſich in höchſtem Aerger der Horcher, beinahe ſo laut, daß Gefahr war, die Nachbarn würden ihn hören. „Iſt die Welt denn närriſch geworden? Das hätte ich mir denn doch nicht vorgeſtellt! Sie führen ja Reden wie die kleinen Kinder! Jetzt aber begreife ich Alles! Mit ſolchen Reden können ſolche Menſchen auch ganze Tage miteinander verplaudern und werden noch nicht fertig!", zahlte ſeine Rechnung, ſtand auf, und ging, von all ſeiner Neugierde und von allem Aerger vollſtändig geheilt, aus dem Garten.

Das erhabene Mädchen unterwarf den Dichter einer strengen Probe, aber er bestand sie nicht.

Auf dem öffentlichen Spaziergange der Stadt ging eine Mutter mit ihrer Tochter, einem schönen Mädchen von äußerst stolzer Haltung, langsam auf und ab. Die Männer grüßten, machten möglichst graciöse Verbeugungen, und sahen dann dem Mädchen bewundernd nach.

Der Schönen fiel eine Nadel aus dem Haar, sie begann, sich nach ihr zu bücken, und sofort stürzten zehn Männer hin, um die Nadel zu suchen. Der Eine fand sie und reichte sie ihr mit größtem Aufwand von Eleganz und Devotion; sie dankte mit kaum bemerkbarem Kopfnicken und ohne eine Miene zu verziehen, und Mutter und Tochter gingen weiter.

Da sagte die Mutter zur Tochter: „Nun hast Du es wieder gesehen, wie sehr man Dich bewundert; wie glücklich könntest Du sein, wenn Du unter diesen edlen Männern endlich Einen wählen würdest! Aber Du sträubst Dich immer, und behauptest, das Alles beweise nichts, und Du habest bisher noch keinen einzigen wahren und ächten Mann gefunden!"

Das Mädchen erwiderte nichts. —

Am nächsten Tage kamen zwei Frauen, in sehr schlechten Kleidern, gemeinsam einen Koffer tragend, auf demselben öffentlichen Spazierwege daher; ermüdet, stellten sie den Koffer vor sich hin, gingen einige Schritte keuchend weiter und blieben dann wieder stehen. Die Aeltere setzte sich auf den Koffer, die jüngere stand daneben und sagte zur ersteren: „Nun gehen Männer genug vorüber, die uns helfen oder uns die Last abnehmen, und den Koffer statt unser tragen könnten. Eine solche Galanterie würde schon etwas bedeuten; einem schönen, jungen Mädchen eine Nadel aufheben, bedeutet nichts!"

Die eleganten Spaziergänger gingen an ihnen vorüber, ohne sich um sie zu kümmern, und die Tochter sagte weiter

zur Mutter: „Da gehen eben dieſelben Herrn vorüber, die ſich geſtern mit ſo viel Eifer auf meine Nadel ſtürzten, und darunter auch Jener, der ſie mir mit ſo viel Grazie überreichte. Sie rühren ſich aber nicht!“

Da begann die alte Frau zu ſeufzen und erwiderte: „Bin ich nicht die unglücklichſte Mutter der Welt? Meine Tochter iſt jung und ſchön, beſitzt auch ſonſt alle möglichen Vorzüge, und ich kann ſie nicht verheirathen, weil ſie die Laune hat, nur einen ſolchen Mann zu wählen, der die „„wahre Höhe““ hat! Jetzt habe ich Dir zu Liebe dieſe Verkleidung genommen, habe zugegeben, daß Du Dich ſo häßlich wie möglich machteſt, und ſpiele mit Dir zuſammen hier dieſe Comödie, um, wie Du ſagteſt, die Männer zu erproben; und wer weiß, was Du noch Alles mit mir machen wirſt! Aber, mein gutes Kind, ich will ja Alles gerne für Dich thun, wenn wir nur unſer Ziel erreichen.“ Und nach einer Weile fuhr ſie fort: „Aber es hat wahrlich keinen Anſchein darnach! Sie gehen Alle vorüber und kümmern ſich um uns nicht. O ich bedauernswerthe Mutter, wie ich da ſitzen und meiner Tochter noch helfen muß, ihre Strenge gegen die Männer zu beſtärken!“

Die Tochter antwortete wieder nicht; nach einiger Zeit ſagte ſie: „Es iſt gut, Niemand kömmt, alſo gehen wir!“ Darauf rief ſie zwei Laſtträger, ließ von ihnen den Koffer weiter tragen und ging mit ihrer Mutter nach Hauſe.

Nach einigen Tagen wurde auf irgend eine Weiſe die Verkleidungsgeſchichte in der Stadt bekannt, und das ſeltſame Mädchen, über welches ſchon früher viel geſprochen worden war, bildete von nun an unausgeſetzt den Gegenſtand der lebhafteſten Unterhaltungen. Die jungen Männer ſtrömten in ihr Haus, um ihr Glück zu probiren; jeder Einzelne bildete ſich ein, es werde ihm gelingen, das intereſſante Mädchen für ſich zu gewinnen; ſie machten allerlei Pläne, wie ſie dem Mädchen gegenüber treten wollten, und malten ſich aus, wie ſie mit ihr ſprechen und ſich ſelbſt in ein günſtiges Licht ſetzen würden, um Gehör und Aufmerkſamkeit zu finden.

Allein Einer nach dem Andern verließ das Mädchen, nicht nur ohne das gewünſchte Reſultat, ſondern in einer ſo gedrückten Stimmung, daß man auch ohne nähere Kennt-

niß des Vorgefallenen annehmen mußte, die jungen Leute mögen etwas sehr Beschämendes erlebt haben.

Von allen diesen Dingen hörte nun ein Dichter, der weit und breit einen sehr berühmten Namen hatte. Er erkundigte sich genauer nach dem Mädchen, das so viele junge, schöne und reiche Männer zurückgewiesen und sie nach wenigen Minuten des Besuchs bei ihr in einer solchen Stimmung weggeschickt hatte, daß sie davonschlichen, wie wenn sie als Schüler eine Prüfung schlecht bestanden hätten.

Der Dichter brannte vor Begierde, sich dem schönen und originellen Mädchen zu nähern.

„Solche Mädchen sehnen sich nur nach einem Poeten!" dachte er, „Sie zu gewinnen, kann für mich keine schwere Aufgabe sein; es sind das im Grunde nur alte Geschichten! Man weiß ja von den Mädchen, die gerne Räthsel aufgeben und die Männer, statt in ein Tournier, in ein geistiges Kampfspiel schicken; wer hat nicht von Turandot und allen den andern Princessinnen dieser Art gehört? Nein, das kann keine schwierige Sache für mich sein!" Und er begann seinen Versuch bei dem Mädchen damit, daß er der Mutter desselben seine neuesten Dichtungen mit der Bitte übersandte, sie ihrer Tochter zu übergeben.

Nach einigen Tagen erhielt der Dichter die Einladung, das Mädchen zu besuchen. Sie waren Beide allein in ihrem Zimmer, und das Mädchen begann sogleich beim Eintritt des Poeten, bevor dieser noch ein Wort der Begrüßung oder des Dankes für die Einladung aussprechen konnte, und während sie einander gegenüber standen:

„Bist Du derjenige, der dieses Buch geschrieben?"

Ganz beglückt beim Anblick dieser stolzen Schönheit und durch diese Worte, antwortete der Poet: „Ich bin der Verfasser dieser armseligen Dichtungen, und betrachte es als mein höchstes Glück, wenn sie Dir auch nur in geringem Grade gefallen haben."

„Du hast mir glückliche Stunden bereitet," setzte das Mädchen fort, „ich habe schöne, edle, ja erhabene Empfindungen in Deinem Buche gefunden. Ist Dir das Alles gewachsen, oder nur umgehängt?". Und dabei blickte sie mit ihren durchdringenden, großen und hellen Augen in die seinen.

Da der Dichter sie hiebei wortlos ansah, fuhr sie fort: „Bist Du so beschaffen, wie Deine Dichtungen es glauben lassen? ... Schon seit Jahren suche ich einen solchen Menschen, bisher konnte ich ihn aber nicht finden. Glaubst Du, daß Du ein solcher bist?" Dem Dichter begannen die Kniee zu schlottern; aber er nahm alle Kraft zusammen und erwiderte: „Wie soll ich Dir das beweisen?"

„Das muß sich von selbst erweisen!", antwortete rasch das Mädchen, „Zeige es mir im Gespräche; zeige mir, Dichter, was für ein Mensch Du bist!" Und hiebei sandte sie ihm einen tiefen Blick entgegen, der sein ganzes Wesen durchschütterte.

„Zeige mir," fuhr sie fort, seinen Blick mit dem ihren gefangen haltend, „daß Du im Stande bist, auch nur während weniger Minuten mit mir ein Gespräch zu führen und dabei stets in der Höhe zu bleiben. Kannst Du das? Kannst Du im Allgemeinen bleiben? Bist Du im Stande, über Welt und Leben, über die Menschheit, zu denken und zu sprechen, ohne ins Persönliche herabzusinken? Ohne an Den oder Jenen, oder gar an Dich selbst zu denken? Fünf Minuten in der Höhe des Allgemeinen, in der Region der Vorgänge und Processe schweben bleiben, das nenne ich: fliegen! Kannst Du das nicht, so bist Du ein Kriecher, wie die Andern. Wenn ich einmal Jemanden finde, der fliegen kann, so ist das die größte Freude meines Lebens; ich hoffe, durch ihn glücklich das Leben zu durchwandern, und der ist es, und kein Anderer, der mich besitzen soll.... Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, bestehe diese Probe! Ich will vor Dir niederknieen, wenn ich in Dir den gesuchten Ritter finde. — Ich mag die Ritter der Tapferkeit nicht, sie gehören in die Stechbahn; ich mag auch die Ritter der überschwänglichen Liebe nicht, und ich mache mir aus allen Graalsrittern der Welt nichts! Wohlan, Poet, zeige Dich! Sei so wie Dein Buch, sei mehr als Dein Buch, fliege! und reiße mich mit Dir!"

Bei dieser Rede stand das Mädchen so gebieterisch und begeistert da, daß sie dem Manne groß bis an die Decke zu reichen schien; er war wie festgebannt in dem Anblicke dieses außerordentlichen Wesens.

Und wie sie nun über seine Dichtungen zu sprechen begann, wie ihr die Gedanken und die höchsten Empfindungen

in Einem Zuge hervorſtrömten, wurde der Dichter im Banne dieſer großen Natur mit fortgeriſſen, und ſofort war das Geſpräch der Beiden emporgeſtiegen, wie wenn zwei Adler zugleich ſich gegen das Firmament erheben. Sie geriethen in einen Wonnerauſch der Begeiſterung für die höchſten Ideale, die Stimme des Mädchens wurde immer wohllautender, ihr Auge ſchwamm in Seligkeit und alle Strenge ihres Blickes war gewichen.

Plötzlich ſchrie ſie laut auf, und in höchſtem Zorne rief ſie aus:

„Woran haſt Du jetzt gedacht? Wie haſt Du jetzt geblickt?“

Der Dichter wurde todtenbleich.

„Haſt Du Elender, als Du mich jetzt einen Augenblick ſo ſtarr anſahſt, nicht daran gedacht, was für eine intereſſante poetiſche Figur ich ſei? Sag's nur ſchnell heraus! Sprich! Geſtehe es! Ich weiß es ja, ich ſehe es Dir an, ich entnahm es Deinem Blick, ich leſe es in Deinem Geſicht! O könnte ich nur nicht ſo gut in Blicken leſen!“, rief ſie dann aus, und begann, zu weinen und zu ſchluchzen, rang die Hände, warf ſich aufs Ruhebett hin und vergrub ihr Geſicht in die Kiſſen.

Der Dichter konnte kein Wort hervorbringen und ſtand wie eine Statue da. „Iſt denn das ein gar ſo großes Verbrechen, was ich da begangen habe?“, ſprach er zu ſich, und war von dieſer ganzen Scene, die er nicht begreifen konnte, wie betäubt.

Wie ein wildes Thier ſprang aber plötzlich das Mädchen wieder auf und ſchrie ihm zu:

„Mich als Object betrachten! Als verwendbaren Stoff für eine nächſte Dichtung! — Nicht wahr? Während ich Dir gegenüber ſtand, und vertrauensvoll mit Dir ſprach, Dich als Perſon anſah und achtete, betrachteteſt Du mich — als Gegenſtand der Ausbeutung! Haſt Du mich abgeſchätzt, Deinem ſchriftſtelleriſchen Calcul unterworfen, um mich in Deinen Wortdrechslereien unterzubringen und mit mir Triumphe zu feiern! Du Nichtswürdiger!“ Und das Taſchentuch in ihrer Rechten krampfhaft ballend, ſtampfte ſie mit dem Fuße wüthend auf den Boden. „Hinweg!“, rief ſie dem hilflos daſtehenden Dichter zu, „hinweg aus meinen Augen! Der Du die Welt betrügſt, Dich in die Achtung der Menſchen.

durch ſchöne Worte einſtiehlſt! Aus meinen Augen! Und laß Dich nie mehr vor mir ſehen!" Und damit verließ ſie eiligſt und ohne Gruß und Abſchied das Zimmer.

Der Poet ſtand noch immer ſtarr an ſeinem Platz, ſah dem Mädchen nach, wie es ſich entfernte und im nächſten Zimmer verſchwand; blickte nach der Thüre, die ſie hinter ſich zugeſchlagen, und wußte nicht, was ſagen, was thun.

Die Vorwürfe, die ihm das Mädchen gemacht hatte, gewannen, nun er allein da ſtand, immer mehr an Bedeutung und an Kraft; und je mehr er ſie verſtand, ein deſto größerer Ekel vor ſich ſelbſt ſtieg in ihm auf; und dieſer Widerwille gegen ſein innerſtes Weſen wurde ſo ſtark, daß er ſich gerne hätte von ſich ſelbſt losreißen mögen, wenn das nur möglich geweſen wäre.

Da ſtand er, mitten im Zimmer, ſich ſelbſt überlaſſen und wußte nicht, ob er gehen oder bleiben ſolle. Und welche Zukunft ſah er vor ſich!"

„Was ſoll nun mit mir werden?", ſprach er zu ſich, „Dichten kann ich doch nicht mehr! Mit dem Bewußtſein, mit Empfindungen zu ſpielen, nur um auf die Leſer Eindruck zu machen und Ruhm zu gewinnen, kann ich doch nicht dichten? Ich würde immer das zürnende Mädchen vor mir ſehen, wie es die Niedrigkeit meiner Natur aus meinem Inneren reißt und mir vor die Augen hält!.... Und was thun? Wie komme ich von da weg? Um Verzeihung bitten? Das würde an der Thatſache nichts ändern, und dem Mädchen keine beſſere Meinung von mir beibringen. Ohne Abſchied gehen? Wie ein gezüchtigter Hund aus dieſem Hauſe davonſchleichen?"... Und während er das Alles überdachte, fürchtete er immer, das Mädchen könne plötzlich zurückkehren, und er würde noch immer nicht wiſſen, was ſagen und was thun.

Da ging er denn wie ein Nachtwandler mit ſtarrem Blick zum offenen Fenſter hin, ſtieg auf die Brüſtung, trat von ihr in die Luft hinaus, als ob ſie feſter Boden geweſen wäre und ſtürzte auf das Straßenpflaſter hinab.

Als man das dem Mädchen hinterbrachte, ſchwieg es; und von dieſem Tage an ſprach ſie, außer dem zum Leben Nöthigſten, mit keinem Menſchen mehr ein Wort.

An eine Freudenspenderin.

Gratulationsschreiben zu ihrem sechzigsten Geburtstag.

Wehmuthsvoll begrüße ich Dich!

Du sitzest in Deinem Waffensaal; noch umgeben Dich alle die kleinen Dinge, die Dich einst so furchtbar liebenswerth machten, und Dir das Leben erobern halfen.

Ich trete in Dein Zimmer; da zittern die Nadeln mit den goldenen Knöpfchen, es duften die Oele, die Edelsteine glänzen. Einst harrten sie Alle Deiner Befehle, Du wiesest Jedem den rechten Platz an Deinem schönen Leibe an, reihtest sie in Schlachtordnung, und, von Deiner Kunst geführt, erwachten in ihnen die schlummernden Kräfte; von allen Seiten stürmten sie heran, Du siegtest, und den Besiegten machtest Du glücklich!

Nunmehr lagert Alles friedlich umher; vorüber sind die übermüthigen, vorüber die gewinnbringenden Spiele Deiner Laune.

Schwer ruhst Du im Lehnstuhle, matt wendest Du Deinen Blick im Gemache umher und senkst dann Deine Augen.

Senke Deinen Blick nicht; erhebe ihn! Erinnere Dich, Du Löwin der Liebesfreuden, einst Königin der glänzenden Nachtfeste, erinnere Dich der erfochtenen Siege; mit erhobenem Gefühle gedenke der gewährten Freuden!

Hohe Jahre achte ich, die Spuren ungestüm verlebter Jugend rühren mich; und hohe Jahre wie rasche Jugend haben gleichen Antheil an Deiner verwitterten Gestalt. Darum sei sie auch doppelt geehrt!

Die Stirnfurchen des Denkers erinnern an die hohen Gaben, die er den Menschen gereicht; die Deinen, dankbare

Gefühle erweckend wie jene, an die Wonnen, die Du nach allen Seiten ausgestreut.

Entferne den unruhig schnippischen Zug um Deine Lippen! Er ist Deiner nicht würdig; Du hast den Männern Freude bereitet, die Frauen ließen Dich's entgelten, und Du wehrtest Dich tapfer. Genug ist's! Niemand lebt ohne Kampf, aber Wenige, während sie kämpfen, theilen Freuden aus, wie Du es thatest!

Mißmuthige hast Du erheitert, Unglücklichen den schlimmsten Augenblick hinweggekost, Gelangweilte hast Du belebt, Neugierige befriedigt, den Rausch der Schwärmer hast Du verlängert und gestillt!

Manchen hast Du geliebt, Viele: Liebe fühlen lassen, und so selbst durch den bloßen Wahn beglückt!

Philosophische Windrose.

Der Vollmond stieg auf im Osten.

Auf der weiten Ebene regte sich nichts Lebendiges; nur ein Mann stand da, unbewegt, und schaute in das Endlose.

Er sprach zu sich selbst: „Wie soll ich denn die Welt begreifen? Nähme sie eine Gestalt an, so könnte ich sie begreifen."

Darauf flossen seine Dünste aus seinem Haupte hervor, mischten sich mit dem bläulichen Nachtnebel, und am fernen Horizont, wo Himmel und Erde Eins werden, tauchte ein Gebilde empor.

Ein männliches Haupt ragte, unbewegter Miene, hoch ins Firmament hinauf; der Mann betrachtete das Haupt, zog seine Augenbrauen finster zusammen, und das Riesenhaupt verschwand.

Sogleich folgte ihm am Himmelsbogen ein Weib, voll Schönheit und Ueppigkeit; der Mann betrachtete es. „Weder Mann noch Weib!", murmelte er, sah die Erscheinung unzufrieden an und sie verschwand.

Da kroch ein großes Thier in die Höhe; auch dieses zerfloß vor dem prüfenden Blicke des Mannes sofort in Nichts.

Sodann flog vom Horizont eine Schaar geflügelter Knaben herauf; sie hielten unzählige Fäden, vollbesetzt mit Knoten, in ihren Händen, jeder Knoten hatte die Gestalt eines Menschen. Einige Knaben zogen dann an den Fäden, da wurden sie glatt gespannt, und die Knoten lösten sich in Nichts auf. Schnell knüpften sie wieder neue täuschende Knoten von Menschengestalt; und als sie die Fäden von Neuem spannten, verschwanden auch jene, und tausend Individuen zergingen in Nichts. Dies wiederholte sich immer von Neuem, und der Mann betrachtete das Spiel in tiefem Sinnen; dann sah er es finster an, und es verschwanden Knaben und Fäden.

Nun formte ſich aus dem Nebeldampfe ein großes Auge; ein dunkler Augapfel ſtand in deſſen einem Winkel, kam langſam in Bewegung und rückte leiſe im breiten Auge weiter; in der Mitte angekommen, ſtand er ſtille und ſchaute geradeaus in die Landſchaft, rollte dann weiter und verlor ſich in dem anderen Augenwinkel.

Als nun die ganze Bahn zurückgelegt war, ſenkte ſich das Augenlid unendlich wehmüthig herab, bis ſich das große Auge ſchloß.

Dem Manne wurde tieftraurig zu Muthe; trüben Blicks ſtarrte er auf das geſchloſſene Auge hinüber, bis auch Dieſes in Nichts zerfloß.

Der Denker ſchüttelte ſich, und alle Geſtaltung hatte ein Ende.

Da rief er aus: „Will die Welt denn keine bleibende Geſtalt annehmen? Kann ich ſie nicht benennen, kann ich ſie nicht rufen, ſo kann ich ſie nicht lieben und nicht haſſen!“

Hollah!

Da hüpfte eine Gazelle vorüber! Mit ſanften Augen und ſchlanken Beinen.

Ein Menſch zu Pferde ſprengte vorbei; er wollte die Gazelle fangen, aber er kam ihr nicht nach. Da warf er ihr einen Knüppel zwiſchen die Läufe, und der brach der Gazelle die zarten Knochen entzwei.

Das brachte den Menſchen zum Lachen!

„Ha! Ha!“, rief er, ſtieg vom Pferde und packte ſie; da flog ihm eine Keule an den Kopf.

„Hab ich Dich jetzt?“, rief ein Wilder —

Entſetzt, wandte ſich der Denker nach Norden.

Hier lag ein Weib, um ſie herum ihre Kinder; dieſe hungerten, durſteten und froren an allen Gliedern. Das Weib ſtand auf und ſuchte; endlich fand ſie einige Beeren, drückte ſie aus und gab den Kindern den Saft zu trinken.

Aber der Saft war kalt und ſtillte den Hunger nicht; da ſagte ſie: „Saugt mir Milch heraus!“ Sie ſogen an ihrer Bruſt, aber es kam Nichts; da lief der Wilde herbei und rief ſeinem Weibe zu: „Da hab ich ihn, gib den Kindern was!“ Alſo drückte das Weib dem noch warmen Menſchen das Blut aus und ließ es die Kleinen trinken; ſie legten

sich auf ihn und schlürften; ihre Backen blühten wieder, rothe Schnäuzchen liefen um ihren Mund. Das schmeckte ihnen, und es fror sie auch nicht mehr.

Entsetzt, wandte sich der Denker gegen Westen.

„A oi! A oi!", schrie ein Kind; es war von der Mutter weggekrochen, und eine große Ratte hatte es angefressen.

Der Philosoph sprach zur Ratte: „Ist Dir denn lebendiges Fleisch wie todtes Fleisch? Tödte erst, und dann friß!"

Die Ratte aber nagte weiter an dem schreienden Kinderleibe, bald da, bald dort.

„A oi! A oi!", schrie das Kind, immer schwächer, bis es verschied.

Darauf sagte der Mann zu sich selbst: „Vielleicht wird's besser, ich wende mich gegen Süden!"

Hier lagerte die Riesenschlange.

Sie riß ihren Rachen weit auf und zerquetschte die todte Gazelle; sie speichelte sie ein und legte sie wieder vor sich heraus; dann ringelte sie ihren Schweif in die Höhe, nahm den Klumpen wieder ein und warf ihn schleimiger wieder aus.

Da dachte der Mann: „Soll das der Haß der Liebe sein?"

Plötzlich riß die Schlange den Rachen überweit auf, ergriff die Gazelle, reckte alle Bänder der Kopfknochen auseinander und schlang den ganzen Bissen in sich ein. Die Gazelle glitschte dann in dem schönen Leibe, buckeltreibend, langsam weiter und die buntgefleckten Buckel des Schlangenkörpers glänzten im bläulichen Mondlicht.

Da rief der Mann aus: „Friß mich, Du furchtbar ungeheuere Welt, dann bin ich Du! Mag ich zur Schlange werden, dann kann auch ich im Mondlicht glänzen!"

Und warf sich der Schlange in den Rachen.

Ende des ersten Theiles.

Zweiter Theil.

Inhalt des zweiten Theiles.

	Seite
Liebe bei Liebe	1
Will denn die Zärtlichkeit kein Ende nehmen?	4
Macht des Augenblicks	5
Nach der Trauung	7
Der treulose Geselle	9
Die Probe des Königs Asoka	14
In einem Gartenhause	16
Erzählung eines Reisenden	18
Gährende Kraft eines Geheimnisses	20
Der dankbare Lastträger	33
Bei einem Freudenmädchen	39
Traurige Schicksale eines Dichters. II	43
Grenzen der Liebe	57
Des Erasmus von Rotterdam Besuch bei Sir Thomas Morus	62
Physiologie der Herzbewegungen	78
Er wollte nicht an den Teufel glauben, und durch seine Scherze lockte er ihn hervor	88
Mißtrauen in der Liebe	89
Der große Drachenblick des Philosophen Li-tsi	96
Macht der Musik	97
Die trauernde Schönheit	100
Mörderisches Dilemma	116
Ein Gottesurtheil	117
Confucius und der todte Hirsch	125
Gewitterscene	126
Freundinnen	127
Der Sohn des Königs von Egypten	128
Julius Cäsar bei dem Gastmahl des Lepidus	131
Hans Ruffer's aus Frankfurt Besuch beim Doctor Faust in Leipzig	133
Prüfstein der Verwandtschaft	136
Träumen wie Wachen	138
Idylle	150
Im Postwagen	155
Nach der Predigt	163
Wirkungen der Schönheit	196
Confucius spricht über Tugend und Gesetz	207
Bedürfniß nach Schönheit	209
Der Weltangstschrei	210

Liebe bei Liebe.

Was schlüpfte durch den Wald?

Zwei Ameisen schlüpften durch den Wald; zwei Ameisen liefen über den Rasen, ein Männchen und ein Weibchen.

Hurtig liefen und schlüpften sie, dann streichelten sie einander mit ihren Fühlern und liefen wiederum, eine Weile im Schatten, dann eine Weile im Sonnenschein; es war das aber kein voller Sonnenschein, nur helle Fleckchen warf die Sonne, durch die Blätter blinzelnd, auf den Rasen hin. Aber der hellste Sonnenschein war den beiden im Gemüthe; denn in dem letzten großen Kriege mit dem Nachbarhaufen hatten sie sich im Kampfgewühl aus den Augen verloren und seither nicht wieder gefunden. Jetzt trafen sie sich mit einemmale unverhofft im Freien!

Füßchen um Füßchen setzten sie flink auf die kleinen Moosblätter, hurtig, daß sie ins Nest kamen.

Wie sie nun nach Hause liefen, da gab es plötzlich ein großes Hinderniß: Etwas lag da, und das mußte überstiegen werden.

Zuerst verliefen sie sich in blaue Berge und Thäler; diese entstanden durch ein Kleid, das ein junges Menschenweibchen bedeckte, das hier schlief. Sie liefen und kletterten behende hinauf und hinab, purzelten und wälzten sich übereinander, dann streichelten sie sich und liefen von Neuem.

Nun waren sie ganz hinauf, auf den Gipfel des Berges, gekommen; da breitete sich eine schneeweiße, warme Fläche vor ihnen aus, die hob und senkte sich langsam, und ein Wind strich regelmäßig über den offenen Busen hin; bald blies der Wind das Männchen, bald das Weibchen weit hinweg, eilig liefen sie stets zurück und dann eilten die zwei kleinen braunen Wesen wieder über die reine, weiße Fläche

dahin. Hierauf wurden zwei weiße Hügel umlaufen, dann endete die helle Landschaft, und nun galt es, über das blaue Gebirge wieder abwärts zu steigen.

Da verlief sich das Männchen nach innen und kam unter die Achselhöhle des Mädchens; es lief hin und her, ganz bestürzt und verwirrt, und eine lange Zeit hindurch konnten die Beiden einander nicht finden. Nun hob sich aber der Arm des Mädchens im Schlafe ein wenig und lüftete den Zwischenraum, es wurde hell, die Beiden sahen sich und liefen schnell an's Tageslicht.

Jetzt war das große Hinderniß überwunden, und die zwei Ameisen liefen auf der anderen Seite wieder den Rasen entlang.

Nach Hause! Nach Hause trieb es!

Da vernahmen sie plötzlich ein furchtbares Getöse.

Ein Mann kam des Weges daher, der setzte je Einen seiner Füße auf den Rasen, und jeder Tritt dröhnte durch das Moos.

Der Mensch kam ihnen immer näher; jetzt war ein Fuß bereits über das kleine Liebespaar hinübergegangen, ohne es zu beschädigen; nun kam aber der andere, gerade über sie! Er senkte sich abwärts, jetzt berührte seine Spitze den Rasen und langsam, langsam rückte die Sohle dem Erdboden näher. Da überkam Todesangst die beiden Liebenden, denn sie mußten noch eine gute Strecke laufen, bevor sie die Fußbreite durchlaufen hätten.

Aber siehe da! Der Fuß, der sie zu erdrücken drohte, senkte sich nicht weiter; der Mann war auf sein rechtes Knie gesunken, der andere Fuß berührte nur mit seiner Spitze das Moos und blieb so, ruhig schwebend, ohne den Boden niederzutreten. Darauf neigte der Mann seinen Kopf dem schlafenden Mädchen zu, und die Ameisen hörten ein schmatzendes Geräusch, das sich mehrmals wiederholte. Schnell liefen die Beiden unterdessen davon, unter der schwebenden Fußsohle hervor, und eilten froh ihrer Heimath und ihrem Glücke zu. —

Und der Edelfink stand gerade im Wipfel des Baumes und sein Weibchen bereitete das Nest in einem Gabelzweige. Da schlug, während die beiden Ameisen über das Moos

dahinliefen, das Vogelmännchen dem Weibchen ein Lied. Zuerſt ſang es den „ſcharfen gleichen Weingeſang“: „Zizizi will ill tih, dappl dappl dappl deweingihe“; da kam aber ein anderes Finkenmännchen dahergeflogen, das wollte dem Weibchen beſſer gefallen und es ſang daher das „tolle Gutjahr“: „Titi ti te to to to to ze spenziah“. Aber der erſte Edelfink begann darauf ein noch ſchöneres Lied, er ſchlug das luſtige Liedlein, mit dem er ſchon ſo viele Weibchen erobert, nämlich die „erſte Putzſcheere“; das andere Männchen gab jedoch nicht nach und in ſeiner Liebesgluth ſchlug es ſogar den „Schmalkalder Doppelſchlag“: „Zizi zizi roren zi piah toto toto ziis kutziah“. Da rückte das erſte Männchen mit der „dritten Putzſcheere“ heraus: „dis dis dis tri tri tri klap klap klap zihe“!

Nun konnte das Weibchen nicht mehr widerſtehen, die dritte Putzſcheere hatte es ihr angethan, und es rief: „Güpp güpp güpp güpp“!

Da machte das abgewieſene Finkenmännchen ſeinem Unmuth Luft in der „ordinären Würzgebühr“, und die beiden Anderen flogen hurtig zueinander.

Dann wurde es ſtille im Wipfel und im Walde.

„Will denn die Zärtlichkeit kein Ende nehmen?“

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Macht des Augenblicks.

Ein Mann von nun über sechzig Jahren war immer ein principieller Gegner der Ehe gewesen.

Nicht nur, daß er selbst unverehelicht blieb, hatte er auch so viel über dieses Thema nachgedacht und in alten wie neuen Schriftstellern darüber gelesen, daß er Jedem, der mit ihm über das Heirathen sprach oder ihn hierüber um Rath fragte, mit großer Eindringlichkeit seine Ansichten auseinanderzusetzen im Stande war. Und da über dieses Thema seit dem grauesten Alterthume bis in die neueste Zeit endlos für und wider gesprochen wurde und immer noch wird, ohne daß ein allgemeingültiges, entscheidendes Wort aufgestellt werden konnte; so hatte jener Mann durch seine große Belesenheit und den Eifer, mit dem er alle Argumente der Einen Seite sammelte, eine solche dialektische Ueberlegenheit über jeden Anderen, daß er diesen in der That immer dem Heirathen abwendig zu machen im Stande war — natürlich, die richtig Verliebten und die schon im Vorhinein im Stillen zum Heirathen fest Entschlossenen ausgenommen. —

Einmal hatte dieser alte Herr eine Reise nach einer ihm ganz fremden, großen Stadt zu unternehmen.

Um recht viel in kurzer Zeit vollbringen und bald wieder nach Hause reisen zu können, miethete er dort einen Wagen und fuhr durch die Straßen, bald zu Diesem, bald zu Jenem, wo er eben Geschäfte zu besorgen hatte, und machte während des Fahrens stets seine Pläne für die bevorstehenden Unterhandlungen zurecht.

Als er nun die Hauptverkehrsader der Stadt quer zu übersetzen hatte, wodurch sich viele Menschen stauten, bemerkte

er, daß eine Frau, die ebenfalls sein Vorüberfahren abwarten mußte, irgend Jemandem zum Gruß einen leichten und ungemein graciösen Knix machte.

Der Wagen kam ganz knapp an ihr vorbei, und der alte Herr, der den Eindruck der Lieblichkeit ihrer Körperbewegung gar nicht überwinden konnte, und in Angst gerieth, daß ihm diese ganze Erscheinung im nächsten Augenblick für immer verloren gehen könnte, beugte sich aus dem offenen Wagen zur Frau heraus und lud sie ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Der Wagen stand einen Augenblick still; die Frau, nachdem sie den Fremden mit einem Blick durchschaut und abgeschätzt hatte, stieg ganz resolut und mit einer Haltung in den Wagen, als ob dies Alles ganz selbstverständlich gewesen wäre; der Mann, von dem Entgegenkommen dieser schönen Unbekannten, die ihm wie vom Himmel zugesendet schien, ganz berauscht, machte ihr sofort die herrlichsten Complimente, sodann leise Andeutungen über seine glänzenden Vermögensverhältnisse; trug ihr darauf an, sich mit ihm zu verloben auf was Alles sie bereitwilligst einging, und wenige Tage darnach heirathete er sie.

Nach der Trauung.

Sie machten Hochzeit, und während der Trauung wechselten sie die Ringe.

Sie steckte ihm den Ring an *seinen* Finger. Das war in Einem Augenblick geschehen, und ging einfach und glatt von statten. Er steckte ihr den Ring an *ihren* Finger, und hiebei ereignete sich aber etwas Außerordentliches.

Als er ihr nämlich mit dem Ringe nahe kam, hatte sie noch züchtig die Augenlider gesenkt, und ihr Finger, ein schöner runder Finger mit allmählicher und feiner Zuspitzung, war sehr wenig gekrümmt und wie in weicher Nachgiebigkeit hingehalten.

Nun kam der Bräutigam mit dem Ringe an die Fingerspitze, dicht bis zur Berührung, heran; da hoben sich ihre Augenlider um ein Geringes, und sie blickte unter ihnen eben nur so weit hervor, um den Ring zu gewahren. Wie dann der Ring an ihrem, unterdessen gerade ausgestreckten, Finger weiter und weiter rückte, senkte sie wieder allmählich die Augenlider, genau so weit, als nöthig war, damit ihr Blick dem Ringe in jeder seiner Lagen folgen und gewissermaßen seine Anwesenheit bestätigen konnte, bis er endlich an der Wurzel ihres Fingers angekommen war.

In diesem Augenblicke schlug sie plötzlich die Augen auf, lächelte und sah dem Bräutigam beseligt in das Angesicht.

Sie behielt nun den Finger ganz gerade ausgestreckt und seine Spitze reichte bis an die Brust des Mannes; was er nicht eher bemerkte, bis er sie leicht zu fühlen bekam.

Da nun der Mann zufällig etwas weiter zurückging, glaubte er, daß er den Finger noch immer an seiner Brust

fühle. Und in der That war der Finger länger geworden und zwar in dem Maaße, daß er sich stets noch ein klein wenig in seine Brust einbohren konnte; dabei war er jetzt bereits in energischer Straffheit ganz gerade ausgestreckt.

Das Gefühl, das der Mann durch den Finger an seiner Brust empfand, war durchaus nicht schmerzhaft, aber es wurde doch immer lästiger; es war eine Art unangenehmen Kitzels. Er wollte daher den Finger zur Seite schieben; aber, siehe da, er war wie aus Eisen, gerade ausgestreckt und nicht aus seiner Lage zu bringen.

Mochte nun der Mann soweit wie nur immer sich von seiner Frau entfernen, so verlängerte sich der Finger stets bis zu ihm hin, war gerade und energisch ausgestreckt und behauptete sich an seinem Platz, als ob er aus Erz gewesen wäre; und der Ring schob sich dabei von selbst immer so weit nach vorn, daß ihn der Mann stets ganz deutlich vor sich sehen mußte.

Der Finger gehörte ihm nun an, wie ein Glied seines Körpers; er drückte sich ihm immer in die Brust hinein, zeigte ihm unaufhörlich den Ring und verkürzte oder verlängerte sich, je nachdem der Mann ganz nahe bei seiner Frau stand oder ob er auf Reisen noch so weit von ihr entfernt war.

Der treulose Geselle.

Im Mittelalter stand außerhalb des Weichbilds der Stadt Nürnberg ein vereinzeltes Haus, welches der vom Volke so genannte „schwarze Meister" bewohnte.

Es war dies ein Mann: hager, dunkelhaarig und finsterblickend, der die Kunst verstand, Orgeln und Spielwerke zu bauen, wie niemand Anderer seiner Zeitgenossen. Diese Spielwerke wurden durch einen Mechanismus bewegt, über welchen der Meister das tiefste Geheimniß bewahrte, und Niemand war im Stande, selbst wenn er in den Besitz eines solchen Instrumentes gelangte, den Mechanismus zu untersuchen, ohne ihn zu zerstören.

Des Nachts pflegte der Meister seine Instrumente spielen zu lassen; dann sammelte sich das Volk vor seinem Hause und hörte bewundernd die vollen Töne und die ernsten Melodieen an. Ab und zu sah man den finsteren Mann an das Fenster treten, und ängstlich umherblicken, ob ihm Niemand in's Zimmer hineinsehe.

Einsam und abgesondert von allen Menschen, mit Ausnahme seines Gesellen, faßte er immer mehr Zuneigung zu diesem und schenkte ihm (in kleinen Dingen) stets wachsendes Zutrauen; das Geheimniß seiner Instrumente aber entdeckte er ihm nicht.

So waren mehrere Jahre vergangen und der Meister fühlte seine Kräfte schwinden. Er rief nun eines Abends den Gesellen in seine Arbeitsstube, die dieser sonst nie betreten durfte, und sprach zu ihm: „Ich kenne Dich nunmehr seit vielen Jahren, und glaube, Du bist mir treu gesinnt — nicht wahr, Du bist es? Mit mir geht es zu Ende, und ich weiß Niemanden auf Erden, dem ich meine Geheimnisse mittheilen sollte, als Dich; merke also auf, diese großen Geheimnisse

will ich Dir nun anvertrauen, aber auch nur Dir und nur für Dich. So wie ich bis auf den heutigen Tag geschwiegen, so mußt auch Du nun schweigen, um meine Kunst nicht preiszugeben, nicht preiszugeben diesem rohen und undankbaren Menschenvolk; und an dieser Stelle versprich mir und schwöre mir einen furchtbaren Schwur, es so damit zu halten, und niemals, zu keiner Stunde und bei keiner Gelegenheit von Deinem Wort zu weichen. Sollteſt Du aber je mir die Treue brechen" — und hiebei packte er den Knaben an der Bruſt, und ſchüttelte ihn, ihm beſtändig in die Augen blickend — „ſollteſt Du je mir die Treue brechen und plaudern, hörſt Du? und plaudern, ſo würde mich die Ruhe im Grabe verlaſſen, und dann wehe Deinem jungen Leben! — Haſt Du nun gehört?"

Der Geſelle zitterte am ganzen Leibe. „Großer Meiſter, wenn Du mir Dein Geheimniß mittheilſt, ſo erhebſt Du mich ja über alle anderen Menſchen, und ich werde geehrt und bewundert werden, wie Du es wirſt. Wie kannſt Du glauben, daß ich ſo thöricht ſein ſollte, dieſes Wiſſen jemals preiszugeben?"

„Burſche!" rief der Meiſter, „Du ſprichſt mir zu klug, und ich fürchte für Dich. Aus Liebe zu Dir liefere ich Dir mein Geheimniß aus, das ich ja auch mit mir ins Grab nehmen könnte; und aus Dankbarkeit und Treue gegen Deinen alten Meiſter ſollteſt Du ihm Wort und Verſprechen halten, aber nicht aus Klugheit und aus Intereſſe. . . . . Wie, wenn nun einmal andere Beweggründe Dich zum Verräther an mir machen? Sag' an, Burſche!" — und dabei ſchüttelte er ihn wieder unter grimmigen Blicken an beiden Armen — „Wenn wieder eine andere Klugheit Dich reden heißt, während Du bis dahin geſchwiegen haſt, was dann, Burſche? Sag' an, Was meinſt Du? Was? Sag' an!"

Darüber weinte der Geſelle und ſprach: „Ich werde ja auch aus Dankbarkeit und Treue gegen Euch ſchweigen, und wollte Euch nur deſto mehr beruhigen, deßwegen ſprach ich ſo."

„Nein!" fuhr der Meiſter den Knaben an, „Dein erſtes Wort hätte aus Deinem Gemüth und nicht aus Deinem Verſtande kommen ſollen; fort! Du junger Weltmann, fort, hinab in Deine Stube!"

Der Geſelle wurde in Folge dieſes Geſprächs ſehr traurig; der Meiſter bemerkte das und fühlte Mitleid mit ihm; er dachte, ihm vielleicht Unrecht gethan zu haben, ſah auch ſeine letzte Stunde herankommen und rief daher den Geſellen wieder zu ſich hinauf.

„Ich ſehe," begann er, „Du grämſt Dich über meinen Verdacht. . . . . Ich habe viel Untreue erlebt, ſehr viel, und war daher zu hart gegen Dich. Aber denke nicht mehr daran, Du ſollſt heute alles von meiner Kunſt erfahren, und dann will ich ruhig meinem Ende entgegengehen."

Hierauf öffnete der Meiſter den Rücken ſeines Lieblingsinſtruments, erklärte dem Geſellen das Räderwerk, gab ihm die zugehörigen Schlüſſel und Haken, ſperrte ſich in ſeinem Zimmer ein, und ward für Niemanden mehr ſichtbar.

Als die Orgeln bald darauf zu ſpielen aufhörten, wußte das Volk, das ſich vor dem Hauſe zu verſammeln pflegte, der ſchwarze Meiſter ſei geſtorben.

Der Geſelle öffnete das Zimmer, ſchaffte die Leiche aus dem Hauſe, und war nun alleiniger Herr aller Künſte. —

Nunmehr ſpielten wieder alle Abende die Inſtrumente, wie zur Zeit, da der Meiſter noch lebte, und das Volk ſammelte ſich wieder vor dem Hauſe, wie ehedem; auch erſchien der Geſelle öfter am Fenſter, wie das der Meiſter zu thun pflegte, und beſah dabei mit Befriedigung die lauſchende Menſchenmenge.

„Nun," hieß es, „haben wir einen jungen ſchwarzen Meiſter."

„Aber er hat doch Alles vom Alten gelernt!"

„Darum ſind auch die Melodieen noch immer ſo traurig und ſchwermüthig, als ob's zu einem Begräbniß ginge."

„Ja," riefen darauf Mehrere zugleich, „die Muſik des Alten iſt uns zu traurig; der junge Meiſter ſollte einmal etwas Luſtiges zum Beſten geben."

„Ja, ja," meinten einige junge Burſchen, „wir möchten was Luſtiges haben, damit man doch am Sonntag ſeinen Schatz hernehmen und ein ordentliches Tänzchen machen kann."

„He, junger Meiſter! Habt Ihr gehört? Wir möchten doch einmal bei Euerer Muſik ein Tänzchen probiren."

Da ſetzte ſich der Geſelle hin und ſann auf etwas Luſtiges.

-- Nicht lange, so drehten sich junge Burschen mit ihren Dirnen auf der Wiese vor dem Hause des verstorbenen Meisters. Das Volk jauchzte und unter den Fenstern des Instrumentenzimmers erschollen wiederholte Freuden- und Beifallsrufe. Da wurde es dem Gesellen immer wohler. —

Mitternacht rückte heran, der Vollmond stand über der Wiese und das Volk verlor sich allmählich. Da winkte der Geselle eine Dirne zu sich hinauf. Er ging ihr entgegen und führte sie durch die verschlungenen Gänge und Winkeltreppen in des schwarzen Meisters Gemach.

Schüchtern trat die Dirne in das Zimmer. Da standen die großen unförmlichen Kasten, alle jene Instrumente voll Geheimniß und mächtiger Wirkung, vom Mondlicht beschienen und seltsame Schatten werfend.

„Mädel! Keine Furcht! Ich bin bei Dir, und jetzt bin ich Herr im Hause!"

Im Hintergrunde des Zimmers stand das Bett, in dem der schwarze Meister gestorben war; darauf setzten sich die Beiden, und begannen zu kosen.

„Bursche," unterbrach ihn das Mädchen, „vor dem großen Kasten dort fürchte ich mich so recht; ist das das Instrument des Alten, bei dessen Spiel man immer glaubte, man sei in der Charwoche in der Kirche?"

„Ja, Schatzl, das ist's, des Alten Haupt- und Lieblingsinstrument; wer dahineinschaut, der weiß Alles . . . Du hast wohl großen Respect vor der Sache? Was? Nun, Du mußt Dir auch nicht gar zu viel vorstellen und übermäßig staunen. Der Meister war ein recht geschickter Mann, aber Du kannst es mir glauben, gar oft hätte ich ihm Fehler in seiner Kunst nachweisen können; ich sagte ihm aber nichts, denn — weißt Du — er war ein gar zu empfindlicher und zorniger Mann."

„So laß mich doch hineinschauen! Wie mag's nur drin aussehen?"

„Das darf ich nicht; ich mußte dem Meister das Wort geben, das Geheimniß seiner Kunst Niemandem zu verrathen."

Das Mädchen drängte ihn, er widerstand.

„Einfältiger Bursche!" rief sie dem Gesellen zu, indem sie sich ihm entwand, „Du willst mir was weiß machen! Du

verſtehſt die Sache ſelber nicht, und deshalb machſt Du den Kaſten nicht auf," und dabei lachte ſie höhniſch laut auf.

Auf das ſprang der Geſelle vom Bette weg, öffnete mit einem heftigen Ruck das Gehäuſe, brachte das Räderwerk in Gang, und fing der Dirne die Sache zu erklären an.

„Ach, was für ein langweiliges Zeug!" ſagte ſie dann, „ich habe mir's viel ſchöner vorgeſtellt; was dieſe alten Leute doch für einen ſonderbaren Geſchmack haben! Komm, Burſche, wieder her; ich werde mich nicht mehr fürchten!"

Der Geſelle erfreute ſich ihrer.

Unterdeſſen war das Inſtrument in Gang gekommen; immer tiefere und ernſtere Töne erklangen, und es erwachten die erhabenen Melodieen wieder, die der ernſte Meiſter erſonnen.

Der Geſelle wurde nachdenklich.

Aufſteigende Gewiſſensbiſſe verdüſterten ſeine Stimmung immer mehr, jeder Ton erinnerte ihn an den alten Meiſter, der ihm vertraut hatte, und den er nun verrathen.

„Mädel! Faſt gereut's mich!"

Die Dirne begriff ihn nicht. Das Muſikſtück endete; der Geſelle ſaß nachdenklich auf dem Bette und brütete vor ſich hin. Da ſchlug es Mitternacht; ein eigenthümliches Sauſen entſtand im Innern des Inſtruments; es wurde immer ſtärker, dem Geſellen wurde es bange.

Plötzlich erdröhnte ein furchtbarer Donnerſchlag durch das ganze Haus; laut aufkreiſchend lief das Mädchen aus der Stube; gerade vor dem Bett riß ſich ein Loch in den Fußboden, und wie der Blitz ſchoß eine ſchwarze Geſtalt herauf.

„Der Meiſter!!" ſchrie der Geſelle und fiel ſchlotternd in ſeine Kniee.

„Was haſt Du mir da gethan, Burſche!" ſchrie der Meiſter, fuhr mit ſeinen Händen nach deſſen Kehle und erwürgte ihn auf der Stelle.

Die Probe des Königs Asoka.

Es ist bekannt, daß kein Herrscher so sehr zur Verbreitung der Lehre Buddha's beigetragen hat, wie der König Asoka.

Er selbst, früher einer der grausamsten Könige, wurde, nachdem er Buddha's Lehre angenommen, milde, mitleidig und tolerant; und dies in einem Grade, wie es bei keinem anderen Herrscher des Morgen- oder Abendlandes jemals anzutreffen war.

Unter dem Namen Pijadasi gab er Edikte heraus, in Felsen eingehauen, zum Zwecke, die authentische Lehre Buddha's seinen Völkern bekannt zu geben. Und eine dieser Felseninschriften, die er im zwölften Jahre seiner Regierung auf der Säule von Guirnar eingraben ließ, lautete:

„In den vergangenen Zeiten sah man überall nur Bosheit gegen die Creaturen und Tödtung lebender Wesen. Aber zu unserer Zeit, wo Pijadasi, der König der Deva's, das Gesetz handhabt, verschafft sich die Stimme des Gesetzes allgemein Gehör, und die Bosheit gegen die Creaturen und die Tödtung lebender Wesen hörte auf."

Bald nach Veröffentlichung dieses Edikts besuchte nun der König einen Volksstamm am Fuße des Himalaya, bei dem die Lehre des Buddha erst vor Kurzem verbreitet worden war; und um die Tugend der Menschen dieses Stammes auf die Probe zu stellen, beschloß Asoka, ganz abweichend von seiner sonstigen Art, dort mit größtem Gepränge zu erscheinen.

Als nun der König der Hauptstadt näher und näher kam, waren Alle bereits von dem unerhörten Glanze unterrichtet, mit dem Asoka und sein Gefolge erscheinen werde, und die Neugier des Volkes, von Hoch und Nieder, kannte keine Grenzen. Die Menschen standen zu Tausenden, dicht anein-

ander gedrängt, sie streckten die Hälse weit aus und stellten sich auf die Fußspitzen, um sich nur ja Nichts von dem Anblick der Pracht entgehen zu lassen.

Aber nur die Vordersten konnten Alles gut sehen; alle Hintenstehenden vermochten nur wenig oder gar nicht über die Köpfe oder zwischen den Hälsen der vor ihnen Stehenden hindurchzublicken. Es dauerte gar nicht lange, so verfluchte Einer den Anderen, wie sie der Reihe nach hintereinander standen, und in ihrem stets wachsenden ungeduldigen Aerger wünschten sie, Jeder, der die freie Aussicht hindert, möge sofort seinen Kopf verlieren.

Asoka hatte aber früher Buddha um die Zauberkraft gebeten, einem solchen Wunsche willfahren zu können; und so sah man denn fast in einem einzigen Augenblicke tausende von Köpfen von den Leibern fallen, und vom gesammten Volke blieben nur die Kinder und zehn Zwerge, die ganz vorne standen, übrig, die ihren Kopf behielten.

Nach einer Weile tiefer Betrachtung sagte dann Asoka zu seinem Minister:

„So sollte es stets Allen ergehen, die den Tod lebender Wesen nicht verabscheuen! Aber ich selbst will nicht gegen die Vorschriften Buddha's handeln, und Mitleid und Verzeihung walten lassen. Sie mögen Alle wieder zum Leben zurückkehren, Reue empfinden und Buße thun!"

Auf das erhoben sich alle Köpfe vom Boden und setzten sich wieder auf die zugehörigen Leiber.

In einem Gartenhause.

Als einmal Jemand vor einem Gartengitter vorbeikam, sah er in dem Glashause einen Mann mit einem großen Messer in sonderbaren Bewegungen begriffen.

Er ging nämlich stets einen oder zwei Schritte vorwärts, zuckte das Messer, betrachtete irgend einen Gegenstand, schüttelte dann den Kopf und ging langsam wieder zurück; wenn er dies mehreremale wiederholt hatte, setzte er sich dann auf einen Schemel, legte das Messer bei Seite und stützte den Kopf nachdenklich in seine Hände.

In der Besorgniß, daß hier Jemandem ein Unglück drohe, kletterte der Spaziergänger über das Gitter und schlich sich durch das Gebüsch bis an das Glashaus hin, um zu sehen, was da vorgehe, und nöthigenfalls zur Hülfe bereit zu sein.

Wie er nun genauer in den Raum hineinblickte, bemerkte er auf einem Feldbette eine schlafende, außerordentlich schöne Frau.

Eben begann der Mann wieder seine Bewegungen; er schritt vor, sah die Frau mit schwärmerischem Blicke an und hob ihr leise das Tuch von der herrlichen Schulter; er betrachtete diese von allen Seiten, zog dann ganz nahe um sie herum mit seinem Finger eine Linie in der Luft, setzte das Messer knapp an ihre Schulter an, überlegte — und trat dann kopfschüttelnd wieder zurück.

Einen Augenblick darauf schritt er wieder vor, strich der Frau das Haar sanft aus der Stirne, setzte wieder das Messer ganz nahe an, überlegte, und ging kopfschüttelnd zurück. Nun saß er wieder auf dem Schemel, und sah mit trauriger und nachdenklicher Miene nach der Frau hinüber.

Der Fremde dachte, nach allem Diesen, entweder wolle dieser Mensch einen Mord begehen und habe nur noch nicht den Muth dazu; oder er sei wahnsinnig, und dann wäre die Gefahr für die Schlafende nicht minder groß.

Er schlug daher mit betäubendem Geräusch das Fenster ein, stürzte sich auf den Mann, entwand dem Ueberraschten sogleich das Messer und rief ihm zu: „Was hast Du, Unseliger,

vor?", während er ihn gleichzeitig beim Handgelenke festhielt.

Die Frau war hiedurch erwacht, rieb sich den Schlaf aus den Augen und besah die Situation; unterdessen faßte sich der Mann und sprach: „Setzt Euch ruhig nieder und hört mich genau an, vielleicht könnt Ihr mir einen guten Rath ertheilen." Der Fremde sah ihn erstaunt an, und jener fuhr fort:

„Betrachtet Euch doch diese Frau; habt Ihr je eine schönere gesehen? Das ist meine Frau! So viel Schönheit an ihrem Leib! So viel Schönheit! Aber inwendig häßlich wie die Nacht! Ich kann von ihrer Schönheit nicht lassen, und gerne kann ich sie doch nicht haben! Sagt mir, wie kann ich ihre Schönheit von ihrer Person ablösen? — Helft mir aus diesem schrecklichen Zustand!"

Der Fremde antwortete: „Ihr glaubtet also, Ihr könnt ihre Schönheit mit dem Messer ablösen?"

„Ich weiß nicht, wie es kam; hundertemale hörte ich in mir sprechen: „„Versuch's mit dem Messer! Schneide ganz nahe an der Oberfläche ihre Schönheiten herunter, und lege sie Dir beiseite."" . . Ich konnte diesem Gedanken nicht widerstehen und es drängte mich immer mehr, ihm nachzugeben. . . . Haltet Ihr mich etwa für wahnsinnig? Es kann sein. Man mache mit mir, was man will, mein Leben ist ohnedies kein Leben mehr!"

Der Fremde erwiderte nicht, betrachtete die Frau, und es entstand ein Augenblick tiefster Stille. Die Frau hielt ihre Züge vollkommen unbeweglich, aber aus ihren Augen sandte sie dem Fremden die berückendsten Blicke zu. Er begann, zu zittern; die Frau sah sogleich, es sei Das die Folge ihrer Schönheit, und ihr Antlitz strahlte vor Freude und Stolz.

Plötzlich aber rief er ihr zu: „Abscheuliches Weib, Du verdienst nicht zu leben!", und stieß ihr das Messer in das Herz.

Kaum war das geschehen, so schrie der Mann ihm entgegen: „Du hast mir meine Schönheit vernichtet!", packte ihn bei der Gurgel und erwürgte ihn; dann riß er den Dolch aus dem Herzen der Frau und erstach sich selbst.

Erzählung eines Reisenden.

Gegen Mitternacht kam ich vor dem Gasthofe eines kleinen Ortes an. Die ebenerdige Wirthsstube war noch voll von Gästen; es war gerade ein Feiertag.

„Frau Wirthin, kann ich hier übernachten?"

„Das Zimmermädchen wird bald kommen und wird Sie hinaufführen."

Nach wenigen Minuten trat das Mädchen ein; in Festtagskleidern, das Gesicht von einem großen Tuch umrahmt, dessen Enden um ihren Leib gebunden waren; die Wangen glühendroth. Sie blieb einen Augenblick bei der Thüre stehen, und machte dann, während sie das Tuch loswickelte, und sich im Halbkreise allmählich den Anwesenden zuwandte, Allen eine graciöse Verbeugung; darauf wechselte sie einige Worte mit der Wirthin, zündete eine Kerze an und führte mich, mir ganz nahe bleibend und den Leuchter weit vor sich hinhaltend, in mein Nachtquartier.

Sie machte das Bett zurecht, schloß die Fenster und war dann beim Waschtisch beschäftigt; da ging ich auf sie zu, umfaßte sie und zog sie an mich. Den wassergefüllten Krug in der Rechten, legte sie ihr glühendes Gesicht an das meine, richtete ihre Augen schmachtend auf mich, bis diese, ihrer Spannkraft ledig, unter den Lidern verschwanden, und indem sie ihre vollen heißen Lippen auf meine drückte, folgte ein Kuß voll Leben, Abwechslung und Entwicklung.

„Weshalb glühen Deine Wangen? Und woher kommst Du?"

„Ich kam vom Tanze, heute war Feiertag."

Da sie sich zu sehr gegen mich geneigt hatte, lief das Wasser aus dem Kruge; sie richtete sich schnell auf und lief mit den Worten: „Ich muß jetzt hinunter!" der Thüre zu.

„Bleibe heute Nacht bei mir!"

„Wenn ich die andern Gäste in ihr Zimmer geführt, bin ich wieder da!“

Ich ließ die Thüre ein wenig geöffnet, und hörte sie bald darauf sich nähern; rasch trat ich zur Thüre, sie steckte den Kopf herein und sagte: „Noch nicht, aber in wenigen Augenblicken!“

Sie hielt Wort.

Vor Allem mußte sie den lebenerhöhenden Kuß wiederholen. „Du bist,“ sagte ich nach mehrmaligem Liebesgenuß, „wohl sonst bei Fremden, mit denen Du schläfst, nicht so liebesbedürftig, wie heute nach dem Tanze?“

Sie erwiderte nichts, umarmte mich und küßte mich in Entzückung und von Neuem entzückend.

Rasch war die Nacht verflossen, und früh am Morgen mußte ich zur Weiterreise rüsten. Ich kleidete mich an; das Mädchen schlief noch tief und ruhig.

Ich legte einige Silbermünzen auf den Rand des Tisches, damit sie dieselben beim Aufwachen sogleich finden könne; und als ich nun das Zimmer verließ, sah ich die Schlafende nochmals an, und empfahl mich mit stillem Danke von der Schönen:

„Als ich Dich zum ersten Male sah, hast Du mir sofort gefallen; so lange ich mit Dir zusammenlebte, hast Du mir, ohne jede Enttäuschung gefallen. Nunmehr trennen wir uns auf Nimmerwiedersehen! Niemals werden wir uns bis zu Zank und Hader kennen lernen — Dein und deinesgleichen Andenken bewahre ich dankbar und vergnügt!“

Gährende Kraft eines Geheimnisses.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte auf einem Landgut unfern von Florenz eine verwittwete Dame, die durch ihren, in Allem eigenthümlichen Charakter und ihren überaus freien Lebenswandel weit und breit bekannt war; und die alle, auch noch so glänzenden Anträge zur Wiederverheirathung abwies, obwohl sie, noch in besten Jahren stehend, mit seltener Schönheit und Frische des Körpers und Beweglichkeit des Geistes ausgestattet war.

Sie liebte nämlich ihren einzigen Sohn so sehr, daß sie sich in keiner Weise von ihm trennen wollte; und sie hielt an ihrem Entschlusse fest, sich ganz und ausschließlich seiner Erziehung und Ausbildung, so wie dem für sie überschwenglichen Vergnügen hinzugeben, ihn emporwachsen, sich in das Leben hineinbilden zu sehen, und, wie sie sagte, auf diese Art durch ihr Kind eine neue Kindheit und eine neue Jugend durchzuleben, ohne dasselbe im Geringsten zu verkürzen. Ihr Sohn und einziges Kind war ein harmloser, guter und bescheidener Knabe, gesund und schön entwickelt an Körper wie an Gemüth, stand jetzt in seinem sechzehnten Lebensjahre, und hatte bereits die volle Reife des Jünglings erreicht; da aber sein lebhaft erwachter geschlechtlicher Drang, seiner Erziehung und Beaufsichtigung zufolge, noch in keiner Art Befriedigung gefunden hatte, so bemächtigte sich seiner in letzter Zeit eine auffallende Unruhe; und seine Mutter konnte oft genug bemerken, wie er des Morgens oder in lauer Mondnacht aufgeregt durch den Garten ging, den Kies elastischen Schrittes zerknirschte, wie dabei seine Schulterblätter gleich einer angeschlagenen Glocke vibrirten, und seine Augen leuchteten.

Da sprach die Dame eines Abends zu sich selbst: „Der gute Knabe hat ein Vergnügen sehr nöthig — und er soll es auch haben; besser und für seine Gesundheit zweckmäßiger, als in dieser Weise kann ich ihm aber gewiß nicht dazu

verhelfen!". Und sofort setzte sie sich an ihren Schreibtisch, und schrieb unter heiterem Lächeln mit verstellter Schrift einen Brief, den der Haushofmeister ihrem Sohne Morgens im Garten übergeben mußte, ohne die Ueberſenderin zu bezeichnen.

Der Jüngling öffnete das verſiegelte Schreiben, und las darin Folgendes:

„Es iſt Euch Gelegenheit gegeben, einer Perſon, der Ihr zum größten Danke verpflichtet ſeid, einen Dienſt zu erweiſen und ein Vergnügen zu bereiten; und dies auf eine Weiſe, die Euch keinen Schaden, wohl aber ein gleiches Vergnügen verſchaffen wird. Seid Ihr hiermit einverſtanden, ſo erſcheint heute Abend in der Laube, in welcher Ihr ſonſt zu ſtudieren pflegt."

Während der Knabe, den geöffneten Brief in der Rechten, in wachſender Neugierde im Garten auf und ab ſchritt, kam ſeine Mutter daher, und, gewohnt, vor ihr kein Geheimniß zu haben, zeigte er ihr das Schreiben, und fragte ſie um ihre Meinung. Die Dame, während ſie das Lachen kaum verbergen konnte, bemerkte ihm, er ſolle ganz nach ſeinem eigenen Ermeſſen vorgehen; der Knabe erwiderte, ſie wiſſe wohl recht gut, was da vorgehe, und wollte ihr das Geheimniß abſchmeicheln; ſie aber entwand ſich ſeinen kindlichen Küſſen und Liebkoſungen, rief ihm zu, er möge nun zeigen, daß er ſelbſtſtändig einen Entſchluß faſſen könne und überließ ihn ſeinen Vermuthungen.

Zur feſtgeſetzten Zeit trat er in die Laube ein, und ſeine in derſelben leſende Mutter begrüßend, fragte er ſie, ob jene Perſon bereits hier geweſen ſei. Die Frau erwiderte, jene Perſon ſei ſoeben gekommen und erwarte ihn in ihrem, der Mutter, Gemach.

Sie gingen nun in ihr Zimmer, und daſelbſt angekommen, ſagte Letztere zu dem fragend umherblickenden Knaben: „Jetzt mache mir nur Alles nach, ſo wirſt Du auch alles erfahren," und ſie begann, ſich zu entkleiden. Als aber dieſer die Frau in ihrer natürlichen Pracht erblickte, quiekte er vor inniger Wonne wie ein Mäuschen, und wurde vor freudiger Erregung roth über ſeinen ganzen Körper. Er vergaß jede weitere Frage und konnte nicht müde werden,

die Schönheit der Dame zu betrachten. „Wie ſchön biſt Du!", rief er immer wieder aus, „Davon habe ich ja gar nichts gewußt! Warum machteſt Du mir bisher ein Geheimniß daraus?"

Da die Mutter dieſe Reden hörte, betrachtete ſie ſchweigend und mit von Güte ſtrahlenden Blicken ihr Kind; dann ſagte ſie, während ihr vor Heiterkeit und Rührung Thränen aus den Augen traten: „Du biſt doch ein recht dummer Junge!", nahm ihn dann mit beiden Händen feſt beim Kopfe, küßte ihn mehrmals herzlich ab und ſprach zu ihm: „Möge Dich der Himmel ſtets in ſolcher Reinheit und Schönheit erhalten!", ſtieg darauf ins Bett, der Knabe gleich hinterher und bald darauf bot ſie ihm Das, was ſie ihm im Stillen verſprochen hatte.

Liebe der mannigfachſten Art; Verſtändniß und Belehrung auf der Einen Seite; Trieb, Kraft und Schönheit auf Beiden wirkten einträchtig zuſammen, um den geſchlechtlichen Genuß auf ſeinen höchſten Grad zu ſteigern.

Der Knabe gerieth vor Entzücken außer ſich und führte die kindiſcheſten und ſinnloſeſten Reden; die Frau mußte unmäßig über ihn lachen, und er ſtimmte dann ſelbſt in das Lachen mit ein, und jauchzte dann wieder auf. Und in dieſer Weiſe wechſelten Lachen, Küſſen, Jauchzen und Umarmungen miteinander ab, bis endlich die Dame, befürchtend, der Knabe würde ſich zu ſehr erſchöpfen, ihm ſagte: es wäre nunmehr genug, und ſie hätten jetzt Ruhe nöthig; worauf der Sohn gehorchte, ſtille ſich zur Seite legte und bald darauf, ſeinen Kopf auf ihrem Buſen, ermüdet einſchlief.

Die Dame betrachtete den Jüngling mit unausſprechlichem Entzücken, wiſchte dem Schlafenden den Schweiß vom Geſicht, richtete ihm die verworrenen Haare in Ordnung und küßte ihn auf die frei gewordene helle Stirne.

Bald darauf erwachte er, blickte auf und ſprach:

„So viele Wohlthaten haſt Du mir bis auf den heutigen Tag erwieſen, ſo viele Freuden verſchafft, daß ich ein Mehr nicht für möglich gehalten hätte; nun ſehe ich aber, wie Du meiner von Neuem gedenkſt und mich von Neuem mit Wonne überſchütteſt."

„Süßes Kind," erwiderte die Dame, „ich habe Dir

heute ein Vergnügen bereitet, wie vielleicht noch nie eine Mutter ihrem Sohne bereitet hatte; aber auch Du," fuhr sie fort, als ob sie bei der Sache auch für sich selbst hätte etwas erreichen wollen, obwohl dies durchaus nicht der Fall war, „auch Du hast Deiner Mutter ein Geschenk dargebracht, wie kein Sohn je seiner Mutter noch darbot; denn wisse, die erste männliche Gabe Deiner unverdorbenen Jugend hast Du mir geweiht, und womit Du fremde Frauen in nicht ferner Zeit beglückt hättest, damit hast Du Deine Mutter beglückt!"

Der Jüngling strahlte vor Freude darüber, daß er seiner Mutter etwas Angenehmes, ja Beglückendes, erwiesen habe; diese nicht minder, da sie seinen Sinn für Dankbarkeit und seine Gutmüthigkeit erkannte; und sie konnte sich nicht enthalten, ihn abermals beim Kopfe zu fassen und unzähligemale zu küssen.

„Also warst Du," begann dann plötzlich der Jüngling, sich halb aufrichtend und die Dame mit kindlichem Erstaunen anblickend, „jene Person, der ich zum größten Danke verpflichtet bin und der ich einen großen Dienst erweisen konnte?"

„Daß Du Dich mir zum größten Danke verpflichtet fühlst," erwiderte die Dame, „das wußtest Du stets und gabst mir oft genug Beweise hievon; daß Du mir heute hohe Freude bereitetest, das weißt Du nunmehr, da ich Dich ja dessen versicherte. Nur Dir, geliebtes Kind, war es gegönnt, der Du als Säugling an Deiner Mutter Brust lagst, noch einmal, als Jüngling an ihrem Busen zu liegen und edelstes Wohlgefühl zu erwecken!" Hier stockte sie, denn sie konnte, ohne zu weinen, nicht weitersprechen, war einen Augenblick stille, dann nachdenklich; dann sagte sie in ruhigernstem Tone, während sie starr vor sich hinsah:

„Unsere ganze Zukunft . . . Unsere ganze Zukunft . . . hörst Du mich, mein Kind?"

„Ich höre ja," antwortete der Knabe, „ich höre genau!"

„Unsere Ruhe, unsere Sicherheit wären gefährdet, wenn die Menschen unser Verhältniß, vor dem sie tiefen Abscheu hegen, erfahren würden; sei daher auf Deiner Hut, sprich kein Wort!", und hiebei begann sie mit erschreckter Miene zu flüstern, „Gib ja Acht! es darf Niemand wissen, was wir da miteinander zu thun pflegen!"

Der Sohn versprach sofort, sein Betragen nach ihrem Wunsche einzurichten, fügte aber die Frage hinzu, ob die Art ihres Beisammenseins irgend Jemandem Schaden bringe, da er sonst nicht verstünde, aus welchem Grunde ihr Verhältniß so verhaßt sein könne. Die Dame erwiderte, nach einigen Erklärungsversuchen, die ihn aber nicht befriedigten, es sei nun einmal so; und der Jüngling gab sich, auch ohne das Verständniß der Sache erlangt zu haben, damit zufrieden. Sie trennten sich, kamen auch fernerhin öfter zu gleichem Zwecke zusammen, und die Liebe des Knaben zu seiner Mutter nahm noch immer zu.

Unterdessen wurde es seiner Studien wegen nothwendig, häufig Lehrer aus Florenz kommen zu lassen, und es war hiedurch Gelegenheit geboten, mehr mit Fremden zu verkehren; auch mitunter kleine Feste zu geben, bei denen heitere oder belehrende Gespräche über die Weltbegebenheiten, über Menschen oder deren Meinungen geführt zu werden pflegten. Der Hauptanziehungspunct für die Gäste aus Florenz war jedoch stets die schöne und geistvolle Frau des Hauses. Um sich bei ihr beliebt zu machen, schlugen sie Alle, Jeder in seiner Art, die entsprechend scheinenden Wege ein; sie aber ließ dies Alles in Passivität und steter Heiterkeit an sich vorübergehen.

Ein Töchterchen, dessen sie genas, und das bei den gegebenen Verhältnissen eine lebhafte Forschbegier nach seinem Vater erweckte, wurde nun der Gegenstand immerwährender Vermuthungen und Gespräche.

Das Hausgesinde schrieb die Vaterschaft einem der Florentiner Schöngeister zu, welcher der Dame bei jedem seiner Besuche einen Blumenstrauß und ein neues Sonett durch den Hausverwalter übersandte, während er selbst gewöhnlich im Garten die Erlaubniß zum Eintritt in das Boudoir der Hausfrau abwartete. Der Hausverwalter, dem er stets zuerst die Sonette vordeclamirte, und den er dann um seine Meinung über deren Werth befragte, und ob er glaube, daß durch deren Schönheit und Gedankenreichthum die Dame wohl gerührt werden dürfte; und der auch beobachten konnte, welch lange Zeit oft die Beiden dann beisammen blieben, und dies sich nur auf eine einzige Weise erklären konnte — hielt diesen Dichter

für den Bevorzugten. Er machte ihm gegenüber darauf bezügliche, schmeichelhafte Anspielungen, und verbreitete nach Geburt des Kindes allenthalben die Meinung, nur Jener und kein Anderer könne der Vater sein.

Der Schöngeist legte, wenn man ihm dies andeutete, einen klugen Ausdruck in seinen Blick und erwiderte dann stets: Er werde auf keinen Fall sprechen, denn er wisse, was die Galanterie Damen gegenüber verlange — welche Aeußerung die Anderen eben in ihrer Meinung bestärkte, während die Dame selbst es sehr gerne hiebei bewenden ließ.

Bei einem der nächsten Gartenfeste, der Geburtsfeier des Kindes, zu dem alle Freunde und Lehrer des Sohnes aus Florenz herübergekommen waren, begann der Dichter die geistige Unterhaltung mit dem Vortrage eines neuen und ganz eigenthümlichen Sonetts. Dieses Sonett war nämlich nicht nur am Ende, sondern auch am Anfange der Verszeilen gereimt, und der Verfasser widmete, wie er in einigen einleitenden Worten über die Bedeutung dieser künstlerischen Neuerung bemerkte, die Endreime der Mutter und die Anfangsreime dem Kinde. Mehrere aus der Gesellschaft fanden darin einen tiefen Sinn, und überhäuften den Dichter mit großem Beifall. Ein Anderer glaubte, es sei nicht erlaubt, und verstoße gegen die künstlerische Pietät, durch so kühne Neuerungen geheiligte Formen zu verletzen; worauf wieder ein Anderer einwandte: dann dürfte in vielen Fällen auch die Liebe nicht gestattet werden, denn auch die Liebe verletze oft geheiligte Formen — und die Dame des Hauses schnell hinzufügte: Die Liebe sei oft da, bevor man Zeit hätte, sie zu gestatten.

Die Gäste, die, trotz alles Anscheines harmloser Fröhlichkeit und Gesprächigkeit, immerwährend auf der Lauer waren, das Geheimniß der Vaterschaft mit mehr oder weniger Sicherheit enthüllt zu sehen, fanden in der letzten Bemerkung der Dame einmüthig eine Beziehung, wo nicht eine absichtliche Anspielung, auf den vorliegenden Fall; und, indem sie sogleich dem Drange ihrer neugierig-combinirenden Phantasie — wenn auch nur für einen Augenblick — unterlagen, entstand eine kurze Unterbrechung im Gespräche und eine Stille, die der Hausfrau tief peinlich war. Sie verstand es sehr

wohl, die Gedanken der Anwesenden zu errathen, und tiefer Abscheu und Entrüstung erfüllte sie, Gäste am Tische zu haben, die im Gegensatz zu ihrer heiter lächelnden Miene und ihren süßen Reden, ihr viel mehr Feinde als Freunde schienen. Sie wußte sich aber zu beherrschen, und brachte dennoch rasch die Unterhaltung wieder ins Geleise; war fortan bei ähnlichen Anlässen im Gespräche, die wie Fallen und Schlingen gegen sie dienen sollten, unter großer Anstrengung ihres Geistes auf der Hut, und hob gegen Mitternacht das Fest auf — durch die ganze Art der Unterhaltung und die immer lächelnden und zugleich sie forschend betrachtenden Mienen der Abschiednehmenden tief beunruhigt. Sie wußte nun mit Sicherheit, sie sei von Spionen umgeben; und kam zu der Ueberzeugung, es werde schwer halten, unausgesetzt so sehr auf der Hut zu sein, daß sie das Geheimniß mit sich herumtragen könnte, ohne je sich auch nur in der geringsten Weise zu verrathen.

Sie brachte die ganze Nacht mit unaufhörlichen Betrachtungen ihrer Lage zu, und faßte endlich den Entschluß, sich von dem Drucke ihres Geheimnisses durch Mittheilung desselben an einen anderen Menschen, der ihr nicht gefährlich sein könne, zu befreien. Nach einem Augenblicke ruhigen Schlafs erhob sie sich, fuhr am frühen Vormittage nach Florenz und kam, wie sie es beabsichtigte, zur Stunde der allgemeinen Beichte beim Dominicanerkloster von San Marco vor.

Die Frühmesse war eben beendet, die Kirche beinahe leer. Die Dame saß in einer der Bänke und bemerkte, wie die Mönche, die sich in die Beichtstühle zu vertheilen hatten, aus der Sacristei allmählich herauskamen und sich dann beim Altar zu einer Gruppe versammelten, während der Kirchendiener die Beichtstühle abzustauben begann.

Sie beobachtete die Physiognomieen der geistlichen Männer mit großer Aufmerksamkeit, um jenen mit der harmlosesten Miene zum Beichtvater zu wählen.

Die Mönche sahen sich in der Kirche um, neigten und bückten sich bald nach rechts, bald nach links, um alle Personen sehen zu können, die zur Beichte wollten. Einer von jenen fuhr dann mit dem Zeigefinger nach allen Seiten in

der Luft herum, um die Beichtkinder zu zählen, und sagte, als er damit zu Ende war, zu seinen Collegen, in ganz leisem Tone: Er müßte in der That hier im Kloster vor Langeweile vergehen, wenn das bischen Beichte nicht wäre; so aber ersetze ihm glücklicherweise das Beichtehören: Wirthshaus, Gesellschaften und Volksfeste zusammengenommen; und er habe sich auch schon öfter überzeugt, daß er Florenz besser kenne, als alle Florentiner, die Mitglieder der Signoria mitinbegriffen. Die Andern, denen er während der Rede die Dose herumreichte, lachten herzlich; er schloß dann die Dose, schnalzte mit dem Finger auf den Deckel, und mit den Worten „Nun wollen wir sehen, was es heute Neues gibt!" nahm er seine Kutte mit den Händen etwas in die Höhe, und eilte, so schnell er bei seiner Dicke eben konnte, watschelnd in den Beichtstuhl.

Die Dame, die die feiste Gestalt dieses Geistlichen und sein behagliches Lachen beobachtet hatte, faßte sofort Zutrauen zu ihm, und beschloß, ihn zum Beichtvater zu wählen, eilte ihm nach und ließ sich auf ein Knie nieder. Der Mönch drückte sein Ohr fest an das Gitter, öffnete um besser zu hören, den Mund, und die Dame begann: „Ehrwürdiger Vater, ich habe Euch eine Mittheilung zu machen, dergleichen Ihr noch nie gehört habt."

Der Mönch rückte auf seinem Sitz noch dichter an das Gitter heran.

„Ich bin Wittwe und lebe auf meinem Gute unfern Florenz mit meinem einzigen Sohne, den ich über Alles, den ich ganz unaussprechlich liebe. Und nun wisset denn, ohne daß ich Euch hier sagen kann, wie es kam — daß ich mit ihm öfter wie Frau und Mann verkehre; er ist hiebei wohl bewahrt und glücklich, ich desgleichen, und Reue fühle ich nicht!"

„Doppelte Todsünde!" rief der Geistliche mit glühendem Gesicht und weit aufgerissenen Augen, „Was führt Euch denn hieher? Furchtbare Sünderin?!"

„Ich kam nicht hieher," fuhr die Dame fort, „um Absolution zu erhalten, denn ich sehe keine Sünde dabei; aber das Geheimniß drückt mich zu sehr, und ich will mich durch dessen Mittheilung von seiner Last befreien; denn ich käme

ſonſt leicht in Gefahr, durch zu große Achtſamkeit am Ende zu ermüden, und unachtſam zu werden. Ich vertraute Euch deswegen an, was vorgegangen; weiß ich doch auch, daß Ihr, ehrwürdiger Vater, durch das Beichtgeheimniß daran gehindert ſeid, mich zu verrathen!"

Der Mönch, der vor Aufregung einen Augenblick ſprachlos blieb und deſſen Antlitz Feuer ſprühte, faßte ſich endlich, gewann dann ruhigeren Athem, und, während die Dame ihn mit geſpannter Aufmerkſamkeit anſah, ſprach er: „Wenn Ihr bereut hättet, ſo wär's eine Beichte geweſen; da Ihr nicht bereut, ſo war es, wie Ihr ſelbſt ſagtet, nur eine Mittheilung! Ich habe kein Beichtgeheimniß übernommen, kann alſo keines verrathen, und ſofort," ſchrie er nun, ſich vom Sitze erhebend, „bringe ich dieſen erſchütternden Fall vor unſeren Prior; Ihr aber bleibt unterdeſſen hier!"

„Was ſoll das bedeuten?", fragte die Dame, am ganzen Leibe zitternd, „Scherzt Ihr mit mir?" Und da der Mönch ihr gar nicht antwortete und ſich zum Weggehen anſchickte, rief ſie aus: „Bin ich denn freiwillig hiehergekommen, um mich Euch zu überliefern?"

„Gott", antwortete der Mönch, der einen Augenblick ruhig ſtand und die rechte Hand mit ausgeſtrecktem Zeigefinger in die Höhe richtete, „Gott, und nicht Euer freier Wille hat Euch hieher geführt, und mich armen Unwürdigen hat er zu ſeinem Werkzeug auserkoren!"

Bei dieſen Worten trat der Dame Angſtſchweiß auf die Stirne.

„Um Gotteswillen, habt Erbarmen, Ihr ſetzt mein Leben und das meines Kindes aufs Spiel!", rief ſie aus, begann zu weinen und erwartete, händeringend, in ſeinen Mienen Zeichen von Erbarmen zu entdecken. Sie vertraute auf das fröhlich ſchmunzelnde und feiſt runde Geſicht, das ihr beim erſten Anblick ſo harmlos, ja gutmüthig erſchienen war; ſie ſuchte und forſchte in ſeinen Zügen, ob nicht denn doch ein Strahl ſeiner, wie ſie meinte, gewiß guten Natur hervordringen werde — allein wie furchtbar wurde ihr zu Muthe, als ſie jetzt ein ganz anderes Geſicht vor ſich ſah! Sie bebte an allen Gliedern, behielt kaum noch ihr Bewußtſein, wurde dann plötzlich leichenblaß, und ſagte dann, mit zittern-

der Hand in ihrem Busen nach irgend etwas suchend, mit heiserer Stimme:

„Wenn dem so ist, so habe ich Euch noch eine weitere Mittheilung zu machen."

„Ohne Reue keine Beichte und ohne Beichte kein Erbarmen!", sagte darauf der Geistliche, und setzte sich wieder in den Beichtstuhl.

Sie, für welche diese Aufforderung zur Reue keinen Sinn und keine Bedeutung hatte, hörte kaum auf diese Worte, und erwiderte: „So gebt denn Acht, ehrwürdiger Vater!"; worauf der Mönch sein Ohr wieder so dicht als möglich an das Gitter preßte; die Dame aber, mit einem Dolche weit ausholend, denselben durch eine der Gitteröffnungen, mit geschickter Gewalt dem Mönch in's Ohr und tief in den Kopf hineinstieß. Er gab keinen Laut von sich, mit aus dem Ohre herausragendem Dolchgriff polterte er vom Sitze auf den Boden des Beichtstuhls herab; die Dame kniete, das Gesicht in ihren Händen verbergend, regungslos, einen Augenblick zwischen Wirklichkeit und Traum schwebend; erhob sich dann rasch, und schritt aus dem Kloster ihrem draußen wartenden Wagen zu.

Tief in die Ecke des Wagens gedrückt, begann die Frau allmählich aus ihrer Betäubung zu erwachen; ein fahles Licht beleuchtete ihr nunmehr alle Einzelheiten des Vorfalles, es wurde Alles immer größer und größer, bis endlich das Ereigniß so groß dastand und so aufgeschwellt war, daß es in ihrem Kopfe nicht mehr Raum genug hatte.

„Das," murmelte sie vor sich hin, „war doch nur ein wildes Thier, das ich vorhin erlegt habe! Was habe ich denn verbrochen? Ich habe mich dem Mönch anvertraut, und er wollte sofort mir das Leben nehmen, weil er eine gewisse Meinung über mein Betragen hat. Was kümmert denn mich seine Meinung? Gewiß werden sie sagen, ich sei eine Mörderin. Und es war doch nur Nothwehr? Ihr Herren von der Rathsversammlung, bedenket doch meine Lage! Ist das nicht unerhörte Gewalt? Er soll mich um mein Leben bringen können, weil er eine andere Meinung über unsere Liebe hat als ich? . . . Wem habe ich Böses damit gethan? Und was gehen mich denn seine Meinungen an? Oder die Meinungen von irgend jemand Lebendigen oder Todten? Soll ich ihret-

wegen leiden? . . . Nein, ich habe nur ein wildes Thier erlegt; in den Apenninen bin ich einem wüthenden Wolf begegnet, den mußte ich doch tödten?"

„Ja, das ist sie," rief in diesem Augenblick ein Reiter, öffnete den Wagenschlag; und nachdem sich zwei bewaffnete Männer hineingesetzt hatten, fuhr der Kutscher auf Anordnung des Reiters vor den Palast des Gonfaloniere der Gerechtigkeit. Während die Frau, ihren Vorruf zum Verhör erwartend, auf dem Boden der Gefängnißzelle kauerte und jammernd die Hände rang, gerieth sie plötzlich durch den Gedanken an ihren Sohn in eine immer mehr steigende Aufregung. Sie erinnerte sich an seine damalige Frage: „Thun wir denn Jemandem wehe mit unserer Liebe?" Dann bedachte sie, daß sie ihn nun allein in der Welt zurücklassen müßte, und sogleich nach diesem Gedanken zuckte sie unter einem neuen Gedanken auf, nämlich dem an das Schicksal, das vielleicht auch ihm durch das Urtheil des Gerichts bevorstehe. Hiedurch wurde sie so furchtbar erschüttert, daß sie ganz an sich selbst vergaß, ruhig wurde, und nunmehr nur die Eine große Aufgabe vor sich sah, durch größte Wachsamkeit, Geistesgegenwart und Klugheit während des Verhörs ihr Kind vor einem schrecklichen Ende zu bewahren.

Es war auch in der That beim Verhör nichts mehr aus der Frau herauszubringen, als ihr Geständniß, den Beichtvater erstochen zu haben; obwohl man ihr die Möglichkeit vorhielt, ihr Leben zu retten, wenn sie die Veranlassung des Mordes angäbe. Und als endlich alle Versuche, alle Drohungen und auch jeder sanfte Zuspruch vergeblich blieben, erhob sich der Vorsitzende, und sagte: Man hätte hier den seltenen Fall eines Mordes aus bloßer Mordlust vor sich, und noch dazu an einem Geistlichen und in einer Kirche; es müsse nur reine Mordlust sein, da doch nichts die Weigerung erklären könne, sich zu rechtfertigen, als die Unmöglichkeit, irgend einen Grund oder auch nur Vorwand mitzutheilen; und er fügte die Frage hinzu, ob nicht aus diesem Grunde und da jetzt Florenz ein Königthum Jesu sei, die Hinrichtung in ganz besonderer Weise vorgenommen werden sollte. Worauf die Rathsversammlung sich von ihren Sitzen erhob und ihre einmüthige Zustimmung ausdrückte, und die Frau krampf-

haft auflachend, ausrief: „Ihr könnt mit mir machen, was Ihr wollt, wenn nur mein Sohn aus dem Spiele bleibt!“

Bei diesen Worten blieben die Räthe, die schon im Weggehen begriffen waren, plötzlich regungslos in ihren Stellungen. Der Eine begann dann: „Was sagte die Frau?“ Der Andere: „Was kann sie nur meinen?“ Ein Dritter: „Welch' seltsame Rede?“ — bis, in der allgemeinen Bewegung, der Prior von San Marco, ein Mann von größtem Ansehen in Florenz, Namens Girolamo Savonarola, seine mächtige Stimme erhob und ausrief: „Ich sehe das Gräßlichste vor mir, hier ist mehr als hundert Morde!“, und sofort eine neuerliche Untersuchung für nothwendig erklärte. Sie setzten sich nochmals nieder, und da die Frau, ihre eben ausgesprochenen Worte jetzt erst hörend, mit einem durchdringenden Schrei wie todt hinfiel, wurde Savonarola beauftragt, schnellstens den wahren Sachverhalt auszuforschen.

Dieser fromme Mönch hatte aber bereits seit längerer Zeit in ganz Florenz unter Männern, Frauen und namentlich unter Kindern ein Spioniersystem eingerichtet, um über Aller Privatleben genau unterrichtet zu sein, und als strenger Sittenrichter auftreten und strafen zu können; es war ihm daher ein Leichtes, über die Vorgänge in der Villa der Dame von Florenz stark Verdächtiges herauszubringen.

Die Rathsversammlung tagte abermals, Savonarola berichtete über die Ergebnisse seiner Nachforschungen; man schickte sofort nach dem Sohne der verhafteten Dame, nahm ein Verhör mit ihm vor, und aus dem unerfahrenen, naiven Jüngling wurde ohne Mühe Alles herausgebracht, was er nur selbst wußte.

Der Mönch stellte nun den Antrag, Mutter und Sohn als zwei unsittliche Scheusale und Gotteslästerer, dem alten Testamente entsprechend, zu steinigen, oder den gegenwärtigen Zeitverhältnissen gemäßer, zu verbrennen. Wohingegen die Mitglieder der Zünfte den Sohn als unschuldig Verführten von jeder Strafe freisprechen wollten; und ein hoher, wenn auch noch junger, Beamter der zweiten Kanzlei der Signoria, der diesmal wegen des schweren Falles der Rathsversammlung beigezogen war, Nicolo Macchiavelli mit Namen, behauptete: Die Mutter sei eine überwiesene Mörderin

und solle demgemäß gerichtet werden; was sie jedoch mit ihrem Sohne gethan, gehöre nicht in das öffentliche Recht.

Als dann Savonarola auf die sittliche Schädigung des Staates aufmerksam machte, wenn kein Exempel statuirt würde, und darauf hinwies, daß beim Einreißen von derlei Verhältnissen die Säfte der Bevölkerung verderben und der Staat zu Grunde gehen müßte, erwiderte Macchiavelli: Er wolle das Letztere dahin gestellt sein lassen; es sei überdies eine höchst seltene Ausnahme, daß die Mutter eines erwachsenen Sohnes noch so schön und rüstig sei, wie die verhaftete Dame; und eine noch viel seltenere Ausnahme wiederum sei es, daß unter diesen Müttern Eine die besondere Laune oder irgend einen den Anderen unbekannten Beweggrund habe, mit ihrem Sohne zu schlafen. Wolle man aber einen Ausnahmsfall stets ins Allgemeine deuten und darnach strafen, so sei Niemand vor dem Richtschwert sicher, und wahrscheinlich, trotz aller seiner Frömmigkeit, der Prior von San Marco selbst nicht."

Dieser entgegnete wiederum: Er glaube da, einen Borgia zu hören; sprach dann von der allgemeinen Sittenverderbniß der Stadt Florenz, citirte mehrere Stellen des alten und neuen Testaments, und gerieth nach wenigen Augenblicken in jenes Feuer der Rede, das im Dominicanerkloster von San Marco seine Predigten gewöhnlich so hinreißend machte.

Dieses Feuer der Rede, ferner dessen Hinweis auf das Eintreffen seiner Prophezeiung jenes Zuges Carls VIII. nach Italien, weitere düstere Vorhersagungen, die bekannte Uneigennützigkeit seines Charakters, und ganz besonders das abwechselnde Heben und Senken seiner Stimme — brachten schließlich alle Anwesenden, ausgenommen jenen Beamten der zweiten Kanzlei, auf seine Seite.

Der Aelteste der Tuchmacherzunft erhob sich mit den Worten: „Ehrwürdiger Bruder, dem göttlichen Recht soll sein Genüge geschehen!" Die Anderen wiederholten diese Worte; und da der Mord in Savonarolas Kloster begangen worden war, so wurden ihm, als Prior, die Vorbereitungen und speciellen Anordnungen für den Feuertod der beiden Verurtheilten überlassen.

Der dankbare Lastträger.

Unter allen Lastträgern beim großen Bazar in Damaskus ging es am allerschlechtesten einem jungen Menschen, Namens Mustapha.

Diesem fehlte nämlich die Gabe, sich bemerkbar zu machen, in solchem Grade, daß er von den Kaufleuten fast gar nicht gesehen wurde. Er war klein, ohne Bart, verstand es nicht, sich zur rechten Zeit laut anzubieten, und in Folge dessen bekam er nur dann etwas zu thun, wenn schon alle andern Lastträger, mit Waaren bepackt, davon gegangen waren.

Bei der Unansehnlichkeit seiner Gestalt und bei seiner Ungeschicklichkeit in Allem, wozu er sich anstellte, schenkten ihm die anderen Lastträger ebenso wenig Beachtung, wie die Kaufleute.

Während jene, wenn gerade keine Arbeit für sie war, über alle Ereignisse in Damaskus, über den Chalifen und seinen Hof, über Frauen und über ihre eigenen Familienangelegenheiten miteinander zu plaudern pflegten, wendeten sie sich nie mit Einem Wort an Mustapha, und ließen ihn im Hintergrund allein stehen.

Das geringe Einkommen, das kaum für die Nothdurft des Lebens hinreichte, und das Benehmen der anderen Träger bewirkten in dem Gemüthe Mustaphas eine solche Traurigkeit, daß er froh war, wenn er Abends seinen Platz vor dem Bazar verlassen und nach Hause gehen konnte, um sich ungestört seinem Trübsinn hinzugeben.

Er wohnte bei einer sehr armen Wittwe, deren Knabe noch in die Schule ging; und da saß nun Mustapha meistens stundenlang auf einem kleinen Kasten, in dem seine geringen Habseligkeiten enthalten waren; wobei er bald starr vor sich hinblickte, bald mit der Wittwe ein kurzes Gespräch zu führen suchte, und mitunter geschah es auch — und das freute ihn am meisten — daß der Knabe ihm, wenn auch nur für kurze Augenblicke, einige Aufmerksamkeit schenkte.

Gelernt hatte Muſtapha gar nichts; und da intereſſirte es ihn denn ganz beſonders, wenn der Knabe ſeine Aufgaben machte, und er hörte ihm ſtets ſehr aufmerkſam zu, wenn er aus ſeinem Schulbuche zu leſen verſuchte. —

Einmal ſaß der Laſtträger wieder traurig auf ſeinem Kaſten, als der Knabe ſein Buch hernahm und ſich bemühte, einzelne Sätze daraus herzuſagen; da er aber über das Buchſtabiren kaum hinaus war, ſo koſtete es ihn große Mühe, irgend etwas zuſammenhängend zu leſen; und es dauerte daher immer ſehr lange, bevor er einen ganzen Satz in Einem Zuge laut vor ſich hinſprechen konnte.

Nach langer Bemühung brachte der Knabe endlich folgenden Satz zu Stande, den er dann fließend und laut vor ſich hinſprach:

„Vor Kurzem noch war Dein Herz bedrängt, jetzt aber legt ſich kühlender Trank an Dein bedrängtes Herz.“

Muſtapha, der zuerſt die einzelnen Worte, ohne jede Betonung, vom Knaben oft wiederholen hörte, hatte anfangs nicht auf ſie geachtet; jetzt aber, wo der Satz in ſeiner ganzen Pracht hervortrat, bemächtigte ſich ſeiner ein eigenthümliches Wohlgefühl, wie er es bisher in ſeinem ganzen Leben noch nicht gekannt hatte.

„Lies doch den Satz noch einmal!“, ſagte er zum Knaben; worauf dieſer erwiderte: „Ich kann ihn ſchon gut genug leſen, wozu ihn wiederholen? Lieber will ich jetzt einen anderen lernen.“

Der Laſtträger bat den Knaben nochmals, den Satz ſchön laut und deutlich aufzuſagen; da aber der Knabe nicht nachgeben wollte, und Muſtapha nicht leſen konnte, alſo auf deſſen guten Willen angewieſen war, ſo wollte er dem Knaben ein Geſchenk verſprechen, wenn er den Spruch wiederhole. Aber er erinnerte ſich, daß er ja kaum zu leben habe, alſo ſein Verſprechen nicht würde halten können; er ſtand daher von ſeinem Koffer auf, ging hinaus zur Mutter des Kindes und bat ſie, ſie möge dem Knaben auftragen, jenen Satz noch einmal laut zu leſen, da er ihn gerne auswendig lernen wolle, was ihm nach bloß einmaligem Hören nicht möglich ſei.

Die Wittwe that ihm den Gefallen recht gerne, und der Knabe schickte sich an, wieder zu beginnen. „Laut, deutlich und ganz langsam!", rief ihm noch schnell Mustapha zu, und der Knabe las abermals:

„Vor Kurzem noch war Dein Herz bedrängt, jetzt aber legt sich kühlender Trank an Dein bedrängtes Herz."

Da fühlte der Lastträger eine noch größere Wonne als früher, wo er den Satz zum erstenmale gehört; er faßte die Hoffnung, und war immer mehr davon überzeugt, daß ihm irgend etwas höchst Angenehmes widerfahren werde, ohne zu wissen: warum, und ohne jede Vorstellung: woher.

Eine Zeit lang war er in diesem Wohlgefühl so versunken, daß er gar nicht merkte, was um ihn her vorging, und auch nicht hörte, wie der Knabe sich bereits mit einem neuen Satz plagte.

Bald darauf las dieser in schönem Flusse aus seinem Lesebuch, voll Freude, daß er einen neuen Satz zusammenbrachte, und ohne das Geringste davon zu verstehen, laut und deutlich:

„Wenn des Mannes Ruf makellos, so ist jedes Gewand schön, das ihn einhüllt."

Mustapha erwachte dadurch wie aus einem Traum und sprang erregt von seinem Sitze auf. „Lies schnell noch einmal!", rief er dem Knaben zu, und sah ihm in das Buch, als ob er dadurch besser hören oder verstehen könnte, und der Knabe las den Satz zum zweitenmale.

Der Lastträger setzte sich wieder auf seinen Kasten, vergrub sein Gesicht in seine Hände und weinte.

Und er erwachte abermals aus seiner wehmüthigen Freude, als der Knabe einen neuen Satz in schönem Zusammenhange las:

„Ich ging den Weg hinan, da traf ich ein Mädchen, das Blätter kaute. Ist das Deine Speise?, fragte ich. Nein, antwortete das Mädchen, das sind Kaatblätter; Speise sind sie nicht, denn sie nähren nicht, aber sie machen das Herz glücklich!"

Mustapha konnte vor Wonne nicht an sich halten; er ging auf den Knaben zu und küßte ihn so innig, als ob dieser

den Satz verfaßt hätte; und da das Kind unter den vielen Küssen nicht wußte, wie ihm geschah und laut zu weinen anfing, kam die Mutter besorgt herein, ließ sich vom Lastträger erklären, was vorgegangen war, und nachdem sie den Knaben beruhigt hatte, fragte sie Mustapha: „Was habt Ihr denn heute? Welches Glück ist Euch begegnet? Hat vielleicht ein reicher Kaufmann Euch für morgen einen großen Auftrag versprochen? Oder seid Ihr etwa gar Groß-Vezir geworden?"

„Nein, meine liebe Frau," antwortete der Lastträger, „dies Alles ist es nicht, aber erklären kann ich es Euch auch nicht, ich kann nur sagen: Mir wurde das Herz glücklich."

Da die Wittwe den Sinn dieser Worte nicht verstand, ging sie wieder an ihre Arbeit in den Hof hinab; der Knabe, der für diesesmal genug gelernt hatte, klappte mit großem Vergnügen sein Lesebuch zu, und Mustapha setzte sich auf seinen Kasten, träumte vor sich hin und sprach den ganzen Abend kein Wort. Er konnte die ganze Nacht hindurch nicht schlafen und verbrachte die Stunden mit Nachdenken darüber, wer eigentlich jene schönen Sätze gemacht habe, die ihm so viel Wonne bereitet hatten. „Jedenfalls muß das ein sehr merkwürdiger und guter Mann sein!", sprach er zu sich, „Ich will den kennen lernen, der mir eine so große Wohlthat erwiesen hat; ich werde nachfragen, wo er wohnt, ihn besuchen und mich bei ihm bedanken; denn so ziemt es sich." Als nun der Knabe des Morgens in die Schule ging, bat ihn Mustapha, er möge ihn mitnehmen, denn er habe mit seinem Lehrer noch vor Beginn der Lehrstunden etwas sehr Wichtiges zu sprechen.

Der Lastträger und der Knabe kamen bald vor dem Hause des Lehrers an, und als der Knabe sich dann entfernen wollte, um zu seinen Mitschülern zu eilen und mit ihnen noch vor Schulbeginn zu spielen, bat ihn Mustapha, er möge ihm noch vorher die Inschrift laut vorlesen, die da über der Thüre des Gelehrten zu sehen war.

Da las der Knabe folgenden Satz vor:

Störe einen Schlafenden nicht; Du bringst ihn um seine Ruhe und vielleicht um seine glücklichsten Augenblicke —

Störe den Denkenden nicht, denn Du

raubst ihm die höchste Wonne, und der Welt ihren größten Segen.

Als das Mustapha hörte, traute er sich nicht, einzutreten; der Knabe lief davon, und eine geraume Zeit ging der Lastträger vor der Thüre unentschlossen hin und her. Schon wollte er umkehren, da kam ihm der Gedanke: „Wenn ich jetzt weggehe, so komme ich nie dazu, zu erfahren, wer die schönen Sprüche gemacht hat; ich kann ihm nicht danken und dann verbringe ich mein ganzes Leben als ein Undankbarer!", und dieser Gedanke gab ihm so viel Muth, daß er rasch die Klinke ergriff und in das Zimmer des Gelehrten eintrat.

Da saß nun ein steinalter Mann, mit weißem herabwallenden Bart; an den Wänden umher war alles voll von Büchern. Der Greis blickte ganz vertieft in ein großes, vor ihm liegendes Buch, und seine Augen leuchteten; er wendete seinen Blick und fragte Mustapha: „Was willst Du von mir?"

„Ich bin Mustapha, der Lastträger vom großen Bazar", erwiderte dieser, „und ich bin hieher gekommen, um Euch zu fragen, von wem die schönen Sprüche stammen, die ich gestern gehört habe; denn ich möchte mich gerne bei ihm bedanken."

Und da Mustapha auf Befragen die drei Sätze aus dem Lesebuch des Knaben vorbrachte, erwiderte der Gelehrte: „Diese Sprüche sind gewiß sehr schön, und sie stammen von Schamanel."

„Und wo wohnt Schamanel?"

„Schamanel ist bereits über sechshundert Jahre todt, Friede sei mit ihm!"

Der Lastträger wurde über diese Mittheilung sehr traurig und sprach: „Dann kann ich mich also nicht mehr bei ihm bedanken! Und das wird mich mein Leben lang bedrücken, denn was habe ich Schamanel Gutes gethan, daß er mir so viel Glück bereitet hat?"

„Schamanel und seines Gleichen", erwiderte der Gelehrte, „verlangen keinen anderen Dank, als daß man sich ihrer Gaben erfreue; ein rechter Dichter verlangt nicht mehr."

„Ein Dichter? Ein Dichter?", rief Mustapha aus, „Was ist das ein Dichter? Von solchen Menschen habe ich noch niemals gehört."

Der Greis schwieg eine Weile und sah den kleinen Lastträger mit gutmüthigem Lächeln an, dann sagte er:

„So wie Du, Mustapha, den Menschen dienst, wenn Du die Waaren der Kaufleute in die Stadt besorgst, und mit Deiner Kraft und Geschicklichkeit, wie Du sie eben hast, Nutzen in der Welt stiftest; so dienen die Dichter den Menschen, indem sie Sprüche erfinden und Bücher schreiben, die den Leser erfreuen. Die Menschen mit ihren Schriften zu erfreuen, das ist die Geschicklichkeit und der Beruf der Dichter. Ein solcher war auch Schamanel, und wegen seiner guten Gaben lebt er gewiß selig im Paradiese."

„Dann segne der Allmächtige alle Dichter!", rief der Lastträger aus, „dann ist ja Dichten der schönste Beruf, den ein Mensch nur wählen kann!"

„Kannst Du lesen?" fragte darauf der Gelehrte.

„Das kann ich nicht, ein Knabe las mir jene Sprüche aus seinem Lesebuche vor."

„Dann tritt in meinen Dienst, ich kann Dich sehr gut brauchen," sagte der Gelehrte, „Du wirst meine Bücher in Ordnung halten, mir welche herabreichen oder hinaufstellen, so, wie ich sie Dir bezeichnen werde; denn mir wird das schon schwer, ich bin bereits alt und schwach. Vorher will ich Dich aber im Lesen und Schreiben unterrichten; dann wirst Du Dir auch die schönsten Sprüche herausſuchen, für Deinen Gebrauch aufschreiben und zusammenstellen können; Du wirst dann nicht mehr nöthig haben, einen Knaben zu suchen, der Dir vorliest, und kannst Dir alles Schöne selbst lesen und wieder lesen, so oft es Dir nur gefällt!"

Bei einem Freudenmädchen.

Zwei junge Studierende spazierten eines Abends, voll von Lebensfreude, durch die glänzend beleuchtete Hauptstraße einer großen Stadt, als sie ein junges Freudenmädchen bemerkten, das ihnen öfter nahe kam und mit den Augen und liebreizendem Lächeln zuwinkte.

„Dieses Mädchen täuscht uns nicht," sagte der Eine, „es ist in der That so schön, wie es uns jetzt erscheint; ich kenne sie. Gönne dir, Freund, das Vergnügen und gehe mit ihr."

Der Andere freute sich dieser Mittheilung, dankte seinem Freunde, empfahl sich von ihm und folgte dem Mädchen, das ihn sogleich hinter sich bemerkte, und mit graciösen und schnellen Schritten vorausging.

Während sich das Mädchen entkleidete, durchrieselte den jungen Mann das Vergnügen ihres Anblicks; er küßte ihren Mund, ihre Augen, ihren Busen; als sie ihre Arme entblößte, küßte er ihre Arme, und vor Wonne biß er leicht in die schön geschwellten Muskeln.

„Erlaube mir das!", sprach er zu ihr, „Wenn es dir auch wehe thun sollte; ich weiß ja nicht, wie ich deinen schönen Arm genießen soll."

„Freue dich nur!", antwortete das Mädchen lächelnd, „Freue dich nur und genieße mich."

„Mein Freund rühmte mir deine Schönheit," fuhr der junge Mann fort, „er hatte wirklich allen Grund dazu; und ich will dich ebenfalls, meine Schöne, allen meinen Freunden und Bekannten gegenüber rühmen; sie sollen Alle sich mit Dir erfreuen," und dabei küßte er sie wieder recht lebhaft, bald dahin, bald dorthin. Das Mädchen lächelte vergnügt über dieses Versprechen und sagte mit schalkhaftem Ernst: „Ihr seid am Ende in mich verliebt?"

„Gewiß!“ gab der Student lachend zur Antwort, „Nimmst Du mich etwa nicht als Liebhaber an? Du wirst mich doch wohl einlassen, wenn Du mich schmachten siehst?“

„Ich schwöre Dir's!“, sagte das Mädchen mit feierlichem Tone und spitzbübischem Blicke; und so sprachen und lachten sie weiter, und erst spät in der Nacht verließ der junge Mann das reizende Mädchen, von der leidenschaftslosen Wonne an Gemüth und Leib erfrischt.

Das Mädchen sperrte sodann ihre Zimmerthüre ab, überzählte mit heiterer Miene das erhaltene Geld und legte es vergnügt in ihre Lade.

Kaum war das geschehen, als es an ihrer Thüre klopfte.

Sie öffnete, und es trat ein etwas bejahrter Mann in das Zimmer, der ein sehr würdiges Aussehen hatte, und dem zugleich Güte und Menschenfreundlichkeit aus dem Gesichte leuchteten.

Das Mädchen, an die verschiedenartigsten Besuche gewohnt, lud ihn ein, sich auf das Sopha zu setzen, nahm neben ihm Platz und machte ihrem Gaste die liebenswürdigste Miene.

„Ich bin nicht gekommen,“ begann der Fremde, „Deine Reize zu genießen, mein schönes Kind; ich komme in viel edlerer Absicht zu Dir, und wenn Du sie kennen wirst, magst Du Dich wohl Dein Leben lang mir zu Dank verpflichtet fühlen — obwohl ich nicht des Dankes wegen thue, was ich eben an Dir thun will.“

Das Mädchen blickte dem Manne mit sehr neugieriger Miene in's Angesicht, und dieser fuhr fort:

„Du weißt, wie sündhaft bisher Dein Lebenswandel war, und in welchem Grade Du von allen Menschen verachtet wirst. Nun denn, ich will mich Deiner annehmen, Dich unterstützen und wieder auf den Pfad der Tugend führen. Glaube aber ja nicht,“ setzte er hinzu, als er bemerkte, daß ihn das Mädchen jetzt schalkhaft mit großen Augen ansah, „glaube nur ja nicht, in mir einen Bruder-Scheinheiligen zu finden, der in Dich vernarrt ist und Dich gerne allein genießen möchte. Was ich thun will, soll nur aus Mitleid mit Deiner Schwäche geschehen, und bloß in der Absicht, Dich wieder vor Gott und Menschen wohlgefällig erscheinen zu lassen!“

Der Ton, in dem er Das ſagte, war ſo gerührt, ſeine Haltung und ſein Geſichtsausdruck ſo milde, daß das Mädchen überzeugt wurde, daß er dies Alles tief ernſt nehme; und während ſie in eigenthümliche Aufregung gerieth, kreuzte ſie ihre Arme, richtete ihren Kopf ſtolz in die Höhe, beugte ſich dann ein wenig zurück und ſagte mit lauter Stimme und feſter Betonung: „Erklärt Euch näher!"

„Vor Allem, mein Kind," fuhr der Mann fort, „ſei Dir alles Bisherige aus aufrichtigem Herzen verziehen; ich ſelbſt verzeihe Dir ſchon heute, und alle Anderen werden, wenn Du meinen Rathſchlägen folgen und Deinen bisherigen Lebenswandel aufgeben wirſt, Dir gewiß ebenfalls verzeihen."

Das Mädchen erbleichte, ſchüttelte, die Arme noch immer gekreuzt, ihren Kopf, ſchoß Blitze aus ihren Augen, und ſprach mit heiſerer Stimme und vor Zorn bebenden Lippen: „Erklärt Euch näher, ich verſtehe Euch noch immer nicht!"

Der Fremde ſah ſie einen Augenblick erſtaunt an und knickte ein wenig zuſammen; er begann, ſich klein zu fühlen, ohne zu wiſſen, warum, und bekam beinahe Furcht vor dieſem Mädchen.

Er nahm alle ſeine Kraft zuſammen und ſagte: „Faſſe Zutrauen zu mir! Wenn auch die Menſchen in der Regel unnachſichtig ſind, ich, der ich ſeit Langem die Sünder aufſuche, um ſie auf den rechten Weg zu bringen, ich kenne die ſchwache und ſündhafte Neigung unſerer Natur. Ich verdamme Dich nicht, wie es die Anderen thun; ich ſehe Dir alles Bisherige nach, es iſt für mich, wie nicht geſchehen, und aus vollem Herzen verzeihe ich Dir!"

„Wa — a — a — a — as?", ſchrie, wüthenden Blickes, das Mädchen, ſchnellte vom Sopha empor und ſprang, mit beiden Füßen zugleich aufſtampfend, auf den Fußboden, daß die Scheiben klirrten und der Fremde erſchreckt zuſammenfuhr.

„Was? frage ich nochmals? Was hat man mir zu verzeihen? Wer hat mir etwas zu verzeihen? — Und hiebei gab ſie dem Mann eine Ohrfeige um die Andere, „Wer hat, frecher Menſch, Dir das Recht gegeben, mir zu verzeihen? Zum Teufel," ſchrie ſie immer lauter, ſtampfte mit dem Fuße und gab dem Fremden unaufhörliche Backenſtreiche bei jedem ihrer leidenſchaftlich hervorgeſtoßenen Sätze. „Was habt Ihr

mir zu verzeihen? Ihr Dummköpfe, Ihr Lumpenseelen! Habe ich gemordet? gestohlen? gelogen? betrogen? verleumdet? geheuchelt? geschmeichelt? Was habe ich gethan? Du, alberner Mensch, willst mich bessern? Wodurch habe ich gesündigt?... Weil ich Euch Vergnügen mache? Bringe ich Schaden oder Unglück in die Welt? Besucht man mich etwa, um zu trauern? Stifte ich Unfrieden unter Euch? Habe ich meine Eltern und Geschwister weniger lieb, als Ihr die Eueren? Schadet es Jemandem, wenn sich die ledigen Leute bei mir erfreuen? Hindere ich die verheiratheten Männer, ihre Familie so gerne zu haben, wie sie nur wollen, weil sie eine halbe Stunde vergnügt bei mir zubringen? Rede ich ihnen in irgend etwas drein? Schwätze ich Böses von Euch? Bin ich nicht zufrieden und froh, wenn Ihr Tölpel mich nur nicht beleidigt? Was habt Ihr elende Wichte mir zu verzeihen? Ihr Hundeseelen, die Ihr in meinem Zimmer freundlich thut und Euch liebkosen laßt, wenn die Vorhänge herunter sind, und mich dann nicht ansehen wollt, wenn Ihr mich auf der Straße trefft, und Euch in den Wirthsstuben über unsereins nicht genug lustig machen könnt! .... Ich habe Euch zu verzeihen, nicht Ihr mir! Hier hast Du Eins für Deine Nachsicht, hier Eins für Dein Mitleid mit mir!" und hiebei fielen die Backenstreiche mit immer größerer Geschwindigkeit. „Und hier für Deine Verzeihung! Hinaus aus meinem Zimmer, die Thüre ist offen, hinaus, frecher Dummkopf, hinaus! Sogleich mir aus den Augen! Hinaus!" Und damit stieß sie den Fremden mit dem Fuße aus dem Zimmer, schloß die Thüre und warf sich, erschöpft, auf das Sopha.

Aber nachdem sich ihre heftige Aufregung besänftigt hatte, bemächtigte sich ihrer ein tiefer Gram, und sie begann krampfhaft zu weinen und zu schluchzen.

Traurige Schickſale eines Dichters.

II.

Während Titus in tiefſter Zurückgezogenheit lebte, war aber ein junger Mann in die Stadt überſiedelt, der ebenfalls Dichter war, und ſich bald in allen Geſellſchaftskreiſen beliebt und einen guten Namen zu machen wußte.

Bisher hatte er zwar nur Weniges veröffentlicht, aber ſo ungenirt von den Vorzügen ſeiner Leiſtungen geſprochen; er verſtand ſo geſchickt von den Eigentümlichkeiten derſelben und von den Fehlern Anderer mit Benutzung aller einſchlägigen Kunſtausdrücke zu ſprechen, daß Viele ſchließlich zu ſeiner eigenen Anſicht gebracht wurden.

Er genirte ſich aus dem Grunde nicht, ſeine eigenen Sachen aufs Beſte zu loben, weil der Dichter, wie er ſagte, doch den Gehalt ſeiner eigenen Leiſtungen ſelbſt am beſten kennen müſſe und keinerlei Beſcheidenheit heucheln dürfe; und dieſe Offenheit und auch ſeine angenehmen Manieren brachten es in kurzer Zeit dahin, daß er viel mehr genannt und gelobt wurde, als der viel ältere und hier ſchon lange anſäſſige Dichter Titus, der ſich mit ſo viel Mühe und unter ſo großen Leiden einige Anerkennung errungen hatte.

Als dieſer das gewahr wurde, fühlte er ſich von Neuem tief bedrückt, und er wußte ſich auch keinen Rath, wie dem wachſenden Ruf des Neulings wirkſam zu begegnen wäre.

Sonderbarerweiſe führte der Letztere den Namen „Schiller“; wie Manche vermutheten, vertauſchte er dieſen, in guter Laune, abſichtlich mit ſeinem eigenen; Gewiſſes kannte man nicht. Titus wurde nun über dieſen Namen ſeines Rivalen ſehr erboſt, und fühlte einigen Neid, nicht ſelbſt einen ſolchen Einfall gehabt zu haben. Dann begann er mehrere Verſuche, die Sache umzudrehen, und dieſe Namensgleichheit gegen den Jüngern auszuſpielen.

Zuerst war er bestrebt, die Ansicht zu verbreiten, man sehe hier deutlich, wie verschieden die Begabung zweier Menschen sein könne, die denselben Namen führen; dann, als Dies nichts fruchtete, sprach er, schon etwas derber, von der geistreichen Laune des Gottes der Poesie, der die beiden denkbar größten Contraste in der Begabung an denselben Namen knüpfte; und als auch Das nicht die gewünschte Wirkung hatte, gerieth er in heiligen Eifer und behauptete in allen Gesellschaften, ein großer Name lege Verpflichtungen auf, und schon aus Pietät sollte dieser Schiller das Dichten aufgeben, um der Nation nicht die Erinnerung an seinen großen Genius zu verderben.

Der junge Dichter wiederum, der großes Selbstvertrauen und einen noch größeren Humor hatte, sprach überall frei die Meinung aus, daß, nach so langer Dürre im Gebiete der Poesie, der Welt doch wieder einmal ein großer Dichter erstehen mußte; und mit seinem Namen habe die Vorsehung der Menschheit den Fingerzeig geben wollen, daß er dieser große Dichter sei, damit man mit der Anerkennung nicht gar so lange warten möge, wie es sonst bei neuen Dichtern zu geschehen pflege.

Einmal, nachdem diese Plänkeleien bereits einige Zeit hin und her gegangen waren, kam Schiller in dasselbe Speisehaus, in das Titus gewöhnlich mit seinen Freunden und Bekannten hinzukommen pflegte. Schnell kam das Gespräch auf die Dichtkunst, und mitten in demselben wandte sich Schiller plötzlich an Titus und rief mit Emphase aus: „Man mag sagen, was man will, ich bin ebenso groß wie Shakespeare!“ Und als jener und auch alle Anderen hiezu große Augen machten, fügte Schiller hinzu: „Widerlegen Sie mich!“

Auf das hin stürzten sich Alle in die Discussion, um diese Behauptung zu bekämpfen und als eine Ungeheuerlichkeit eitler Einbildung hinzustellen; und Alle hatten die feste Ueberzeugung, das werde eine ganz leichte Sache sein. Je länger aber darüber gesprochen und gestritten wurde, desto weniger wollte es gelingen, den kecken Dichter zu besiegen. Alle Argumente, die gegen ihn vorgebracht wurden, machte er zunichte, indem er die Unbestimmtheit aller gebräuchlichen ästhetischen Begriffe und Deductionen benützte, um jede Be-

hauptung seiner Gegner in Nichts aufzulösen, so daß sie stets nach kurzer Hin- und Widerrede wie Flüssigkeit zwischen den Fingern zerrann. Und wenn es auf diesem Wege nicht so leicht oder nicht schnell genug ging, schreckte Schiller nicht davor zurück, Paradoxieen aufzuwerfen, die seine Gegner verblüfften, und ebenfalls jeder strengen Widerlegung unzugänglich blieben.

Die Dichter und Künstler der Tischgesellschaft geriethen, als sie das Vergebliche ihrer Bemühungen einsahen, in unbeschreibliche Aufregung; und der ohnedies schon misanthropische Titus konnte sich nicht mehr bemeistern, schlug voll Wuth mit der flachen Hand auf den Tisch, riß seinen Hut vom Nagel und stürzte mit den Worten: „Das ist nicht mehr zu ertragen!“ aus dem Speisesaal.

Nur mit Mühe gelang es seinen Freunden, die ihm nachstürzten, ihn zu besänftigen und wieder in den Saal zurückzubringen.

Schiller jedoch blieb bei bester Laune, ließ sich durch gar Nichts irre machen, und setzte seine Methode fort, von sich selbst in rühmendstem Tone zu sprechen; und dabei war er überdies von dem, was er über sich sagte, bis zu einem gewissen Grade wirklich überzeugt. Sein Humor äußerte sich aber darin, daß er wohl wußte, daß man durch sein unbescheidenes Selbstlob stutzig werden müsse, und dennoch nie im Stande sein werde, ihn zu widerlegen.

Plötzlich rief nach einem Augenblick der Ruhe im Saale Titus in einem mürrischen Tone aus: „Schiller, ich bin auch so groß wie Shakespeare, nicht nur Sie!“ und brach dabei in ein heiseres und höhnisches Lachen aus: „Widerlegen Sie mich!“

„Ich habe ja gar nichts dagegen!“ erwiderte Schiller, „Es kann das meinetwegen Jeder von sich sagen, wenn er dazu Lust hat, und ich kann Ihnen zu dem schönen Bewußtsein nur gratuliren.“

Aergerlich wandte Titus seinen Kopf nach der Seite und erwiderte nichts, nachdem er einsah, daß sein Plan, Schiller in dieser Weise zu besiegen, ebenfalls mißlungen war.

„Herr Schiller,“ begann gleich darauf Einer der Anwesenden, der zwar kein Künstler, aber als sehr ernster Lieb-

haber der Dichtkunst Allen hier bekannt war und sehr geachtet wurde, „Sie mögen ja so groß wie Shakespeare sein, aber mir haben Ihre bisherigen Dichtungen durchaus nicht gefallen! Sie werden mein offenes Wort wohl nicht übel nehmen.“

Und kaum hatte dieser Mann geendet, riefen Mehrere aus der Tischgesellschaft aus: „Genau so ist es auch uns mit Ihren Dichtungen ergangen!“ Und Titus, vor Freude strahlend, sah Schillern fest in's Gesicht.

„Dann, meine Herren,“ erwiderte dieser, „sind meine bisherigen Dichtungen eben nicht für Sie geschrieben; Sie und diese Dichtungen passen einfach nicht zusammen.“ Und als Alle hierüber zu lachen begannen, fuhr er fort: „Sie haben einen Versuch mit meinen Dichtungen gemacht, und er ist nicht glücklich ausgefallen; dafür verdienen Sie gewiß keinen Tadel, aber auch meine Poesieen keinen; denn wer kann bestimmt angeben, wer von uns Beiden die Schuld trägt? Mein Gott, wie oft kommt das vor, daß man Proben macht, und sie fallen schlecht aus! Aber ohne Proben geht es nun einmal doch nicht! Hätten Sie meine Sachen nicht gelesen, so wüßten Sie nicht und hätten es sonst auch nie erfahren, wie sie Ihnen gefallen. Nun, jetzt wissen Sie es und ich auch: sie haben Ihnen nicht gefallen! Vielleicht werden sie Ihnen ein anderesmal in einer anderen Stimmung oder in einem anderen Lebensalter gefallen; vielleicht aber auch dann nicht. Dann kann es ja sein, daß Ihnen etwas Späteres von mir gefällt. Wie es eben kömmt, und wie es eben geht. Was übrigens mich selbst betrifft, so habe ich Sie jetzt, trotz Ihres ausgesprochenen Tadels, genau so lieb wie nur je!“

„Ja, dann sagen Sie uns doch,“ fragte ihn Titus, „wozu schreiben Sie und für wen publiciren Sie denn eigentlich, wenn Sie unser Mißfallen so ruhig hinnehmen?“

„Ich publicire für Jene,“ erwiderte Schiller, „denen es eben gefällt. Soll ich Ihnen etwa im Vorhinein die Namen Jener nennen? Das kann man doch nur wissen, wenn das Experiment vorbei ist; d. h., wenn Der und Jener meine Sache gelesen hat.“

„Sie sind also ein Experimentator und kein Künstler!“ rief ihm Einer der Herren zu, „Ich beglückwünsche Sie zu

dieſer neuen Art von Beſchäftigung," und Alle brachen hiebei in das heiterſte Gelächter aus.

„Ganz gewiß!" erwiderte Schiller, „Aber Experimentatoren ſind auch Sie, meine Herren Künſtler, Alle! Und es war ſeit jeher nicht anders, und es wird auch niemals anders werden! Sie zittern ja Alle, wenn Sie etwas Neues unter die Leute bringen: Nicht nur Ihr Herren Dramatiker, wenn Ihr zum erſtenmale aufgeführt werdet — Euch Armen iſt's ja, ſobald der Vorhang aufgeht, kaum anders zu Muthe, als dem jungen Rekruten in der Schlacht, wenn er den erſten Kanonenſchuß hört! — Aber auch Sie anderen, Alle: Sie leſen nicht das kleinſte Gedicht vor, ohne von Zeit zu Zeit nach dem Zuhörer hinzublinzeln, und wenn es ſelbſt Ihr Hausdiener wäre! Oder, wenn Sie eine kritiſche Kunſtzeitſchrift zur Hand nehmen, in der Sie eine Beſprechung Ihres Kunſtwerks erwarten, ſchlägt Ihnen da nicht das Herz ſtärker, in der Ungewißheit, wie das Experiment zwiſchen Ihrer Arbeit und jenem Recenſenten ausgefallen ſein mag? Wir Alle führen unaufhörlich nichts Anderes als künſtleriſche Experimente durch; geſtehen Sie ſich es nur ein!"

„Herr Schiller, laſſen Sie ſich umarmen!" rief der gutmüthige Seifenſieder aus, der mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört hatte, ſtand von ſeinem Sitze auf und umarmte und küßte ihn; die Tiſchgeſellſchaft aber konnte ſich nicht enthalten, nach dem jungen Manne mit einem innigen Ausdruck von Behagen hinzublicken. Einige anweſende Kunſtgelehrte meinten, die eben gehörten Anſichten ſeien nicht ohne Weiteres abzuweiſen; nur Titus war noch nicht vollſtändig beſänftigt.

„Schiller," ſagte er, „mit wie viel Lobrednern nehmen Sie vorlieb? . . . . Ich meine, wie Viele, denen Ihre Sachen gefallen, genügen Ihnen, damit Sie ſich noch immer für einen wirklichen Dichter halten können?"

„Einer!" erwiderte Schiller.

„Auch, wenn Tauſenden Ihre Sache mißfallen?"

„Ja wohl!" meinte Schiller.

„Und dann halten Sie ſich noch immer für einen Menſchen, der dichteriſche Produktionskraft beſitzt, wenn von Tauſenden nur Einer für Sie iſt?!", fuhr Titus fort.

„Gewiß!“ antwortete Schiller, „So wie eine Frau, die jahrelang unfruchtbar geweſen, und dann Einmal ein Kind zur Welt bringt, ganz mit Recht ſagen kann: Ich habe meine Zeugungsfähigkeit bewieſen. Die negativen Fälle beweiſen nichts und zählen nicht mit, und ſeien ihrer noch ſo viele! Ein vernünftiger Menſch ſchweigt von ihnen und ſpricht nur von dem, was wirklich gelungen iſt; nur die thörichten Menſchen glauben, ſie hätten die Aufgabe, den Künſtler, wie ein Schulmeiſter ſeine Schüler, nach der Zahl ſeiner guten und ſchlechten Arbeiten zu claſſificiren. Und der Schulmeiſter kann doch wenigſtens mit Fug und Recht behaupten, er verſtünde die Sachen beſſer als die Schüler; wer kann aber in der Kunſt behaupten: er wiſſe das Richtige? Oder: Es gebe überhaupt ein Mittel, ein Richtiges unzweifelhaft feſtzuſtellen?“

„Gut!“, ſagte Titus, „Es ſei ſo! Was thun Sie aber, Schiller, wenn Ihnen auch jener Eine fehlt; mit dem Sie ſich begnügen wollten?“

„Dann warte ich ruhig ab, ob ſich nicht ſpäter einmal dieſer Eine findet.“

„Und wenn er ſich niemals findet?“

„Dann hoffe ich gerne, er werde ſich vielleicht nach meinem Tode finden.

„Nehmen Sie doch gefälligſt an,“ ſetzte der Dichter mit vor Bosheit funkelnden Augen fort, „er würde ſich auch nach Ihrem Tode niemals finden — Sie werden doch zugeben, daß man das wenigſtens als eine Möglichkeit annehmen darf?“

„Dann iſt mir,“ erwiderte mit voller Ruhe Schiller, „eben dieſe ſpecielle Arbeit nicht gelungen; Mißerfolge ſind ja im Leben ohnedies die Regel!“

„Und Das geſtehen Sie, Das ſagen Sie ſo ruhig und gleichmüthig, als ob es eine unbedeutende Sache wäre? Ein Kunſtwerk, das keinen Beifall findet, ſchaffen — iſt das nicht eine höchſt tragiſche Angelegenheit?“

„Nicht im mindeſten!“ ſagte Schiller, „Noch viel weniger tragiſch und weit weniger wichtig, als tauſend andere Fälle mit unerwünſchtem Ausgang. Was iſt denn weiter daran, wenn ein Dichter etwas macht, von dem er ſich Erfolg verſpricht, und es hat keinen? Probire er's von Neuem! Und wenn es ihm ſelbſt nie gelingt, ſo iſt Manches doch Anderen

gelungen, und er wird sich mit diesen Anderen freuen; denn die Kunst ist ihm doch keine persönliche Angelegenheit! — Oder etwa doch?"

„Mit Ihnen kömmt man nicht zum Ende," sagte Titus in barschem Tone; und nach diesen Worten wurde das Gespräch abgebrochen, und die Gesellschaft verlor sich. Der Dichter ging höchst unbefriedigt nach Hause, Schiller selbstzufriedener als je.

Aus seinem ganzen Wesen leuchtete eine ganz unaussprechliche Behaglichkeit und Lebensfreude hervor, und der angenehme Eindruck, den diese Selbstzufriedenheit im Verein mit seinem äußerst gutmüthigen Naturell hervorbrachte, machte ihn immer mehr zum Liebling der Gesellschaft, sogar mehrerer seiner Fachgenossen.

Nun hatten diese kurze Zeit nach der letzten Zusammenkunft sich mit den angesehensten Kreisen der Stadt in's Einvernehmen gesetzt, um der Gemeindevertretung vorzuschlagen, eine neue Straße zur Ehrung Friedrich Schiller's „Schiller-Straße" zu benennen; und man ging auf diesen Vorschlag gerne ein.

Kaum waren aber die Straßentafeln angebracht, als schon der junge Dichter überall die Behauptung aufstellte, diese Straße sei *ihm* zu Ehren so benannt worden. „Nach fünfzig Jahren," sagte er, „wird Niemand wissen, welcher Schiller gemeint sei; und da meine Werke ebenso großen Werth haben, wie die meines Namensvetters, so verdiene ich auch die Ehre, und die späteren Generationen werden ohne Zweifel derselben Ansicht sein."

Er ging an einem der nächsten Abende wieder in das Speisehaus, und traf daselbst den Dichter mit der ganzen bekannten Gesellschaft; sie saßen an dem langen Tisch, und machten gerade allerlei Bemerkungen über den tollen Einfall, daß die neue Straße nach dem „falschen Schiller" benannt worden wäre.

„Mitunter hat er doch ganz gescheidte Ansichten, als ob er ein weiser alter Mann wäre; und dann aber kommen wieder über ihn so kindische Launen und Einfälle, als ob man einen übermüthigen Schuljungen hören würde!" meinte einer der Herren.

„Laßt ihn! Laßt ihn!“ sagte darauf der Seifensieder, „Beides zusammen ist ja so schön!“, und in diesem Augenblick trat gerade Schiller in den Saal ein. Der Seifensieder ging ihm entgegen, drückte ihm beide Hände, führte ihn zu seinem Sitz und sah ihm erwartungsvoll ins Gesicht.

„Es ist nicht genug zu rühmen,“ begann Schiller sofort, schon während er sich niedersetzte, „daß unsere Stadtvertretung so viel Sinn und so viel Achtung für echte Poesie besitzt, mir zu Ehren eine Straße zu benennen. Hiedurch ist mir heute schon meine Unsterblichkeit garantirt, und ich kann unserer Stadtvertretung hiefür nicht genug danken. In der That, wir leben in einer schönen, in einer edlen Zeit!“

„Wa—as?“, schrieen ihm alle anwesenden Dichter mit zornfunkelnden Augen entgegen, „nach Ihnen hat man die Straße benannt? Sie sind ja reif für das Irrenhaus!“

„Ja nach mir!“, erwiderte Schiller, ohne auf die Bemerkung über das Irrenhaus irgendwie zu reagieren, „Widerlegen Sie mich!“

„Dasselbe könnte ja Jeder, der „Schiller“ heißt, behaupten, und der brauchte nie eine einzige Zeile gedichtet zu haben!“ riefen ihm Mehrere gleichzeitig entgegen.

„Das könnte uns noch fehlen,“ setzte der Dichter Titus hinzu, „daß sich unsereins sein Leben lang plagt, um sich endlich einmal ein Denkmal zu erarbeiten, und dann käme irgend ein Schuster oder Schneider her und sagte, das sei er, weil er so heißt wie unsereins!“

„Es wäre wahrlich köstlich,“ meinte ein Anderer, „alle Bewohner der Stadt, die „Schiller“ heißen, zusammenzurufen und Jeden behaupten hören, er sei in Stein gehauen!“

„Nun sehen Sie also selbst ein, daß es gar nicht ausgemacht werden kann, welcher „Schiller“ gemeint ist. Nach fünfzig Jahren kann jeder Mensch in der ganzen Welt, wenn er so heißt, behaupten, er sei es. Aber, meine Herren, und darauf kömmt es eben an, Niemand mit so viel Recht wie ich; denn Niemand wird je solche unsterbliche, ich sage, unsterbliche,“ und hiebei hatten seine Züge den Ausdruck der höchsten Spitzbüberei angenommen, „so große Dichterwerke geschaffen haben, wie ich; und nur großen Künstlern zu

Ehren benennt man Straßen — wenigstens meines Wissens! Nach Schustern oder Schneidern hat man noch niemals eine Straße benannt."

„Hans Sachs!", rief Titus mit triumphirender Miene, voll Freude, einen Fehler in Schillers Argumentation nachweisen zu können.

„Aber nicht als Schuster, sondern als Poeten!" erwiderte dieser rasch.

Worauf Titus wieder ärgerlich wurde und die Tischgesellschaft das Thema fallen ließ. — —

Einige Tage darauf kam der gute Seifensieder zu Titus, der eben in sehr verdrießlicher Laune war und theilte ihm, um ihn etwas heiterer zu stimmen, mit: Schiller habe sich irgendwo geäußert, das Ganze sei nur ein Scherz von ihm gewesen; er denke gar nicht daran, daß er Anspruch auf ein Denkmal habe. Ferner theilte der Seifensieder dem Dichter mit, es sei seitens der Künstler und Gelehrten der Stadt beabsichtigt, am Geburtstage des Königs ein großes Festessen zu veranstalten. Ihm, dem Seifensieder, sei es in Folge seiner Bekanntschaften gelungen, ebenfalls eine Eintrittskarte zu erhalten, obwohl er sich eigentlich nicht vermessen könne, mit solchen erlesenen Geistern an Einem Tische zu sitzen, oder gar zu discutiren; allein er höre für sein Leben gerne gescheite Worte sprechen.

Am Geburtstage des Königs saßen nun sämmtliche Künstler und Gelehrte der Stadt in einem großen Festsaal; nur Schiller fehlte, ohne daß man sich sein Ausbleiben erklären konnte. — Jeder der Anwesenden, besonders die Dichter, hatten sich schon einige Tage früher die Zeit genommen, die sämmtlichen Werke ihres Fachgenossen, wenigstens einigermaßen kennen zu lernen, um bei intimeren Gesprächen, die sich ohne Zweifel entwickeln würden, den Autor nicht durch die Unkenntniß seiner Werke zu kränken oder aufzubringen. Und daran hatten sie sehr wohl gethan; denn nachdem die üblichen Toaste auf den König erledigt waren, geriethen Alle in sehr angeregte Stimmung und lebhaftestes Gespräch.

Die Dichter waren sehr bald in ästhetische Auseinandersetzungen vertieft, und Jeder von ihnen sprach, — während er stets an seine eigenen Dichtungen dachte, die ihm als voll-

kommene und mustergültige Leistungen vorschwebten — scheinbar allgemein gültige Ansichten aus: über den Werth, die Bedeutung und besonders über die Rangordnung der verschiedenen Dichtungsarten, wobei Jeder bei seinen Behauptungen stets sehr gut davon kam; sowie über die Liste jener wenigen Dichtungen, die man zur Weltliteratur zählen könne, die Jeder so klein als möglich machte und nur auf die schon vor Jahrhunderten verstorbenen Poeten bezog; u. dergl. mehr.

Mit Einemmale wurde die Saalthüre aufgerissen, und Schiller stürzte athemlos herein. „Meine Herren!", rief er aus, „Das Allerneueste!" und ließ sich dann ganz erschöpft in einen Sessel fallen.

„Was ist's denn? Was gibt es? Heute am Geburtstage des Königs!?", rief man ihm von allen Seiten in höchster Aufregung und Neugierde entgegen.

„Soeben komme ich aus der Buchhandlung!" erwiderte Schiller, mühsam nach Athem ringend, „Und da habe ich ein neu erschienenes großes Werk zu sehen bekommen . . ."

„Und was steht drin? Heraus doch mit der Sprache!"

„Meine geehrten Herren Künstler-Collegen! Bedenken Sie, was ich Ihnen aus dem Buche mitzutheilen habe: Der absolute Maaßstab für das Schöne in der Kunst ist gefunden!", schrie Schiller wie mit letzten Kräften heraus und ließ den Kopf, wie resignirt, in die Brust sinken.

Auf diese Mittheilung hin erhob sich ein Angstgeschrei im Saal, daß alle Fensterscheiben klirrten; alle Künstler schossen von ihren Stühlen empor und liefen wie besessen im Saal umher; wie ein Haufen Spatzen, in den der Jäger eine Schrotladung abgefeuert, waren Alle auseinander gestoben, und von allen Seiten und allen Winkeln des Saales hörte man rufen: „Er ist gefunden!"

„Der absolute Maaßstab! Wehe, der absolute Maaßstab ist gefunden!"

Vom Schrecken erschöpft, begaben sich dann Alle wieder zu ihren Sitzen, und Einer sah den Andern mit jenem mitleidsvollen Blick an, mit dem Soldaten in der Schlacht ihre nebenstehenden Kameraden fallen sehen.

Während dieses ganzen Tumults aber war Schiller ruhig auf seinem Stuhl geblieben, und schien sich von seiner Athemlosigkeit soweit erholt zu haben, daß er mit größtem Appetit den Speisen und Getränken zusprechen konnte.

Einer der Dichter fand zuerst die Besinnung wieder. „Herr Professor!", begann er, „halten Sie das für möglich? Sie sind doch einer der größten Aesthetiker unserer Zeit; Ihre Ansicht hierüber wäre uns Allen sehr maßgebend."

„Auch ich wollte den Herrn Professor fragen," fügte einer der Maler hinzu, „halten Sie einen absoluten Maaßstab in der Kunst überhaupt für möglich? . . . Wenn ich also ein großes Gemälde fertig gebracht habe, soll irgend Jemand, der nie einen Pinsel angerührt hat, daherkommen, das Buch mit dem „absoluten Maaßstab" aufschlagen — und dann den Ukas erlassen können: das Gemälde taugt nichts?! Das könnten wir brauchen! Da hänge ich lieber die ganze Malerei an den Nagel!"

„Auch ich glaube," meinte ein Dichter, „daß ein absoluter Maaßstab im Gebiete der Kunst nie gefunden werden kann. Die Kunst ist ein viel zu subtiles Ding, als daß sich jemals irgend etwas wie eine Definition oder Regel für das wahrhaft Schöne geben ließ. Dem Himmel sei Dank, Kunst ist keine Mathematik!"

„Ganz richtig!" bemerkten darauf mehrere Künstler gleichzeitig, „Bleibe man uns nur mit Definitionen und Gesetzen vom Leibe!"

„Wir feiern heute des Königs Geburtstag," sagte ein Anderer, „unser König ist ein großer Kenner und Beschützer der Künste; wenden wir uns doch an ihn! Er möge jenes verruchte Werk einfach verbieten, oder wenigstens seine Autorität dagegen geltend machen! Der König ist von Gottes Gnaden, wir Künstler auch; er kann uns, als quasi seine Collegen, nicht verlassen. Ich bin überzeugt, der König wird seine Künstler nicht die Beute trockener und frecher Pedanten werden lassen. Er möge sich an unsere Spitze stellen!"

Es entstand nun in der Gesellschaft ein Durcheinanderreden und ein allgemeines Gesumme, bis Einer der Gelehrten aufstand und sagte: „Aber lassen wir doch vorher

unsere ästhetische Autorität hier sprechen! Was ist nun Ihre Meinung über diesen Punct, Herr Professor?"

Dieser war die ganze Zeit über mit unbeweglicher Miene da gesessen, und nun, da an ihn die Aufforderung zu sprechen erging, begann er in langsamer und schwerer Betonung: „Wie Sie wissen, meine geehrten Herren, habe ich in meinem Buche: „„Ueber das Schöne in der Kunst"" ausführlich dargelegt: Daß wir bisher einen absoluten Maaßstab, ein untrügliches und unwiderlegliches Werthurtheil, in der Kunst nicht besitzen, so viele, und darunter ausgezeichnete, Männer auch vermeinten, einen solchen Maaßstab gefunden zu haben . . . Aber ich sollte mich vielleicht vorsichtiger ausdrücken; ich sollte sagen: Ich glaube, dies in meinem Buche dargelegt und bewiesen zu haben!!"

„Sie können getrost sagen, Herr Professor, Sie haben es bewiesen!" riefen ihm die Meisten entgegen.

„Eine andere Frage aber, meine Herren, eine ganz andere Frage . . ."

„Was für eine Frage kann es da noch geben? Was könnte da noch gefragt werden?" fielen die Künstler in aufgeregtem Tone ein.

„Nun, die Frage," setzte Schiller die Rede des Professors fort, während er sich ein wenig vom Stuhle erhob und mit der Gabel aus einer großen Schüssel ein Stück Geflügelbraten aufstach, „die Frage, ob nicht doch einmal ein solcher absoluter Maaßstab gefunden werden könne, wenn wir auch bis heute noch keinen besaßen; und eben diese Frage ist durch jenes Werk: „„„der absolute Kunst-Maaßstab"", das ich heute sah, in bejahendem Sinne erledigt, vollkommen erledigt!" und hierauf setzte sich Schiller wieder nieder, und begann, seinen Braten zu verzehren.

Auf dies entstand ein allgemeines Stillschweigen; ängstlich sahen Alle dem Professor ins Gesicht, und dieser fuhr fort: „Eben das wollte ich sagen! Was bisher noch nicht geleistet ist, könnte ja immerhin einmal doch geleistet werden; und ich wäre der Letzte, der es wagen würde, negative Prophezeiungen auszusprechen. Es bleibt also nichts Anderes übrig, als: jenes neue Werk, von dem Herr Schiller gesprochen, gründlich zu studieren und zu prüfen."

„Das meine ich auch!“ fügte Schiller, mit vollem Munde kauend, hinzu. Aber in diesem selben Moment schnellte der Dichter Titus mit größter Energie von seinem Stuhle empor und sprach: „Meine Herren, insbesondere meine Brüder in Apollo! Welche Schwierigkeiten der Künstler bei seiner erhabenen Thätigkeit zu bewältigen hat, das wissen wir Alle nur zu gut; die anderen Menschen ahnen es kaum. Jetzt nun, nach dem, was wir soeben gehört, soll uns Künstlern auch noch das Theuerste, was wir besitzen, soll uns unsere Stütze und unser Trost, unser Balsam, unsere Erquickung genommen werden! Nämlich: Unser Selbstbewußtsein! — Jenes Bewußtsein, vermöge dessen wir, wie hinter starken Festungsmauern, erhobenen Angesichts allen Stürmen und Angriffen der Feinde, allen lästigen und unangenehmen Urtheilen der Laien wie der Kritiker ruhig ins Auge blicken können! Wohin soll das führen? Und kann die Welt es dulden, daß jeder Knabe die Werke unseres Genies und unseres Schweißes mit einer einzigen Formel unterdrücken, vernichten, ermorden kann? Ein absoluter Maaßstab wäre der Tod aller Kunst, und wir Künstler haben doch die Mission, der Menschheit die Kunst, ihr höchstes Gut, die Blüthe aller Cultur, zu erhalten? Ich beantrage daher, ein Comité einzusetzen, das die Aufgabe hätte, jenes neue Werk zu studieren, unbedingt zu widerlegen; und uns baldigst einen Bericht vorzulegen, den wir acceptiren und schleunigst, ehe sich noch jenes rationalistisch-kritische Gift weiter verbreiten konnte, in die Welt hinaussenden würden. Unsere Existenz steht auf dem Spiele, und ich zweifle daher nicht, Sie werden Alle, und auch unser College Schiller, gerne meinem Antrage zustimmen.“

Dieser Rede, die Titus mit einem Fluß und einem Feuer vorgetragen, wie man es an ihm noch niemals beobachtet hatte, folgte rauschender Beifall; nur Schiller verhielt sich ruhig, und sagte dann: „Der Antrag ist hinfällig!“

„Wieso?“, scholl es ihm von allen Seiten entgegen.

„Weil an Allem,“ erwiderte Schiller, „was ich von einem neuen Werke und der Auffindung eines absoluten Maaßstabes für die Kunst erzählte — kein wahres Wort ist!“

Auf das hin sahen ihn alle Künstler einen Augenblick mit stummen Blicken an; dann aber erhob sich, nach diesem

kurzen Moment der Ueberraſchung, ein ſolches allgemeines Jubelgeſchrei, daß der große Saal erdröhnte, und die Leute auf der Straße zuſammenliefen und ein Hoch auf den König ausbrachten, denn ſie meinten, es ſei oben auf deſſen Geſundheit toaſtirt worden.

Wie auf ein gegebenes Zeichen fielen alle Künſtler über Schiller her, und Einer nach dem Andern, auch der Seifenſieder, der Thränen in den Augen hatte, umarmte und küßte ihn; und ſie wußten gar nicht, in welcher Weiſe ſie ihm ihre Freude und ihre Dankbarkeit deutlich genug zu erkennen geben ſollten.

Auch Titus hatte in dieſem Augenblick alle Gegnerſchaft vergeſſen; und nun erſt begann ein fröhliches Gelage, ſo heiter und einträchtig, wie ſeit Entſtehung der Künſte unter Künſtlern noch nie Eines ſtattgefunden hatte.

Grenzen der Liebe.

„Nein, das kann ich nicht Liebe nennen, und jedes Mädchen in der ganzen Welt würde gewiß eine solche Art von Liebe weit von sich hinweg weisen!", rief der Verliebte aus.

„Und doch, Geliebter," erwiderte seine Schöne, „muß es Euch Männern, vielleicht auch uns Frauen, schwer, sehr schwer fallen, wahrhaft, ich meine: ganz und vollauf, zu lieben!" Und nach diesen Worten bückte sich das Mädchen wieder zu ihrer Stickerei herab, und Beide schwiegen und hingen ihren Gedanken nach.

Sie hatten nämlich soeben sehr lebhaft darüber gesprochen, daß die wahre Liebe sich auf die ganze Person des geliebten Wesens erstrecken müßte und nicht etwa bloß auf eine besondere Eigenschaft, und noch weniger nur auf einen besonderen Theil des Leibes.

Und das Mädchen erweiterte diesen Gedanken noch, indem sie meinte, beim Vorhandensein wahrer Liebe dürfe nie eine einzelne Eigenschaft oder ein einzelner Körpertheil eine so abstoßende Kraft ausüben können, daß die Sympathie zu allem Anderen und zur ganzen Person dadurch ihre Macht verlöre und die volle Liebe ertödtet würde.

Verliebte müssen einander so lieben — so kamen endlich Beide in ihrem Gespräche überein — wie die Mutter ihr Kind. Eine Mutter beachtet weder die Vorzüge noch die Fehler ihres Kindes; sie hat nur die Eine volle Empfindung: Dieses Wesen, wie es ist, muß ich lieben! Das ist Anfang und Ende ihrer Zuneigung, und Nichts vermag, sie darin zu stören. Für alle Einzelnheiten müsse wahre Liebe blind sein, aber für das Ganze hellsehend — und dies so sehr, daß sie da etwas Liebenswerthes zu finden vermag, wo es sonst Niemand sieht, oder doch nicht in einem solchen Maaße, wie es der Verliebte sieht.

„Dich, meine Angebetete," begann wieder der Mann, nachdem Beide eine Zeit lang schweigend gebrütet hatten,

„Dich, als ganzes, herrliches Wesen, wie Dich die Natur in ihrer glücklichsten Laune geschaffen hat, habe ich in mein Herz geschlossen: Kann nun irgend etwas meiner Liebe zu Dir Grenzen vorschreiben und zu ihr sagen: „„Hier fange an!““ oder: „„„Hier höre auf!““? „„„Liebe nur das Gesicht und nicht auch alles Andere an diesem herrlichen Körper! Liebe nur Hals und Busen — und alles Andere nicht!““? Oder kann meiner Liebe geboten werden: „„Laß ab von Deiner Liebe, denn Dies oder Jenes erregt Dein Mißfallen!““? . . . Wie derlei auch nur möglich wäre, kann ich nicht fassen; und wäre es dennoch möglich, dann gäbe es neben der vollen und wahren Liebe eine — begrenzte oder getheilte Liebe! . . . . meinst Du, Geliebte, hätte je ein Liebeshof eine solche Art von Liebe gelten lassen?“ Und da das Mädchen hiezu herzlich lachte, fuhr er fort: „Gewiß! Begrenzung wie Theilung meiner Liebe zu Dir würde die Liebe tödten, die Achtung vor Deiner Person ersticken und mich würde das unwürdig zeigen, in Deiner Nähe auch nur zu athmen,“ setzte er fort, und küßte der Geliebten mit dem Ausdruck von Hochachtung und Ehrfurcht die Hand.

„Mit solchen Gesinnungen kann man erst den grenzenlosen Schmerz verstehen, den jene Fee empfand“ . . . . ; sagte darauf das Mädchen, das seine Arbeit unterbrach und dem Geliebten erhobenen Angesichts in die Augen sah. . .

„Was war's denn mit jener Fee?“, unterbrach sie der Geliebte.

„Es war ein überaus zartes Wesen, diese Fee!, die einen Menschen unendlich liebte, und gar bald zu ihrem Erstaunen bemerkte, daß dieser immer häufiger und immer andauernder seine Blicke nur auf ihre Arme richtete. Nichts war im Stande, seine Augen von ihren Armen abzuwenden; er sah ihr fast nie mehr ins Angesicht, alle Gespräche und alle ihre süßen Worte ließen ihn gleichgültig, er schien sie nie zu hören; und so sehr war er in den Anblick ihrer Arme verloren, daß er sich endlich vor Entzücken wie ein Rasender geberdete. „Welch' edle Form! Welche Weiße und Fülle!“, rief er plötzlich aus, küßte die Arme mit jener Inbrunst und Ehrfurcht, mit der man nur die Statuen der Götter küßt, und fiel dann, den Blick auf den rechten Arm gerichtet, in die Kniee.

Mit tief ernster Miene sah die Fee auf den Knieenden hinab, der ihre Arme bei den Handwurzeln umfaßt hielt, dann schüttelte sie sich . . . ."

„Und was that sie?", fragte in höchster Erregung der Mann.

„Sie schüttelte sich, bis sich ihre beiden Arme aus ihren oberen Gelenken lösten und ihm in den Händen blieben. „„Hier," " sagte sie in einem Tone voll Kränkung und Wehmuth, „„„Hier hast Du den Gegenstand Deiner Liebe, Du magst ihn behalten!" " und verschwand.

„O edle, erbarmenswürdige Fee!" sagte der Geliebte, „Welche Lehre gabst Du uns!" und Beide schwiegen wieder stille, und das Mädchen beugte wieder ihren Kopf zu ihrer Stickerei herab und arbeitete weiter.

Noch voll der Gedanken, welche die Erzählung von der Fee in ihm erregte, sah der Mann zuerst mit starrem Blicke vor sich hin, und betrachtete dann unwillkürlich die Arbeit seiner Geliebten.

Er folgte mit den Augen ihren geschäftigen Händen, und immer, ohne es zu wollen und zu wissen, betrachtete er diese Hände, die er bisher niemals aufmerksam angesehen hatte.

Und was sah er?

Die Haut schlaff gespannt, von hohen zickzackförmig laufenden Adern durchzogen, die Finger viereckig und mit stumpfen Enden; Alles wie alt, wie verlebt. So unangenehm wurde ihm dieser Anblick, daß er sein Auge abwenden mußte; gleich darauf aber drängte es ihn unwiderstehlich, abermals hinzusehen, um sich seine erste Empfindung widerlegen oder bestätigen zu lassen. Welcher Schrecken war da in den Mann gefahren!

Eine Macht, der er sich nicht gewachsen fühlte, zwang ihn, aus dem Aussehen der Hände seiner Geliebten allerlei Schlüsse zu ziehen: „Mit solchen Händen besitzt man keine Lebenskraft!" „Das Liebesgefühl entbehrt aller Leidenschaft!" „Der Geist dieses Wesens kann keines Aufschwungs fähig sein!" „Was immer auch der Leib, das Antlitz, Schönes zeigen mögen, es fehlt der Kern, es muß halb Täuschung und jedenfalls schnell vergänglich sein!"

Er wußte nicht, woher ihm die Gewißheit kam, daß

dies Alles so sein müsse, denn er hatte bisher nie derlei gesehen und erlebt. Aber alle diese Empfindungen, die sich ihm fast in einem einzigen Augenblick aufdrängten, waren ihm so selbstgewiß, als nur irgend etwas in der Welt; er sah Alles so klar und deutlich vor sich, als ob er alle die Consequenzen, die er zog, bereits mit dieser seiner Geliebten durchlebt hätte; und nun entstand in ihm schnell eine steigende Antipathie gegen das eben noch angebetete Mädchen.

Er war so erfüllt von diesen Empfindungen, daß er gar nicht dazu gelangte, über sie zu reflectiren und sich des vor wenigen Augenblicken mit seiner Geliebten geführten Gespräches zu erinnern.

Ein tiefes Gefühl der Enttäuschung überkam ihn und drückte ihn förmlich nieder; und je länger er diese Hände betrachtete, desto mehr dankte er im Stillen dem Schicksal, ihm schon jetzt gezeigt zu haben, was ihm bevorstünde, wenn er sich mit diesem Mädchen verbände; diesem Mädchen, das da sitzt und nicht ahnt, daß er dessen wahre Beschaffenheit sehr wohl durchschaue.

Das Mädchen aber arbeitete unterdessen ununterbrochen fort, schweigend, und ohne entfernteste Ahnung, daß ihr Geliebter immerwährend ihre Hände beobachtete und einem so furchtbaren Studium unterzog.

Plötzlich schlug sich der Mann vor die Stirne, rannte im Zimmer auf und ab, ließ sich vor seiner Geliebten auf ein Knie nieder, bedeckte ihre Hände mit Küssen, und begann dann, laut zu weinen und zu schluchzen.

„Was ist Dir denn?", fragte ihn, aufs höchste erstaunt, die Geliebte.

„Ich bin unaussprechlich niedrig!" erwiderte er, „Unvergleichlich niedriger, als jener Mann, dem die gute und schöne Fee ihre Arme überließ! Verzeihe mir, verzeihe! . . . Nein, verachte mich! Denn das kannst Du nicht verzeihen! Welch gemeines Wesen bin ich doch! Wie darf ich Dir je wieder ins Antlitz sehen!", und dabei weinte er immerwährend und verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

„So sprich doch!" sagte sie, stand von ihrem Stuhle auf, und faßte ihn, voll Erregung, bei den Schultern.

„Nein, das kann ich Dir nicht sagen," erwiderte er, „es

iſt zu niedrig, weſſen ich mich anklagen muß; und, obwohl ich das einſehe — denke doch nur, bin ich doch nicht im Stande, mich zu erheben, und auch nicht, mich zu ändern! Theuere, ich bin Deiner unwürdig, und ich muß Dich ſofort verlaſſen!"

Und trotz aller Aufregung und aller Reue konnte er es auch bei dieſen Worten nicht unterlaſſen, ihre Hände zu betrachten.

Wieder dieſe ſchlaffe, hochgeäderte Haut! Ohne Feinheit, ohne Glätte, und wieder dieſe viereckigen Finger! Er konnte wiederum nicht begreifen, wie er dieſe Perſon nur hatte lieben können, und fühlte die Unmöglichkeit, ſie weiter zu lieben; und gleichzeitig machte er ſich die bitterſten Vorwürfe über all Dies, und war doch außer Stande, ſeine unmittelbare Empfindung zu beſiegen.

Das Mädchen, das nunmehr bemerkte, daß er ihre Hand in eigenthümlicher Weiſe betrachtete, fragte ihn: „Was bemerkſt Du denn an meiner Hand?" Er wollte nicht ſprechen, wandte ſeinen Kopf zur Seite, und weinte.

„Da wir uns doch jetzt nach Deinen eigenen Worten für immer trennen müſſen," ſprach das Mädchen, „ſo erkläre Dich näher, bevor Du gehſt; es iſt ganz unmöglich," fügte ſie mit unbeſchreiblicher Feſtigkeit hinzu, „daß Du mich im Dunkeln darüber läſſeſt, was in Dir vorgegangen!"

Darauf ſagte ihr der Mann die ganze Wahrheit, ſo ſchwer es ihm auch ankam.

Als er geendet hatte, erwiderte das Mädchen kein Wort; der Mann ſtürzte aus dem Zimmer hinaus, und jene hielt ihre Hand vor ſich hin, betrachtete ſie eine Zeit lang, und ſagte dann zu ſich ſelbſt: „Ich ſehe, dieſe Hand wird meine Zukunft vernichten!" — Und von dieſem Augenblicke an verfiel ſie in unheilbaren Trübſinn; denn ſie hatte die Ueberzeugung gewonnen, mit einem Makel behaftet zu ſein, den ſie nie mehr loswerden könne.

Sie mied alle männliche Geſellſchaft, und verbrachte ihr Leben in Einſamkeit und Traurigkeit; von Zeit zu Zeit betrachtete ſie ihre Hände, beſah lange alles Das, wovon ihr einſtiger Geliebter ſo abgeſtoßen wurde, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

Des Erasmus von Rotterdam Besuch bei Sir Thomas Morus.

Einen ganzen Nachmittag bereits waren Erasmus und Morus beisammen gesessen — des Morus älteste Tochter auf einem Schemel, schweigend, zu seinen Füßen — und das Gespräch sprudelte noch immer wie ein Bergquell weiter.

Der Kanzler Englands war der einzige Mensch, dem gegenüber Erasmus ganz frei sprechen, und dem er seine letzten Ziele offen mittheilen konnte. Beide Männer hatten keinerlei Hehl gegenseitig, auch keinerlei Zwang, und sie ließen wohl auch in ihren Reden mitunter gerne Ernst und Scherz wechselnd ineinander fließen. — —

Es war schon gegen Abend, als sie abermals auf das Neue Testament zu sprechen kamen.

Erasmus wollte eben das Wort ergreifen, besann sich jedoch, sah auf Morus, dann auf dessen Tochter hin und hielt inne. Darauf sagte der Kanzler: „Sie kann Alles hören!“ und Erasmus begann:

„Das will mir am Herrn nicht gefallen, was uns Marcus Cap. 7 Vers 27 von seinem Gespräch mit dem griechisch Weib berichtet, nämlich, da sie ihn bat, er möge den Teufel aus ihrer Tochter treiben, erwiderte der Herr: „„Es ist nicht recht, daß man der Kinder Brot nehme und werfe es vor die Hunde.“ “ Warum sollen alle Andern denn die Juden gleich den Hunden sein? . . . Und desgleichen, was er nach Matthäus Cap. 15 Vers 24 sagte: „„Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel.“ “

Da sprach doch Paulus besser! Ihm waren Juden wie Heiden gleich, und die ganze Welt Eins. Und wenn der Herr länger gelebt hätte, dann wäre die frohe Botschaft wohl über Palästina nicht hinausgekommen und die Menschheit in Stücke getrennt geblieben, was der christlichen Religion ihren größten Vorzug genommen hätte.“

„Aber der Herr sagte auch,“ erwiderte Morus, „Math. Cap. 28 Vers 19: „„Darum gehet hin und lehret alle Völker.“ “

„Das läßt das Evangelium Mathäi sehr eilig und flüchtig den auferstandenen Jesus sagen; aber der lebende hätte dies sagen müssen, anstatt dessen, was er zum griechisch Weib gesprochen; auch ist mir das Cap. 27 im Ganzen sehr verdächtig. — Ich denke auch, hätte der Herr nicht nur an die Juden, sondern auch an die Heiden und alle Menschen gedacht, so wären auch seine Jünger, die seine Absichten wohl kennen mußten, nach seinem Tode nicht so sehr gegen Paulum gewesen, als er Heidenchristen machte; stritten sie ihm doch dessentwegen sogar den Apostelrang ab!

Da lob ich mir die Lehren der Stoa gar sehr, die zuerst die Idee in die Welt gebracht, alle Menschen seien wie eine einzige große Familie anzusehen."

„Mich hat der Satz zu dem griechisch Weib auch schon oft gedrückt," sagte darauf Morus, „aber, wer weiß, ob ihn der Herr so gesprochen und wie er ihn verstanden?"

„So wie es jetzt steht, müssen wir sagen, hat ihn der Herr gesprochen; ich hab mir mit dem Satz viel Müh genommen, bevor ich das Neue Testament zu drucken gab. . . . Aber auch das will mir vom Herrn nicht gefallen," fuhr Erasmus fort, „was wir im Mathäus Cap. 9 Vers 21 und 22 lesen, da ein Jünger zum Herrn sprach: „„Herr, erlaube mir, daß ich hingehe und zuvor meinen Vater begrabe"", und ihm Jesus erwiderte: „„Folge Du mir und laß die Todten ihre Todten begraben.""

Warum soll denn nicht der Sohn seinen Vater begraben, und einstweilen alles Andere gehen und beiseite lassen? Der Jünger wäre ja noch immer zurecht gekommen, um der Lehre des Herrn zu folgen!!"

„Da müßtest Du, Erasmus, auch Mathäus Cap. 10 Vers 37 anführen, wo es heißt: „„Wer Vater und Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth"", und Cap. 12 Vers 47 und 48, wo Einer zum Herrn sprach: „„Siehe, Deine Mutter und Deine Brüder stehen draußen und wollen mit Dir reden," er aber antwortete: „„Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder?""

„Und da müssen wir auch hinzurechnen," sagte darauf Erasmus, „was in Mathäus Cap. 19 Vers 29 steht, wo der Herr sagt: „„Wer verläßt Brüder oder Schwestern, oder

Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder in meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben erwerben.“ “ Und gar Johannes Cap. 2 Vers 2 und 3, da es bei der Hochzeit zu Cana an Wein gebrach, und die Mutter Jesu zu ihm sprach: „ „Sie haben keinen Wein“ “, und der Herr erwiderte: „ „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?“ “ Warum nur mag unser Herr seine eigene Mutter so gar widrig angefahren haben? All dies will mir, nach meinem menschlichen Verstande, gar nicht sehr gefallen. Ich schätze Todtencult und Pietät gar hoch, und kann man die Juden und auch die Alten, vornehmlich die Römer, nicht genug darob berühmen; doch wurde im alten Rom die pietas sogar göttlich verehret! Liebe zur Familie, Achtung vor dem Alter, Pietät gegen Vorfahren und Todte: sind Grund und Stütze von Staat und menschlicher Gesellschaft. Daran mangelt's uns Christen gar sehr, das zeigt uns die Historie, und sieht man alle Tage wieder. Pietät beruhigt die Wirrnisse unter den Menschen wie Oel ein stürmisch Meer. Warum hat der Herr wohl so sehr dawider gesprochen und gethan?“

„Du weißt ja,“ sagte Morus, „daß der Herr auch sagte: „ „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert;“ “ er muß wohl gewußt haben, wo hinaus er wollte, wenn's uns auch nicht eingehen will.“

„Gewiß also!“ erwiderte Erasmus, „Wir arme Menschen können nicht aber wohl einsehen, daß dies die richtigen Lehren einer guten Religion sein mögen. Mit der Liebe zu den Eltern und zur Familie beginnt und erlernt man die Liebe zu allen anderen Menschen; dies ist die wahre Schule für alle spätere Liebe und jede Art von Wohlwollen. Aber die Worte Jesu gegen Vater und Mutter fielen unter uns Christen, namentlich den Priestern und den Mönchen, auf gar zu fruchtbaren Boden, und es stünde gar schlimm mit uns, wenn nicht die menschliche Natur und die Lehren der Juden und Römer uns darin wohl bewahren und behüten würden. Und sehn wir hier ganz deutlich, wie wir Menschen, ohne es zu wissen, von überall her das Beste annehmen, und doch glauben, wir hätten Alles der Religion zu danken, in der wir zufällig geboren sind. Wir haben, Gott sei Dank, viel mehr Heilige, als deren im Kalender stehn! Doctor Martinus in Wittenberg ärgert

ſich darob nicht wenig, daß ich gelegentlich vom heiligen Cicero ſprach; aber unſere guten Sitten verdanken ſeinen Büchern, vornehmlich dem „von den Pflichten“ gewiß ebenſoviel, wo nicht mehr, als den Evangelien. Hat doch auch der heilige Ambroſius dem Cicero ein chriſtlich Mäntelchen umgehängt und ſein Buch de officiis clericorum zum Grundbuch der chriſtlichen Moral gemacht. Es wär' wohl auch ſchlimm für uns Menſchen, wenn wir uns an manche Worte in den Evangelien oder unſerer Heiligen halten wollten; und da fallen mir nun gar die Worte des heiligen Bernhard ein.“

„Welche Stelle meinſt Du?“

„Die Worte, die der heilige Bernhard an die guten Chriſten über ihr Verhalten gegen ihre Eltern richtet. „„Sprecht zu Euren Eltern: Welche Gemeinſchaft gibt es zwiſchen Euch und mir? Wenn der Vater flehend auf der Schwelle ſeiner Thüre läge; wenn Deine Mutter den Buſen entblößt, Dir die Brüſte zeigt, die Dich genährt — tritt Deinen Vater und Deine Mutter mit Füßen, ſchreite über ſie hinweg, und eile, ohne eine Thräne zu vergießen, zur Fahne des Kreuzes.““ Was ſagſt Du dazu, Morus? Würde ein Mann welcher der Jugend ſolche Lehren gibt, in Rom nicht aufs Schärfſte beſtraft worden ſein? Und bei uns gilt er ein Heiliger! „„Welche Barbaren!““ hätten Cicero, Cäſar Pompejus, Seneca, Marc Aurel und alle die großen Römer ausgerufen, und, wahrlich, wär's nicht mit Recht?“

„Es iſt wohl ſeltſam,“ ſagte Morus, „und ſehr bedenklich: Jedoch, vielleicht wird das Alles wieder gut gemacht mit dem ſchönen Satz: „„Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede den Menſchen auf Erden, die guten Willens ſind.““

„Das finde ich gar herrlich, mein Morus, und beſonders, wenn man nur immer ſicher wüßte, wer dieſes guten Willens ſei? Wer ſoll das in der Chriſtenheit beſtimmen? Der Biſchof? Der Papſt? Die Pariſer Univerſität? Oder die von Wittenberg? Wir Chriſten ſtellen ja die Moral nur in zweite Linie und das Religiöſe ganz voran! Wahrlich, in Köln und Löwen wird man dem Erasmus einen guten Willen wohl nicht zugeſtehn. Ich wollt,“ fuhr Erasmus lächelnd fort, „der Herr hätt' uns nebſt ſeiner frohen Botſchaft auch einen Com-

mentar dazu wohl mitgegeben, dann wären wir vieles Streitens und aller Sorge ledig.

Ich möcht auch für mein Leben gern wissen, warum der Herr, Math. 6 V. 25 sagte: „„Sorget nicht für Euer Leben, was Ihr essen und trinken werdet.““ Es heißt doch im alten Testament: „„Ihr sollt im Schweiße Eueres Angesichts Euer Brod essen““, und ist auch so bis zum heutigen Tage leider wahr geblieben! Nach des Herrn Worten können sich die Menschen nicht gut richten, sie müßten schier Alle zu Grunde gehn; was können sie von dieser Lehre des Herrn denken? Nur die Mönche befolgen des Herrn Gebot, ihnen gibt's wahrlich die Welt im Schlafe; nach Math. 6 V. 25 führen die Mönche ein gottgefällig Leben, das muß man frei gestehen!“

Morus und seine Tochter mußten über diese Worte nicht wenig lachen, und Erasmus fuhr dann fort: „Es steht aber wiederum ein gar schönes Sprüchlein im Mathäus 19 V. 17: „„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich.““

„Ja, ganz herrlich ist dieser Satz,“ sagte Morus, „und dergleichen hatten wiederum die Alten nicht; ihr frommer Sinn war mehr nach dem Vergangenen als nach dem Zukünftigen gericht.“

„Es hat aber dennoch den Alten an Liebe zu ihren Kindern nicht gemangelt!“, versetzte darauf Erasmus.

„Jedoch der Herr wollte noch mehr als bloß Dies sagen,“ meinte Morus, „denn Math. C. 18 V. 3 sprach er: „„Wahrlich, ich sage Euch, es sei denn, daß ihr Euch umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen.““ Und V. 5: „„Wer sich nun selbst erniedrigt, wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich.““ Er wolle uns also damit auch eine Richtschnur für unser Handeln geben.“

„Diesen Satz, mein Morus, Vers 3 und 5, konnt' ich aber bisher nie verstehn; er blickt uns gar lieblich an, aber ich kann ihn nicht für etwas Rechtes halten.“

„Ich brauche Dir, Erasmus, doch nicht von der Unschuld der Kleinen erst zu sprechen, auf die der Herr so herrlich hingewiesen?“

„Das ist's ja eben!", erwiderte Erasmus, „was ich nie und nimmermehr verstehen kann. Ich hab' wohl tausend Kinder mein Lebtag gesehen und beacht, aber noch nie ein unschuldiges darunter gefunden. Ich halt dafür, ein Kind sei nichts anders als homo noch im Zustand der Natur, ohn Lebenserfahrung, ohne Verständniß und Unterricht in Sachen der Moral, mit Gedanken nur auf seinen Nutzen und Vergnügen hin gericht; mit viel eigensinnigem und auch bösem Willen, nur noch ohne Gewalt und Kraft, vor der wir Erwachsene uns etwa zu fürchten nöthig hätten. Das halten wir für Unschuld, und ist doch nichts Anderes als Ohnmacht. Laßt ein Kind frühzeitig kraftvoll oder sinnreich sein, so findt Ihr kein größeren Tyrannen.

Ich lieb die Kinder sehr, denn sie sind Zeichen und Bürgschaft, daß die Menschheit nicht untergeht, und unsere Mühen um Besserungen nicht umsonst gemacht sind; aber für unser Muster und Beispiel kann ich Kinder doch nicht halten!"

Auf dies hin schwieg Morus und dann sprach er: „Alle schweren Fragen sollte man doch dem Papste zu entscheiden überlassen, der ist dazu berufen."

„Dem Papste!" erwiderte Erasmus, „dem Papste!", und stieß einen tiefen Seufzer aus, „Dem Bischof von Rom! Wohl, er kann entscheiden, aber nur kraft autoritatis; verstehen kann die Dinge mancher Andere besser;" und nach einer Pause setzte Erasmus fort: „Ich erinnere mich da an einen sehr gelehrten Mann, den ich in Löwen kennen lernte. Der sagte einmal zu mir: „„Drei Pantoffel gebe es in der Welt, und alle Männer stehen wenigstens unter Einem.""

Welche Pantoffel sind dies? fragte ich, worauf er erwiderte: „„Pantoffel der Frau, des Papstes, des Vaterlands;"" er, ausnahmsweise stehe unter keinem von den dreien. Viel gesagt! dachte ich mir bei seinen Worten. Er war aber in der That der gescheiteste Mann in Löwen, wozu jedoch, trotz der Universität, vielleicht nicht allzuviel gehörte. Wenn die Professoren dort sein Sätzchen erfahren hätten, sie hätten ihn wohl gerne verbrannt — bei mir machte es nichts, mir durfte er's offen sagen."

„Unter welchem Pantoffel stehst denn Du, Erasmus?"

„Da muß ich doch erst darüber denken!"

„Nun, ich glaube," sagte, herzlich lachend, Morus, „jener gescheiteste Mann in Löwen wirst wohl Du selbst gewesen sein?"

Erasmus lächelte, erwiderte aber nichts; und sagte dann:

„Hast Du davon gehört, daß ein junger Theologus, Doctor Johannes Calvin, soeben ein Buch hat ausgehen lassen: Institutio religionis christianae? Darin reit er auf dem apostolischen Symbolum und macht die Prädestination zur Hauptsach. Er will mit seinem Buch ein fest Gebäude unserer Religion uns geben, und die Dogmen so beweisen, wie er sie meint, und in solch bündiger Art, daß Niemand sie widerlegen könne."

„Ich hab davon gehört," erwiderte Morus, „was haltest Du davon?"

„Es ist gerade so viel werth, wie des Thomas von Aquino Summa und alle anderen dergleichen Bücher, und ist das Verkehrte von dem, was ich für recht und gut halte. Derlei Dinge, je mehr man Müh aufwendt, ihnen Anstrich und Gewand von Wissenschaft zu geben, und sie in ein System zu zwängen: desto schlechter; denn sie vertragens nicht. Eitel Gefabel und Geschwätz! Es gilt ja ohnedies seit jeher Jedem Das für ketzerisch, was gerade ihm nicht wohl gefallen will. Der beste Theil des Christenthums ist: ein Christo würdiges Leben; alles Andere möge man gehen lassen, wie es geht. Das verfecht ich offen und überall, und das zieht mir so viel Feindschaft zu."

„Dann kann aber Jeder glauben, was er will," entgegnete Morus, „und des Streites wäre kein Ende."

„Man mag getrost Das einstweilen gelten lassen, was der Papst kraft Autorität uns vorschreibt; ist ja Eins so viel werth wie's Andere; und unterdessen möge man die guten und schönen Wissenschaften pflegen, anstatt sich um Dinge herumzuzanken, wie da sind: Buße, Rechtfertigung, Vorherbestimmung, freier Wille, Sacrament der Beichte und derlei mehr; wovon in unseren Tagen der eigensinnige Mannsfelder Bauernsohn, ich meine den Dr. Martinus, nicht lassen will.

Daß er des Papstes Bulle verbrannt hat, ist wohl eine schöne und große Sache, man kann sie nicht genug loben; er zeigt' damit der Welt, wo der Primat des römischen Bischofs

hingehört. Aber seine festen Behauptungen über allerlei haltlos Dinge hätt er sollen gehen lassen. Er sagt immer: „„Der Erasmus kann wohl Fehler aufdecken, aber die Wahrheit zu lehren, taugt er nichts, es fehlt ihm die geistliche Erkenntniß.““ Dagegen sag ich aber, durch Luther wird des Streits kein Ende, da er uns fort und fort seine Auslegung als Gottes Wort aufdrängt. Seine früheren Anhänger, die ihn überschreiten, schimpft er: Rotten- und Schwarmgeister; das ist eine große Kunst nicht, das sagte der Papst auch von ihm, und kann ein Jeder von jedem Anderen sagen! Und das End vom Lied? Streit und Tumult und groß Blutvergießen.

Jetzt haben sie in Nürnberg wiederum Einige verbrannt, die von der Dreieinigkeit und von Christi Gottheit nichts hielten; das wird schier kein Ende nehmen, so lange man nicht aufhört, nach geistlicher Erkenntniß, wie sie's nennen, zu streben. Und was wollen sie dann mit dem Servetus machen, dem hochgelehrten Mann, der in seinem de trinitatis erroribus sagt: Die drei Personen der Gottheit seien Täuschungen des Teufels, die Dreieinigkeitslehre ein Traum des Augustinus, und der dreieinige Gott ein Höllenhund!

Das muß ja schlimmer werden, als wenn sich Köter um den Knochen balgen! Ein endlos Kampf und Tumult! Lasse man es doch fahren und gehn!

Ich habe beim Cardinal Campegius und beim Bischof von Augsburg, sowie bei anderen Freunden mit allem Eifer mich verwendet, man solle es um der Dogmen willen nicht zum Aeußersten kommen lassen; es wird aber gewiß nichts nützen! Möge man sich nur an die offenbar deutlichen Gebote eines rechtschaffenen Lebens in der Schrift halten, das Dunklere darin aber unerforscht lassen; dergleichen Lehren sind unnütz, ja verderblich. Um dieser Dinge willen, welche die Themata der scholastischen Streitereien sind, möchte ich, wenn ich Richter wäre, niemals Jemand des Lebens berauben, auch selber nicht in Lebensgefahr kommen wollen.“

„Du weißt es wohl, Erasmus, man nennt Dich lau, auf beiden Seiten!“

„Das könnte man von Philippus Melanchthon ebensogut behaupten,“ erwiderte Erasmus, „ja noch mehr; er weiß

worauf es ankömmt, so gut wie ich, sagt es aber nicht laut, wie ich das thue. Nur einzeln, zu Dem oder Jenem, läßt er sich frei vernehmen. An Camerarius soll er jüngst geschrieben haben: „„Guter Gott, was werden die Fragen, ob der Logos und der heilige Geist Personen sind, für Tragödien bei unseren Nachkommen erwecken!“ “ Ganz so, wie ich das vor aller Welt stets prophezei; er aber läßt sich doch immer wieder von dem Wittenberger Polterer in die theologische Stechbahn abtreiben. Man wird schon einmal den Erasmus loben, und verstehen, was er gewollt; dann wird's aber schon zu spät sein. Die Hände weg von aller Theologie! Sie hat schon genug des Unheils gestiftet. Die Theologie gehört auch nicht an die Universität, wo es sich um Vernunft und Ueberzeugung in den Wissenschaften handelt; in den Klöstern mögen sie sich mit den Dogmen spielen, da gehören sie hin. Aber die guten Wissenschaften pflegen! — dann fällt Alles, worüber heute das Streiten kein Ende nehmen will, von selbst zusammen.

Friede und Rechtschaffenheit unter den Menschen, das ist allein die Frucht, die wir vom Baum des Evangeliums pflücken sollen; alles Andere wird durch die guten Wissenschaften, wenn sie sich allenthalben ausbreiten, von selbst abfaulen, und wird's kein Papst und kein Concilium dann mehr halten können!“

„Dann hatte Cardinal Aleardi doch Recht,“ sprach Morus lächelnd, „da er in Rom allenthalben sagte, es wäre besser, wenn Erasmus nie geboren, das Licht der Wissenschaft nie nach Deutschland eingedrungen, und dieses Volk in seinem Zustande der Barbarei und Unwissenheit geblieben wäre?“

„Die Römischen haben wohl eine feine Nase;“ erwiderte Erasmus, „es wird aber, wie ich sehe, anders kommen, als ich's wünsche . . . . . Wie kommt es doch, Freund Morus, daß je mehr Glaube, desto mehr der Wildheit? und der Grausamkeit? — Und dabei hat doch die Lehre Jesu so viel des Zarten und Feinen in sich liegen! Es ist wahrlich seltsam. Ich möchte beinahe denken, wenn Glaube Erkenntniß wäre, es sei das unser Fluch, daß wir vom Baume gegessen. Der Baum des Glaubens hat bisher nur giftige Frucht getragen!“

„Ja,“ sagte darauf Morus, „das haben wir neulich wieder bei dem Florentiner Dominicanermönch gesehen. Und auch

darin gebe ich Dir Recht, Erasmus, daß Theologie nicht in unsere Universitäten hineingehört. Als ich das Capitel: Studien und Litteratur der Utopier bei Abfassung meiner Utopia überdachte, kam mir auch ein ähnlicher Gedanke; doch führt ich ihn nicht aus. Ich halt Wunder- und Dogmenglauben ohnedies für den Menschen schädlich, denn er nimmt ihm die Ehrfurcht und den Sinn für Wahrheit und Wahrhaftigkeit. In den guten Wissenschaften und im Leben, so dacht ich mir," fuhr Morus fort, „hält man Dies oder Jenes für wahr oder wahrscheinlich, weil wir Gründe haben, es so anzusehen; wir werden von unserem Inneren heraus genöthigt, es zu glauben. Der Gläubige und gar der Theologe aber glaubt im Vorhinein an irgend was, ohne den geringsten Grund dafür in sich selbst zu haben; ja, genau gesprochen, glaubt er's gar nicht, er hört's nur sagen und sagt's dann nach, er verzicht auf jeden Grund; und wenn er's, wie die Theologi, der Vernunft vorlegt, so zieht und zerrt er hin und her, bis die Vernunft auf's Maul geschlagen ist und stumm bleiben muß, gerade da, wo sie reden sollt. Wie hat doch selbst Nicolaus Cusanus gegen den wahren heiligen Geist gesündigt! — von den Anderen gar nicht erst zu reden — wenn er z. B. die Dreieinigkeit oder die Menschwerdung zu beweisen unternimmt. Sagt er doch: daß die Einheit Gottes zugleich eine Dreiheit sei, sehe man aus dem menschlichen Verstande, bei dem das Denkende, das Denkbare und das Denken ebenfalls Eines seien! Derlei Spiel mit Worten hält er für Beweis! Und ähnlich macht er's mit der Menschwerdung, da er behauptet: die Gottheit wollt ihr Werk, nämlich den Inbegriff aller Creaturen, zur Vollkommenheit erheben; und dies nur dadurch geschehen konnt, daß sie selbst Creatur wurde; und sie wählt dazu die Menschheit, weil diese in der Wesenreihe eine Mittelstufe einnimmt. Woher mag Cusanus es wohl erfahren haben, daß gerad die Menschheit eine Mittelstufe einnimmt? Und woher weiß er es, daß Gott sein Werk zuerst unvollkommen gemacht, und es erst später durch die Menschwerdung verbessern wollt?!"

„Aber noch bequemer machte sichs doch der heilige Anselmus von Canterbury," sagte Erasmus, „der sagt geradezu, ohn alle Umschweife, allem Philosophiren über Religionsgegenstände müsse der Glaube vorausgehen, und Nichts könne

wahr sein, was dem Kirchenglauben widerstreitet. Ich möcht nur für mein Leben gerne wissen, warum?"

„Des Anselmus Ausspruch blieb ja auch Regel und Richtschnur für alle Theologi bis auf den heutigen Tag," versetzte Morus, „und das meint ich eben, als ich vorhin sagte, es fehle ihnen Allen an Achtung vor Wahrhaftigkeit und Wahrheit.

Sinn und Achtung für Wahrheit halt ich aber für eine große Tugend, und wenn man, wie die Theologi, auf Vernunft, Urtheil und Ueberzeugung verzicht, so ist das ein Verderb für Alle und besonders für die Jugend. Darum halt ich's mit Dir, Erasmus: Theologie gehöre nicht zu den guten Wissenschaften, und sie sei nicht würdig, auf unsern Universitäten gelehrt zu werden; ja, es wäre besser, sie wäre nie entstanden!"

„Fehlt's an Wahrheitssinn, so folgt dann alles andere Schlimme nach," sprach Erasmus. „Nicht sehen wollen, nicht hören wollen, ist Anfang aller Barbarei. Zuerst ist's bloß Unsinn, dann wird's Trotz und Bosheit, am Ende ist's Wildheit über alle Maaßen! . . . . Ja, der Dominicaner in Florenz, von dem Du eben sprachst, wollt in seinem triumphus crucis den Theologen spielen, wußte sich Wunder was auf seine Frömmigkeit, und ward ein gar arger Wütherich; so machen's diese Herren Alle: Mit gar feinen und schönen Dingen fangen sie an, sprechen nur immer von des Herrn Jesu Güte und Liebe, und von der heiligen Mutter Gottes, und der Schluß ist dann Poltern, Fluchen und Strafen! Savonarola befolgte in seinem Sinn die Sprüche des Herrn: „ „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth" ", und die anderen Analoga desgleichen; denn er stachelte die Kinder in Florenz gegen ihre Eltern! Für die Feinde der Republik verlangte er den Tod; für die Spieler Folter; das glühende Eisen für die Flucher! Den Behörden warf er ihre Milde vor: „ „Ihr müßt grausam sein, sonst wird Gott zornig werden!" ", rief er ihnen zu. Ein einzig Körnlein Zweifel und Achtung vor Wahrheit und Vernunft wäre genug gewesen, ihm allen Fanatismus zu benehmen; aber dieses Körnlein hatt er nicht!"

„Gewiß hat dieser Mönch sich und seine Stadt dem Ver-

derben zugeführt," versetzte Morus, „und die Mittel, wie er vorhandene Uebel heilen wollte, waren viel schlimmer, als die Uebel selbst. Er machte Jesus zum König von Florenz, und Alles ging drunter und drüber. Wehe den Menschen, wenn Klosterbrüder Gesetze geben!"

„Und wie ging er selbst elend zu Grunde!", sagte Erasmus. Der Arme muß auch seiner Sache nicht sehr sicher gewesen sein! da er verlangte, bei der Feuerprobe die Hostie mit ins Feuer zu nehmen. Es scheint, er wollt sich schützen, wie die Leute, die nicht schwimmen können, sich der Schwimmblasen bedienen. Man erlaubte ihm's aber nicht . . . . . Und wenn sie's auch erlaubt hätten! Wie dann, wenn die Blase ein Loch hat? — Uebrigens fiel's nur auf ihn selbst zurück; er war stets dem Satz des Herrn gefolgt: „„Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich."" Und dies ist auch ein Satz, der mir seit jeher nicht gefallen wollt. Von ihm stammt aller Tumult und alles Blutvergießen, seit Entstehung unser Religion bis auf den heutigen Tag; es ist davon die Wurzel und der Urgrund. Ach, warum hat der Herr so gesprochen! Heute spricht auch Luther so und alle die Lutherlein desgleichen. Da sprach doch der große Julius ganz anders!"

„Meinst Du den Ausspruch," sagte Morus, „den er im Beginn des Bürgerkrieges that: „„Wer nicht wider mich ist, ist für mich?""

„Den eben meine ich," erwiderte Erasmus, „und der zeugt am besten für des Cäsar groß Gemüth. Hat die Welt jemals einen Politikus, oder gar einen Soldaten, so sprechen hören? Die Religionsstifter am wenigsten, die doch Lieb und Frieden bringen sollen."

„Noch besser sieht man in des Julius Gemüth," setzte Morus hinzu, „wenn man des Cicero Worte an ihn bedenkt, da er ihm schreibt: „„Du bist milder im Krieg, als Andere im Frieden.""

„Denke ich an diesen Mann," sagte hierauf Erasmus, „so ist mir überaus wehe zu Muthe. Ich nannt ihn wohl 'nen Räuber, aber welch guter Räuber war er doch! Ein solcher Mensch — und ein solches Ende!"

„Hast Du, Erasmus, je ein gutes Conterfei oder Büste des Cajus Julius gesehen? Ich hätt' ihn für mein Leben

gerne kennen mögen! Die Natur muß ihm doch auch äußerlich Zeichen seiner Hoheit gegeben haben?"

„Ich habe in irgend einem Autor gelesen, vergaß aber, in welchem, sagte Erasmus, „man habe einmal Artemidorus, den Wahrsager, kommen lassen und hinter eine Wand gestellt. Dann zeigte Einer nach dem Anderen ihm seine Hand zur Prüfung und zum Urtheil hin, ohne daß Artemidorus wissen konnte, wem sie angehöre. Da bekam er denn auch eine Hand zur Prüfung, die er sogleich nach dem ersten Anblick mit großer Verwunderung betrachten mußt. Zuerst murmelte er unverständliche Worte vor sich hin, dann sprach er aus seinem Versteck hervor: Diese Hand sei weder groß noch klein; die Finger fein gegliedert, aber nicht allzusehr gespitzt; die Haut glänzend, nicht feucht, nicht warm und nicht kalt. Er besah dann die Linien und sagte: der Mann, dem diese Hand gehöre, müsse der treueste Freund, der vornehmste Geist und ganz ohn jedes Rachegefühl sein; und plötzlich rief er hinter dem Vorhange laut hervor: „„Das muß des Cajus Julius Hand sein! Das kann keines Anderen als Cäsars Hand sein!"" — Und dem war auch so."

Nachdem Beide einen Augenblick geschwiegen hatten, begann dann Morus: „Wer von allen Menschen, glaubst Du, Freund Erasmus, hat wohl am tiefsten in den Abgrund der Welt geblickt? Man könnte denken, unser Herr, als er, der sich für die Menschen opfern wollte, im letzten Augenblicke sich von Gott verlassen sah. Wie mußte doch dem zu Muthe gewesen sein? Es ist nicht auszudenken! . . . . Aber auch Cäsar hat es zu kosten bekommen! Auch er hat den tiefen Blick gethan!"

„Ich glaub," sprach hierauf Erasmus, „der Herr hat bei seinem Tod nicht in den Abgrund der Welt geschaut, denn er hatte seine Gedanken bis zum Ende auf Gott gerichtet, und wie der Psalmist rief er: „„Mein Gott, warum hast Du mich verlassen?"" — Es war wie ein Vorwurf, wie Verzweiflung; darum schrie er auch. Cäsar aber schrie nicht, er schaute immer, er betrachtete und schwieg.

Sein Tod war keine Verzweiflung, sondern ein unergründliches, entsetzendes Erstaunen. Er blieb lange ganz stille,

ſprach kein Wort. . . . . Es heißt, daß als die zweiundzwanzig Dolche bereits in ſeinem Körper wühlten, er noch immer keinen Laut von ſich gegeben und keine Miene verzogen hatte, als ob dies Alles ihn gar nichts angegangen wäre. Alle zweiundzwanzig Dolche in ſeinem Fleiſch vermochten nicht, ſeine Seele zu erreichen. Das konnte erſt der Schmerz, als der Dolch des Brutus ankam; da ſeien denn Cäſarn in dieſem einzigen Augenblick mehr Gedanken durch ſeine große Seele gezogen, als tauſend andern Menſchen in ihrem ganzen Leben. Da hat er wahrlich in den Abgrund der Welt geblickt! Und ſeine Augen ſollen ſich dabei ſo weit geöffnet haben, daß alle Verſchworenen zuſammenfuhren, denn ſie glaubten, Cäſar werde ſie verſchlingen. Dann erſt, nachdem er den tiefen Blick gethan und Brutus angerufen hatte, wollte er von der Welt nichts mehr wiſſen, hüllte ſich in ſeinen Mantel und beſchloß, ſie zu verlaſſen."

Hier ſchwieg Erasmus, und die Tochter des Morus begann zu weinen.

„Und das iſt das Furchtbarſte bei Allem," ſagte dann Morus, „daß die Menſchen all dies Böſe im guten Glauben thun!" — Und nach einigem Nachdenken fuhr er fort: „Was Du, Freund Erasmus, von des Brutus Dolch jetzt ſprachſt, es gilt Aehnliches beinahe auch beim Herrn.

Sieh doch ſeine Jünger an, die Männer aus dem Volke, die er ſich auserwählt, die ſeine einzigen Freunde ſein ſollten. Sie verſtanden ihn nicht und konnten ihn nicht verſtehen, und folgten ihm nur, weil ſie ſich hievon Gewinn verſprachen. Immerwährend wälzten ſich in ihrem Kopfe die Gedanken, was für Herrliches ihnen wohl durch des Herrn Macht bevorſtünde, und die Söhne Zebedäi, Johannes und Jacobus, wollten ſchon von Jeſus ihre Herrlichkeit im Voraus zugeſprochen haben. Marcus C. 10 V. 35, ſagten ſie: „ „Meiſter, gib uns, daß wir ſitzen, Einer zu Deiner Rechten und Einer zu Deiner Linken, in Deiner Herrlichkeit;" " die anderen zehn Jünger wurden unwillig über dieſe Bitte, denn Jeder wollte ſelbſt dergleichen haben, und der Herr mußte all dieſe Bitten abwehren, indem er ihnen zeigte, daß bei ihm Alles anders ſei, als ſie ſich's vorſtellten. „ „Ihr wiſſet," " ſagte er ihnen V. 42, „ „daß die weltlichen Fürſten herrſchen und die Mäch-

tigen unter ihnen haben Gewalt.““ V. 43 „„Aber also soll es unter Euch nicht sein, sondern welcher will groß werden unter Euch, der soll Euer Diener sein.““ Das war aber für die Jünger ein schlechter Trost, und Petrus, ungeduldig des Lohnes harrend, machte dem Herrn sogar schon Vorwürfe, daß der erwartete Vortheil ausgeblieben; C. 10 V. 28 sagte Petrus zu ihm: „„Wir haben Alles verlassen und sind Dir nachgefolgt““, und Jesus konnte ihn nicht anders beschwichtigen, als mit dem Versprechen, V. 30 „„er werde hundertfältig empfangen jetzt in dieser Zeit, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.““ Was aber mochte das Alles nützen? Die Jünger wollten vom Herrn Dinge sehen, die er ihnen nicht zeigen und nicht geben konnte, sie hatten keinen rechten Glauben an ihn und keine Ehrfurcht vor dem Herrn; sonst hätte der ungeduldige Judas, der sich von ihm getäuscht glaubte, ihn nicht verrathen; Thomas hätte nicht an ihm gezweifelt, und Petrus hätte ihn nicht dreimal verleugnet, da er sich sogar des Herrn schämte. . . . . Und dies Alles ist noch Nichts gegen das, was dem Herrn vor seinem Ende noch bevorstand.

Als er sich auf dem Oelberg ängstigte, weinte, und Gott anrief: „„Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir!““, da kümmerten sich seine Jünger nicht um ihn; sie schliefen! Sie ließen ihn trauern und zagen. Dreimal erweckte er sie vom Schlafe, aber sie schliefen immer wieder fort, obwohl er sie bat: „„Meine Seele ist betrübt bis an den Tod, bleibet hier und wachet mit mir.““ Wie mag dem Herrn zu Muthe gewesen sein, umgeben von Feinden, solche Freunde zu haben! Wurde doch der gute Heiland bereits unwirsch über sie und rief den Jüngern zu, Mathäus 26 V. 40: „„Könnet Ihr denn nicht Eine Stunde mit mir wachen?““, und schalt sie sogar bitterlich aus: „„Ach, Ihr wollt nur schlafen und ruhen! Siehe, die Stunde ist hier, daß des Menschen Sohn in der Sünder Hände überantwortet wird, stehet auf und lasset uns gehen.““ Aber wie fühllos Wesen kümmerten sie sich nicht um ihn, überließen ihn sich selbst, schliefen gut und als die Soldaten Jesum fesselten, Math. C. 26, V. 56, „„da verließen ihn alle Jünger und flohen.““

Und nun gar am Ende, beim letzten schweren Gang, bei der Kreuztragung, da war kein einziger seiner Jünger an-

weſend! Erſt nach der Kreuzigung war Johannes neben das Kreuz getreten.

Nicht einmal zur Erleichterung für ſeine ſchwere Seele waren die Jünger gekommen. Was mögen doch das für Menſchen geweſen ſein? Hatten dieſe es verdient, in das Himmelreich zu kommen? Kann man ſie heilige Männer nennen? Sie waren arm, ſie waren auch arm am Geiſte; aber was hätten reiche, was hätten gelehrte Menſchen, gegen die der Herr doch ſo oft zu predigen pflegte, Schlimmeres an ihm thun können, wenn er ſie zu ſeinen Freunden auserkoren hätte? Wenn die Jünger auch ſonſt Nichts an Jeſum verſtanden haben, ſeine unendliche Güte konnten ſie doch verſtehen, aber auch die bewog ſie nicht, bei ihm als mitleidsvolle Freunde auszuharren!

Gewiß hat der Herr um ſich geblickt, als er das Kreuz trug, und ſeine Jünger geſucht; er hatte Sehnſucht nach einem liebenden Blick, nach einer tröſtenden Geberde; aber nicht ein einziger Jünger war zu ſehen!

„Fürwahr, Freund Morus," ſagte Erasmus, „dies Alles iſt nicht weit vom Dolch des Brutus. So viele Bilder ich auch vom Kreuzweg Jeſu ſah, das Schrecklichſte habe ich bei keinem noch gefunden. „„Jeſus am Kreuzweg nach ſeinen Jüngern ſuchend,"" — Wer mag dies Bild uns malen? Vielleicht der Albrecht Dürer könnt's, wenn er etwas freier im Glauben wäre. Wie des Herrn Auge, während das Holz ihn niederdrückt, ſpähend nach ſeinen Freunden umherblickt und Niemanden ſieht, und wie er dann auf einer Station des Leidensweges aus Gram darüber zuſammenbricht — ja, das iſt nicht weit vom Dolch des Brutus! Sie malen nur immer von Neuem — und ſo thut's der Dürer auch — die Geißelungen durch die rohen Knechte, und derlei Aeußerlich's mehr; aber das war's ja nicht! Der innere Schmerz, der tiefe Gram war's, der ihn niederdrückte!"

„Wie ſchrecklich iſt's doch in dieſer Welt!", rief des Morus Tochter aus; und dann ſchwiegen Alle im Abenddunkel, bis ſie aufſtand und Licht herein brachte, um, wie ſie ſagte, die trüben Gedanken zu verſcheuchen.

Physiologie der Herzbewegungen.

Die Officiere einer Grenzfestung luden die Officiere der zunächst gelegenen Garnison eines der beiden anstoßenden Nachbarstaaten zu einem gemeinschaftlichen Festmahle ein, um die gegenwärtige politische Freundschaft der beiden Mächte auch in dieser Weise zum sichtbaren Ausdruck zu bringen.

Und damit das Ganze eine noch erhöhte Bedeutung gewinne, ordnete der Festungscommandant an, daß die Officiere ihre Säbel bei der Tafel nicht ablegen; sondern umgeschnallt behalten sollen, so wie es bei den Festen zu Ehren des Souverains zu geschehen pflegt; welche Anordnung allenthalben das größte Aufsehen erregte, und der Gegenstand eifrigsten Gedankenaustausches wurde.

Da sie nun Alle an der langen Tafel saßen, erhob sich der Festungscommandant zu dem üblichen Toaste.

Während er sich erhob, stieß er mit seinem Stiefelabsatze, gleichzeitig mit den Sohlen den Fußboden scharrend, seinen Stuhl heftig hinter sich; und brachte durch unmerkliche Hin- und Herbewegung seiner Lenden den lose herabhängenden Säbel in lebhaftes Schwanken, so daß er mit starkem Geklirre und Gerassel an den Fuß des Tisches und an die Stuhlbeine anschlagen mußte. Auf dieses Signal hin warfen sich alle Officiere mit einem heftigen Ruck von ihren Sitzen in die Höhe, stießen mit ihren Stiefelabsätzen, gleichzeitig den Fußboden scharrend, ihre Stühle, wie in größter Wuth, hinter sich, und brachten durch ungestüme Drehungen ihres Oberkörpers ihre Säbel zu solch heftigem Rasseln und Klirren, daß der ganze Saal erzitterte, und sie Alle sich gegenseitig in die größte Aufregung und Begeisterung versetzten.

Der Commandant, nicht minder von dem rasselnden Wiederhall berauscht, hob seinen Kopf hoch empor, neigte ihn dann etwas zurück, streckte den Brustkorb so stark als möglich

hervor, und — das Weinglas in der weit ausgestreckten Hand haltend — brach er in den Zuruf aus, daß alle Herzen seiner Officiere, wie sein eigenes, den tapferen Cameraden des Nachbarstaates entgegenschlügen; und daß sie hofften, bald mit ihnen in treuer Waffenbrüderschaft gegen einen gemeinsamen Feind zusammenzustehen und dergl. mehr. — —

Nun aber hatte sich bald darauf durch irgend ein geringfügiges Ereigniß eine Verstimmung zwischen den Regierungen dieser beiden Staaten herausgebildet; und der Festungscommandant erhielt den Wink, so bald als möglich, die Officiere einer Grenzstadt des anderen Nachbarstaats, der mit dem ersten eben auch auf gespanntem Fuße stand, zu einem gemeinschaftlichen Festmahle — und zwar wieder mit umgeschnallten Säbeln — einzuladen.

Wie sie nun Alle an der langen Tafel saßen, erhob sich der Festungscommandant zu dem üblichen Toaste.

Während er sich erhob, stieß er mit seinem Stiefelabsatze, gleichzeitig mit den Sohlen den Fußboden scharrend, seinen Stuhl heftig hinter sich; und brachte durch unmerkliche Hin- und Herbewegung seiner Lenden den lose herabhängenden Säbel in lebhaftes Schwanken, so daß er mit starkem Geklirre und Gerassel an den Fuß des Tisches und an den Stuhlbeinen anschlagen mußte. Auf dieses Signal hin warfen sich alle Officiere mit einem heftigen Ruck von ihren Sitzen in die Höhe, stießen mit ihren Stiefelabsätzen, gleichzeitig mit den Sohlen den Fußboden scharrend, ihre Stühle, wie in größter Wuth, hinter sich; und brachten durch ungestüme Drehungen ihres Oberkörpers ihre Säbel zu solch heftigem Rasseln und Klirren, daß der ganze Saal erzitterte, und sie Alle sich gegenseitig in die größte Aufregung und Begeisterung versetzten.

Der Commandant, nicht minder von dem rasselnden Wiederhall berauscht, hob seinen Kopf hoch empor, neigte ihn dann etwas zurück, streckte den Brustkorb so stark als möglich hervor und — das Weinglas in der weit ausgestreckten Hand haltend — brach er in den Zuruf aus, daß alle Herzen seiner Officiere, wie sein eigenes, den tapferen Cameraden des Nachbarstaates entgegenschlügen; und daß sie hofften, bald mit ihnen in treuer Waffenbrüderschaft gegen einen gemeinsamen Feind zusammenzustehen und dergl. mehr. — —

Einige Zeit nachher war aber wiederum eine gewisse Erkältung der Beziehungen beider zuletzt befreundeten Staaten eingetreten, und man näherte sich von Neuem dem ersten Nachbarstaate.

Der Festungscommandant erhielt daher den Auftrag, wiederum die Officiere der nächsten Garnison, die das erstemal schon eingeladen worden waren, zu einem gemeinschaftlichen Festmahle — und zwar wieder mit umgeschnalltem Säbel — einzuladen.

Wie sie nun Alle beisammen saßen, erhob sich der Festungscommandant — in derselben Weise wie bisher immer — um die Versicherung zu geben, daß alle Herzen seiner Officiere wie sein eigenes den werthen Gästen und treuen Waffenbrüdern entgegenschlügen — als sich etwas ganz Unerhörtes ereignete.

Der Säbel des Commandanten wollte nämlich, aus einem ganz unbekannten Grunde, durchaus nicht zum Baumeln, also auch nicht zum Rasseln und Klirren kommen; er erhob sich wohl zugleich mit dem Oberkörper des Festungscommandanten, that aber nichts weiter, als eben Dies!

In Folge dieses Umstandes kamen die Officiere, denen das bloße Zurückstoßen des Stuhles und das Scharren der Stiefelsohlen seitens des Commandanten es nicht anzuthun vermochte, beinahe gar nicht in die sonst gewohnte Begeisterung. Sie erhoben sich schläfrig von ihren Sitzen, und bewirkten, ganz ohne Absicht, auch kein Rasseln ihrer Säbel.

Da standen sie nun Alle aufrecht, das Weinglas in der energielos ausgestreckten Rechten, ohne richtig hervorgestreckte Brust, ohne trotzig zurückgeworfenen Kopf, ohne Funkeln der Augen!

Mit mattem Blick sahen Alle auf den Commandanten hin und hörten halb apathisch seine Begrüßungsworte an. Die gewechselten Reden waren wohl genau dieselben wie sonst, aber es fehlte gänzlich der Rausch und das Vibriren Aller in kriegerischer Begeisterung; und nicht entfernt war jene Sprungbereitschaft zu jeder befohlenen Brutalität zu erkennen, die bei allen früheren Gelegenheiten in so präciser Weise sichtbar war.

Höchst unbefriedigt verließen Alle die Tafel, und es

fehlte nicht viel, so wären die beiden Officiercorps in Unfrieden voneinander geschieden.

Der Festungscommandant, sehr betrübt und in Angst vor einer Rüge des Kriegsministers, konnte lange die Ursache dieses unseligen Zwischenfalls nicht finden. Irgend ein Umstand, dachte er sich, den Niemand ahnt und den gewiß Niemand absichtlich herbeigeführt hatte, müsse die Schuld tragen; und es sei die größte Energie angezeigt, diesen Umstand herauszufinden, denn sonst wäre Gefahr vorhanden, daß ein nächstesmal sich die Sache wiederhole. Ohnedies sei ein neuerlicher Auftrag zu einem solchen Festmahle in Sicht, denn die officiellen Zeitungen enthielten bereits Andeutungen, daß man sich wiederum dem anderen Nachbarstaate nähern wolle.

Da kam Tags darauf glücklicherweise die ganze Sache auf.

Der Diener des Festungscommandanten hatte nämlich beim Putzen des Säbels bemerkt, daß sich dieser nicht frei genug bewegen könne, weil er zufällig im Gehänge nicht richtig befestigt war. Der Diener theilte dies dem Commandanten mit, ohne zu ahnen, welche Wichtigkeit die Sache hätte; und dieser, wie durch eine Eingebung, sah sofort mit der Schnelligkeit des Blitzes, daß sein Säbel unter diesen erschwerenden Umständen unmöglich hätte baumeln, rasseln und klirren können; und durch weiteres Nachdenken erschloß er auch alle Consequenzen, die sich hieraus ergeben mußten, und die er zu seinem größten Schrecken gestern erst erlebt hatte.

Im Besitze dieser Erkenntniß, athmete der Festungscommandant von allen seinen Sorgen um die Zukunft auf, ja er konnte einen neuen Auftrag zu einem Festmahl mit umgeschnalltem Säbel kaum mehr erwarten. Seinen Diener aber rief er in sein Zimmer, beschenkte ihn reichlich und sagte, während er ihm die Geldmünzen in die Hand drückte: „Sebastian! Sebastian! Du ahnst gar nicht, welch großen Dienst Du durch Deine Mittheilung unserer Dynastie und dem ganzen Staat erwiesen hast!“

Er wollte nicht an den Teufel glauben, und durch seine Scherze lockte er ihn hervor.

Es ist nicht gut, seinen Erlebnissen gegenüber immer den Standpunct allzuhoch zu nehmen und überklug sein zu wollen; für einen Verliebten aber taugt das schon am allerwenigsten.

Das hätte auch jener Alte, der sich doch für einen Philosophen hielt, bedenken sollen, als er, der in seinem Leben niemals geliebt hatte, einem Jüngling weise Lehren über Liebe gab.

Dieser junge Mensch nämlich war einst ein Schüler des Alten gewesen, und hatte an diesem in allen Lebenslagen bisher einen väterlichen Freund gefunden; was auch immer vorkam, er theilte es ihm sogleich vertrauensvoll mit, und mit Ehrfurcht hörte er stets auf das, was sein ehemaliger Lehrer darüber äußerte. Nun trat bei dem Jüngling Das ein, was beinahe Jedem begegnet: Er begann zu lieben; und, voll von Entzücken, besuchte er eines Tages seinen alten Lehrer und Freund, um ihm von seinem unaussprechlichem Glück zu erzählen und die ganz einzigen Vorzüge seines Mädchens zu schildern.

Beim Anhören dieser Mittheilungen blickte aber der Philosoph sehr ernst drein, und als der Jüngling mit seiner Rede zu Ende war und nun freudige Theilnahme seines Freundes erwartete, begann dieser folgendermaßen zu sprechen:

„Du bist noch jung, weißt also nichts vom Leben, und nichts von Frauen. Ich aber habe viel gesehen, viel gehört und viel gelesen. Die Schriften der Philosophen und der Dichter sind alle voll von Darstellungen der Bosheit und Untreue der Frauen; Hunderte von Männern, mit denen ich in meinem Leben sprach, erzählten mir von der tief verborge-

nen Tücke in jedem Weibe; und ich ſelbſt, obwohl ich nie geliebt hatte, habe doch ſo oft bei Frauen gleichzeitig die edelſten und die niedrigſten Eigenſchaften wahrgenommen, daß ich jenen Männern und Schriftſtellern vollauf Glauben ſchenke."

Der junge Mann ſah dem Alten überraſcht in's Angeſicht, konnte kein Auge von ihm wenden und wußte nicht, wie ihm da geſchah.

Jener aber fuhr, immer in demſelben düſteren Tone fort:

„Ein tiefer Kenner der Frauen ſagt, daß ſelbſt die liebreizendſte Frau zu Zeiten und je nach Gelegenheit einen ſo böſen, ja einen ſo dämoniſchen Ausdruck in ihren Mienen zeige, daß man ſie nicht wieder erkennt, und daß der Verliebte dann nicht einmal zu begreifen vermag, wie ſo viel Anmuth, die einſt ſein Herz entzückte, mit ſo viel Bosheit in demſelben Weſen beieinander wohnen können. Und bei jeder Frau trete gewiß irgend einmal jene Gelegenheit und jener Zeitpunct ein, wo ihr Dämon heraustritt; ſo lange das nicht ſtattgefunden, kenne man dieſe Frau nicht, und ſolle ſchweigen, wenn man über ihre Tugenden befragt wird."

„Das Alles iſt nicht möglich!" fiel der Jüngling ein, ſprang von ſeinem Sitze empor und durchlief in höchſter Aufregung das Zimmer.

„Es iſt möglich!", erwiderte der Philoſoph mit feſter Betonung, „Es iſt gewiß ſo! Und das Gefühl, das der Mann hiebei empfindet, iſt nur mit jenem Eindruck zu vergleichen, den im Frühjahr ein hochaufgeſchwollener Fluß auf uns macht, der mächtige Schollen mit ſich führt, und Alles unter furchtbarem Brauſen niederreißt, während man noch Tags zuvor über die gefrorene Fläche mit voller Sicherheit gehen und fahren konnte. Man kann den Widerſpruch nicht faſſen, und wird durch und durch erſchüttert."

„Das kann in meinem Falle nicht gelten," ſagte der junge Mann, „man braucht meine Geliebte nur Einen Augenblick zu ſehen, und man wird eine ſolche Wandlung für unmöglich halten!"

„Das ſagt Jeder," entgegnete der Alte, „glaubſt Du denn, gerade Du würdeſt eine Ausnahme von Allen ſein? Aus welchem Grunde hältſt Du Dich vor einem Schickſal gefeit,

dem so viele andere Männer erlegen? Laß ab von Deiner Liebe, meide die Leidenschaft, und Du wirst deiner Seele den Frieden bewahren."

„Das kann ich nicht, Meister!" erwiderte der Jüngling, „Das träfe mich noch schwerer als Alles, was Du mir prophezeist; und überdies bin ich dessen gewiß, und ich wollte mein Leben dafür einsetzen, Deine Prophezeiung werde bei mir nie und nimmer eintreffen."

„So liebe denn weiter, und sei auf Alles gefaßt!" sagte der Alte und verabschiedete den Jüngling mit einer so traurigen Miene, als ob all das Schlimme bereits eingetreten wäre.

Der junge Mann aber, eine kurze Zeit noch über die Worte des Philosophen bestürzt, faßte sich gar bald, und konnte kaum erwarten, zur bestimmten Stunde wieder bei seinem Mädchen zu sein.

Kaum war er bei seiner Geliebten eingetreten und hatte ihre lieblichen Züge gesehen, so war sofort Alles vergessen, was ihn früher so niederdrückte.

Das Kosen und Scherzen der beiden Verliebten begann, und wollte kein Ende nehmen. Als ob er mit dem Mädchen Mitleid, oder, sie um Verzeihung zu bitten und irgend ein an ihr begangenes Unrecht gut zu machen hätte, verdoppelte der Jüngling seine sonstige Zärtlichkeit. Hundert leere Reden, dann wieder irgend ein ernstes Wort, unzählige kindische Scherze, Grimassen und Bewegungen, dann wieder Küsse, mit tiefstem Ernste gegeben — dies Alles ging ohne Unterbrechung und in schnellstem Wechsel durcheinander.

Aber auch die heftigste Liebe erreicht einen Moment der Ruhe; und so saßen denn bald die beiden Verliebten, Hand in Hand, beisammen; unbeweglich und stille einander in die Augen blickend, als ob sie die eingenommene köstliche seelische Nahrung hätten langsam verdauen müssen.

Während nun der Jüngling zufällig einen Augenblick nicht in das Auge des Mädchens sah, begann sein Geist, wieder zu denken, und es fielen ihm plötzlich die Worte des alten Philosophen ein. Sie kamen ihm über alle Maaßen griesgrämig und verschroben vor, und er hatte jetzt nur den Einen Wunsch: der Alte wäre doch anwesend und könnte sehen, wie gegenstandslos seine Prophezeiung sei und bleiben müsse.

„Dieſes Mädchen böſe! Dieſes Mädchen hier böſe!", ſagte er zu ſich, und ſah ihr dann, wie behufs genauerer Betrachtung und zur Beſtätigung ſeiner Meinung über ſie in's Angeſicht: „Iſt es nicht zum Lachen? Dieſe Unſchuld in den Blicken, dieſe Sanftmuth in allen Bewegungen! Und ein ſolches Mädchen ſoll in ſeinem innerſten Weſen böſe ſein? O ihr Philoſophen, wollt Ihr uns durch Euere Verleumdungen das Lieben vergällen?"

So kurz aber dieſer Gedankengang des jungen Mannes auch währte, ſo hatte doch das Mädchen an ſeiner ungewohnten, wie theilnahmloſen, Berührung ihrer Hände, die er immerwährend umfaßt hielt, gemerkt, daß er ſie in dieſem Augenblick mit ſeiner Aufmerkſamkeit verlaſſen hatte, und daß ſeine Gedanken wo anders als bei ihr geweilt haben mußten.

„Woran haſt Du jetzt gedacht?", fragte das Mädchen lebhaft und mit einer raſchen Bewegung ihm in die Augen ſehend. Auf dieſe Frage antwortete der junge Mann nicht, brach aber in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Nein," fuhr das Mädchen fort, „mit dem Lachen iſt es nicht gethan; Du haſt an irgend etwas gedacht, was Du mir verſchweigſt; ſei offen, ſprich!"

Die ernſte Miene des Mädchens, während ſie ſprach, und die Lebhaftigkeit ihres Affects kleideten ſie ſo reizend, daß der junge Mann ſie nicht minder lebhaft umfaßte und vielemale herzlich küßte, während ſie ſich, etwas ſchmollend, dagegen zu ſträuben verſuchte.

„Schön! Schön!", ſagte ſie darauf, „aber ich möchte doch wiſſen . . . . ſag' einmal: Liebſt Du mich? Liebſt Du mich?", und als ſie keine Antwort bekam, immer ſchneller und ungeduldiger: „Liebſt Du mich? Liebſt Du mich? Liebſt Du mich?"

„Nein!", antwortete der Jüngling, „Ich haſſe Dich, und das aus tiefſtem Grunde meiner Seele, Du mußt das doch ſchon ſeit lange wiſſen?", und hiebei machte er eine komiſch-finſtere Miene, „Ich haſſe Dich, wie man eben nur einen — Engel haſſen kann!", und darauf umfaßte er ihren Leib und bedeckte abermals ihr Angeſicht mit Küſſen.

Sie aber darauf: „Gut! So beweise mir Deine Liebe, beweise sie! Sage mir offen, woran hast Du früher gedacht? Gewiß, Du hast etwas o h n e mich, vielleicht gar g e g e n mich gedacht. Ist es so?"

Der Jüngling sah nun, er werde reden müssen.

Er besann sich einen Augenblick und sprach: „Jemand sagte mir vor Kurzem, daß auch das schönste Mädchen mitunter — böse sein könne; daran erinnerte ich mich. Und nun frage ich Dich, glaubst Du das? . . . Von der allerschönsten glaube ich es n i c h t!"

„Das muß ein rechter Frauenfeind gewesen sein, der das sagte," antwortete sie.

„Und er wieder behauptet," erwiderte er mit neckender Betonung, „er sei kein Frauenfeind, sondern ein Frauenkenner!" und dabei faßte er sie kräftig am Kinn und lachte laut auf.

„Deinen Frauenkenner möge der Teufel holen!", entgegnete sie.

Diese unwirsche Rede und das erregte Aussehen des Mädchens belustigten den jungen Mann so sehr, daß er in seiner guten Laune beschloß, die Neckerei noch weiter fortzusetzen; denn er war außerordentlich neugierig, zu sehen, wie eine recht schnippische und ärgerliche Miene seiner Geliebten wohl stehen möchte.

Und so nahm er denn ihre beiden Hände in die seinigen, drängte das Mädchen etwas von sich weg, sah sie aufmerksam an, und sagte dann mit schelmischer Miene: „Versuch es doch einmal, eine recht böse Miene anzunehmen; ich wett', es wird Dir herrlich gelingen; bist Du denn nicht die böseste Person von der Welt?" und lachte dann wieder aus vollem Halse.

„So sprich doch keinen Unsinn!", erwiderte das Mädchen. „Und mache der Sache ein Ende!"

Nun aber hatte der junge Mann keine Lust, der Sache ein Ende zu machen, denn sie unterhielt ihn gar zu sehr, und er versprach sich vom weiteren Verlaufe derselben erneuertes Vergnügen; andererseits aber konnte er nicht mehr zurück, denn er wußte keine rechte Art, die Situation abzuschließen, die bereits mächtiger war, als er selbst und die ihn immer weiter drängte.

Er hörte daher nicht auf, theils mit Absicht, theils unter beginnendem Unbehagen, und mit bereits etwas erkünstelter Heiterkeit, von dem Mädchen zu verlangen, es solle eine böse, eine recht böse, Miene machen. Und während sie ihr Gesicht bald nach der einen, bald nach der anderen Seite von ihm abwandte, damit er sie nicht anblicken könne, steigerte sich ihre Erregung immer mehr, ohne daß er es merkte.

„So laß Dich doch ansehen!" sagte er, fortwährend ihre Hände haltend, die sie loswinden wollte und lachte wieder, etwas gezwungen, laut auf, „Ich möchte für mein Leben gerne sehen, was für eine böse Miene Du zeigen kannst!" Und eben hatte er diese Bitte um eine böse Miene zu wiederholen begonnen, da kam mit Einem Male aller angehäufter Zorn in dem Mädchen zum Ausbruch.

„Nun aber habe ich's satt!", rief sie in höchster Wildheit aus und stieß ihn mit furchtbarer Gewalt von sich, mit dem rechten Fuße auf den Boden stampfend. „Hat man je eine so abgeschmackte Zweifelsucht gesehen?" Ihr Busen flog auf und nieder, ihr Antlitz wurde immer größer und glühend roth, ihre Augen funkelten; und dabei hatten sich ihre bisher so lieblichen Züge derart verändert, es sprach so viel Erstaunen und Verachtung, Wuth und verletzte Eigenliebe, Rohheit und geradezu unergründlicher Ausdruck von Haß aus ihren Mienen — daß den Jüngling das tiefste Entsetzen erfaßte, da er hier in höchstem Maaße zu sehen bekam, was er zu sehen im tiefsten Grunde seines Herzens gefürchtet und doch so eigensinnig selbst herbeigeführt hatte.

Starr vor Schrecken, sah er dem Mädchen ins Angesicht; mit Grausen vertiefte er sich in die Betrachtung der maßlosen moralischen Häßlichkeit ihrer Züge, und, wie gelähmt, war er doch nicht im Stande, sein Auge von ihnen abzuwenden. Welcher Dämon blickte aus diesem Angesicht! Und wie geringfügig war doch der ganze Anlaß!

Er konnte sich vor Staunen kaum fassen. „Welcher kleinen Ursach wegen!", sagte er sich. „Welches Thier habe ich da aus seiner Höhle hervorgelockt! Ist das Wirklichkeit, was ich da vor mir sehe?" — und dieser vor einem Augenblicke noch so heitere Jüngling sah aus, als ob er plötzlich um ein Jahrzehnt voll Kummer und Harm gealtert wäre.

Nun hatte der Bemitleidenswerthe in der That ganz deutlich vor sich, was einmal Wirklichkeit werden konnte; und er glaubte, in diesen Zügen nicht nur die Gegenwart und nicht nur einzelne Fälle der Zukunft zu erschauen, sondern die aus tiefster Tiefe hervorbrechende Natur dieses Wesens, seiner früher so angebeteten Geliebten.

Der junge Mann war von diesem Anblick so erschüttert und überwältigt, daß er — ganz so, wie sein alter Lehrer es ihm vorausgesagt — vollständig außer Stande war, sich an die frühere Lieblichkeit, an die Unschuld des Blicks und an das gutmüthige Aussehen seiner Geliebten zu erinnern; es war Alles wie ausgelöscht.

Sie lief ihm davon; er verließ das Haus, im Innersten gebrochen. Und von dieser Stunde an war er nie mehr im Stande, zu lieben, ja nicht einmal irgend eine Frau schön zu finden. Denn unter dem Drucke seiner Erinnerung an jenes Erlebniß suchte er immer, selbst hinter den schönsten und lieblichsten Zügen der Frauen, den lauernden Dämon; und unter dem Zwange seiner aufgescheuchten Phantasie wurde ihm dann stets das schönste Antlitz in das bösartigste verwandelt.

Mißtrauen in der Liebe.

„Schau, daß Du fertig wirst, der Bär ist gleich fertig!", schrie der Principal einer Seiltänzergesellschaft, indem er seinen Kopf durch die halbgeöffnete Thür in den Stallraum hineinsteckte.

„Ich komme gleich," antwortete mit heiserer Stimme ein Mädchen, das, ein mit Goldflittern besetztes weißes Kleid in der Hand, auf dem Stroh saß und starr vor sich hin sah; und der Principal war sofort wieder zu seinen Leuten auf den Marktplatz hinaus geeilt. Das Mädchen, bereits genügend geschmückt, warf rasch das Flitterkleid über sich, schüttelte den Kopf, damit sich die aufgelösten goldblonden Haare gleichmäßig um ihren Nacken herumlegten, setzte sich einen Reifen aus Messingblech als Diadem auf die Stirne, das die Haare am Kopfe festhielt, und nahm dann einen tänzelnden Anlauf, so, als ob sie von weiter Ferne athemlos daher geeilt käme. Vor der Bretterbühne blieb sie dann plötzlich stehen, und zeigte sich nun der sichtlich überraschten Zuschauermenge.

Man klatschte in die Hände, sie machte zum Danke rund umher die zierlichsten Verbeugungen, und gab sich alle erdenkliche Mühe, in ihr abgemagertes Gesicht die Züge eines freundlichen Lächelns zu bringen. Da nun der Tanzbär seine Künste beendet hatte, trat der Principal auf sie zu, nahm sie galant bei der linken Hand und führte sie auf die Bühne, um sie dem Publikum vorzustellen. Hierauf erschollen wieder Zurufe; das Mädchen ging zu dem gespannten Seile hin, übernahm aus den Händen des Directors die Balancirstange, und begann, letztere hin und her wägend, die richtige Spannung des Seils mit den Füßen zu prüfen.

Als nun das Mädchen seine Wanderung auf dem Seile begonnen hatte, waren alle Fenster der Häuser auf dem Marktplatze mit Neugierigen besetzt; und, vermöge der Richtung, in der das Seil gezogen war, kam Jene, während sie vorwärts schritt, immer näher und in fast gleiche Höhe mit dem Fenster des zweiten Stockwerks eines vorspringenden Hauses.

In diesem Fenster zeigte sich, soeben vom Studiertische aufgestanden, ein junger Mann; nicht besonders schön, aber seine Züge mit ihrem träumerischen Ausdruck schienen immer einen Menschen zu suchen, dem er ganz besonders gut sein konnte.

Als der Student die Seiltänzerin von dem anderen Ende des Seils herankommen, dann ihre phantastische Kleidung, ihre langen, goldblonden Haare sah, und die zierliche Art, wie sie ihren schlanken Beinen abwechselnd eine kleine Drehung gab und dann ihre kleinen Füße graciös auf das Seil hinstellte — da erschien sie ihm so außerordentlich schön und liebreizend, als ob ein Wesen vom Himmel her auf ihn zugeschritten käme.

Der junge Mann steckte den Kopf so weit als möglich aus dem Fenster hinaus, und da sie sich ihm mehr und mehr näherte, klopfte ihm das Herz immer mächtiger; und in die höchste Aufregung gerieth er gar, als das Mädchen die letzten Schritte im raschen Lauf bis zum Ende des Seiles ganz nahe an seinem Kopfe zurücklegte.

Dem Studenten machte es den Eindruck, als ob sie nur seinetwegen hier herauf gekommen wäre, ja es schon nicht hätte erwarten können, ihn zu sehen, und darum auch zuletzt so rasch zu ihm herangelaufen käme.

Das Mädchen aber, das bisher an nichts Anderes als an seine Sicherheit dachte, hatte früher den Studenten gar nicht bemerkt; und erst als sie ganz dicht vor ihm stand, und sich eben zwischen die gekreuzten Stangen des Seilgerüstes niedersetzen wollte, bemerkte sie den jungen Menschen und blickte ihm einigermaßen verwundert ins Angesicht.

Sie vertiefte sich in seine Züge und sah ihm dann fragend in die Augen. Der Student that dasselbe, und da gewahrte er: Ein gezwungen heiteres Lächeln, ein unter der Schminke abgehärmtes Gesicht, abgemagerte Arme und Beine. Auf das stieg in ihm sogleich tiefes Mitleid und Drang nach Erbarmen auf.

Das Mädchen, während es sich niedersetzte, konnte keinen Blick von ihm lassen; der junge Mann schaute sie ebenfalls unverwandt an. Und in dieser Höhe, ganz allein, während unten die tosende Menge Beifall klatschte, vergaßen die Beiden

Alles, was um sie her vorging; es war ihnen so, wie wenn nur sie allein, ohne Zusammenhang mit der ganzen anderen Welt und nur für einander existirten; ja, als ob sie seit jeher zueinander gehört hätten, und das Seil eigens zu dem Zwecke gezogen worden wäre, damit sie endlich einmal zusammen kommen konnten.

Sie sprachen kein Wort.

Das Mädchen aber bemerkte immer deutlicher die tief mitleidvollen Züge des Studenten; und da ihr nun in dem ganz nahen Angesichte, voll von Erbarmen, die ganze Größe ihres Elends in neuer Weise zum Bewußtsein gekommen war, durchzuckte sie in unaussprechlicher Schnelligkeit eine Reihe so mächtiger Empfindungen, daß ihr der Athem zu stocken begann. Rasch stand sie auf und fing sofort an, nach Vorschrift rückwärts gekehrt, ihren Weg auf dem Seile zurückzulegen; am Ende angekommen, lehnte sie schnell die Balancirstange an das Seilgerüst; stieg, ohne sich um das Publikum zu kümmern, mit ganz verstörten Zügen herab, dann setzte sie sich auf die Schaubühne, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und begann, unter heftigem Schluchzen, unaufhörlich zu weinen.

Das Weinen wollte gar kein Ende nehmen; die Zuschauer murrten, und der Principal erboste nicht wenig über diese Scene und über die Unterbrechung der ganzen Produktion; er riß ihr die Hände vom Gesicht weg, und fragte sie in barschem Ton: „Was hast Du? Was gibt's?"

Das Mädchen vergrub wieder ihr Gesicht in die Hände und schluchzte, den Kopf tief in den Schooß geneigt, ohne zu antworten, weiter.

Da der Principal sah, daß Das kein Ende nehmen wollte, rief er zwei kleine Buben seiner Gesellschaft, die, in weißen Tricots, schon auf seine Befehle warteten. „Ihr Schweinsbuben, macht unterdessen Euere Dummheiten!", sagte er ihnen mit gedämpfter Stimme, packte das Mädchen, warf es wie einen Sack über seine rechte Schulter, wobei ihr die langen Haare bis zum Boden herabreichten, und verschwand mit ihr, während sie immerfort weinte, in dem Gasthof am Platze, wo sie eingemiethet waren.

Der Student, dem das Benehmen des Mädchens nicht verständlich war, bemerkte, wie sie weggetragen wurde; und

als er sie über der Schulter des vierschrötigen Directors der Truppe herabhängen sah, wurde ihm unaussprechlich wehe zu Muthe. —

Am nächsten Tage, noch vor der Stunde der Produktionen der Akrobaten besuchte ein Jugendfreund den Studenten, um von dessen Fenster aus die Kunststücke mitansehen zu können. Sie sprachen auch von der Seiltänzerin, und der Freund bemerkte bald, daß der Andere eine tiefe Zuneigung zu ihr gefaßt haben müsse. Endlich gestand es der Student auch ganz offen, er habe die ganze Nacht von dem armen Mädchen geträumt, und er könne gar nicht aufhören, an sie zu denken.

Der Freund war darüber nicht wenig erschrocken: „Wohin soll das führen?", sagte er, „Bedenke doch, daß das ein Mädchen aus der Hefe des Volkes ist; umhergetrieben in aller Welt; mit, wer weiß wie vielen, Männern schon verbuhlt gewesen — wie soll das enden? Siehst Du denn nicht, daß nur der Flitter und das Messingblechdiadem Dich berückt haben, und daß das schlaue Mädchen mit Dir cokettirt hat?"

Der Student entgegnete: „Flitter und Diadem galten mir nichts, besonders, als sie mir nahe stand; sie hat auch gewiß nicht mit mir cokettirt, sie konnte es ja gar nicht, denn ihre Züge waren so deutlich vergrämt, daß jede Ziererei ausgeschlossen war. Und daß sie aus der Hefe des Volkes und viel umhergetrieben ist, was soll das machen? Wir können auch nicht sicher wissen, ob sie so sehr verbuhlt war, wie Du es annimmst; ja, ich muß Dir noch mehr sagen: selbst, wenn es wahr wäre, könnte es mich nicht abhalten, dieses arme Wesen zu bemitleiden und zu lieben. Erinnere Dich an das Wort unseres alten Lehrers: „„Mitleid und Verbrechen gewisser Art corrigiren die schlechten Zustände der Gesellschaft;" " ich habe meine Partie beim Mitleid, und aus Mitleid mag auch wohl meine Liebe zu dem Mädchen stammen."

Diese Worte machten den Freund des Studenten nicht wenig besorgt; er bot alle Redegabe auf, um diesen umzustimmen. Und als Alles vergeblich war, nahm er seine Zuflucht zur List, und sagte: „Ich sehe, daß meine Mühe umsonst aufgewendet ist; es sei denn so! Liebe die Seiltänzerin! Du wirst aber trotz Deiner Liebe einsehen, daß es bei ihrem

Vorleben angezeigt scheint, wenigstens eine Probe mit ihr zu machen, und zu erforschen, ob sie auch Dich liebt; denn Du wirst Dich doch wohl nicht damit begnügen wollen, sie ohne Gegenliebe gerne zu haben?"

„Nun, und was soll geschehen?" fragte der Student.

„Stelle folgende Probe mit ihr an: Wenn sie später wieder zu Deinem Fenster kommt, so zeige ihr eine ganz gleichgültige Miene und verlasse mit mir zusammen das Fenster. Wir werden dann sehen, ob Das Eindruck auf sie macht; liebt sie Dich, so wird sie sich tief kränken, und Alles daran setzen, mit Dir wieder zusammen zu kommen; und auf die Eine oder die andere Weise wird ihr dies, wie jedem Mädchen, das sich etwas fest vornimmt, gewiß gelingen. Dann hast Du den Beweis ihrer Gegenliebe gewonnen, und kannst sie beruhigt weiter lieben."

Anfangs wollte der Student diesem Plan durchaus nicht zustimmen; er befürchtete, es werde dem Mädchen zu wehe thun, wenn er es von sich stoße; sein Freund aber machte zu dieser Befürchtung eine so überlegene satyrische Miene, daß der Student eingeschüchtert wurde, und es doch für gerathen fand, auf den Vorschlag einzugehen.

Kaum war das Gespräch zu Ende, da begann wieder die Produktion auf dem Seil. Die Tänzerin kam auf den Schauplatz, trat mit festen Schritten zum Gerüste und schritt rasch und munter das Seil hinan; man sah es ihr an, sie könne es kaum erwarten, hinaufzukommen.

„Was hat doch heute das Mädchen?" fragten einander die Zuschauer; „Gestern weinte und schluchzte sie, heute strahlt sie vor Freude und eilt auf das Seil hinauf, während sie gestern nicht schnell genug herunterkommen konnte!"

„Herr Direktor," wandte sich Einer der Orts-Honoratioren an diesen, „was war gestern mit dem Mädchen vorgegangen? Heute ist sie wie ausgewechselt."

„Ich konnte nichts aus ihr herausbringen," antwortete der Principal, „ich bemerkte nur, daß sie heute Nachts bis gegen den Morgen hin immerfort geweint, dann aber wurde sie mit Einem male ruhig und schlief ein. Singend stand sie heute auf, was ich noch nie an ihr bemerkt habe, und den ganzen Tag über war sie munter und guter Dinge."

In der That sprang das Mädchen mehr, als sie ging, das Seil hinan, nahm rasch die Balancirstange in die Hände, und schritt, stets das Gesicht nach jenem Fenster am Seilende gerichtet, elastisch und selbstbewußt die Bahn entlang.

Als sie an das Seilende kam, fand sie das Fenster wieder von dem Studenten besetzt; seinen Collegen, der hinter ihm stand, bemerkte sie anfangs nicht. Schon in einiger Entfernung zeigte sie dem jungen Manne ein überaus freundliches Angesicht, und sah ihn dann, als sie sich niedersetzte, mit beseligter und lächelnder Miene so an, als ob sie einen alten Freund wiedersehen und auf irgend ein liebevolles Zeichen oder eine solche Aeußerung von ihm warten würde. Der Student war ganz ergriffen, und eine Thräne kam ihm in die Augen. Sein College jedoch, der die liebliche Miene der Seiltänzerin als einen Kunstgriff betrachtete, mit dem sie den Studenten an sich ziehen wolle, stieß diesen in die Seite, um ihn an ihren Plan zu erinnern. „Komm doch herein in's Zimmer," sagte er zu ihm, „ich will Dir etwas zeigen," und zog ihn, der hiezu eine sehr finstere Miene machte, vom Fenster weg in das Innere der Wohnung.

Als nun das Mädchen die finstere Miene des Studenten bemerkte, glaubte es, sie gelte ihr; und als er gar vom Fenster wegging und sie ohne jedes freundliche Zeichen verließ, blieb sie einen Augenblick wie versteinert auf ihrem Platze. Sie wartete eine Zeit, ob er nicht doch wiederkehren werde, und als das nicht geschah, stand sie rasch auf, wog die Balancirstange mechanisch in ihren Händen und schritt mit furchtbarem Ernst langsam und nachdenkend auf dem Seil zurück. Wie geistesabwesend ging sie den gefährlichen Weg weiter, immer langsamer, immer langsamer, das Bild des jungen Menschen im Kopf, der ihr zuerst wie ein Erlöser erschienen war, und nunmehr sie wieder in ihrem Elend allein ließ.

Sie fühlte einen unbeschreiblichen Druck auf ihrem Herzen, und, ihrer selbst nicht mehr mächtig, warf sie, ungefähr in der Mitte des Weges angekommen, plötzlich die Balancirstange weg und stürzte sich auf das Pflaster herab.

Der allgemeine Aufschrei der Zuschauer rief den Studenten rasch zum Fenster, und da sah er, wie das Mädchen

unten auf dem Pflaster lag und sich nicht rührte; ihr goldblondes Haar, während des Falles in der Luft nach allen Seiten auseinander getrieben, breitete sich wie ein goldener Strahlenkranz um ihre Leiche aus und bedeckte die zerschmetterten Gliedmaßen. Der Student blickte wie erstarrt nach unten, sprach kein Wort und konnte kein Auge wegwenden; während sein Freund ihn verließ und auf den Platz hinunterging, um sich die Sache anzusehen. Man trug die Leiche fort; der Student aber konnte noch immer nicht aufhören, die Stelle, wo sie gelegen war, zu betrachten.

An jedem der folgenden Tage, zur Stunde, in der das Mädchen das Seil zu besteigen pflegte, trat er an das Fenster und sah bald nach der Stelle, wo es neben ihm gesessen, bald nach jener unten, wo es todt gelegen war.

Lange hielt er jedoch diesen Zustand nicht aus, und in einem Anfalle höchsten Trübsinns beschloß er, sich das Leben zu nehmen. Vorher aber übersandte er noch an seinen Freund ein Schreiben folgenden Inhalts: „Du hast mir gut rathen wollen, und Deine Absicht war die eines wahren Freundes; Du hast mir Mißtrauen in die Liebe dieses Mädchens eingeflößt und mich vor ihm zu schützen gesucht. In hundert Fällen konntest Du Recht behalten — in diesem Einen hattest Du Unrecht; und nun ist durch Deinen unglückseligen Irrthum das Unglück geschehen! Meine Liebe hätte dieses arme Wesen glücklich gemacht, aber es war mir nicht vergönnt! Ich habe die bisher einzige Gelegenheit, Glück zu verbreiten, vorübergehen lassen, und statt dessen sogar das größte Unheil angerichtet; mein Dasein hat keinen Zweck mehr, mein Herz treibt mich aus dieser Welt heraus, denn ich kann die Erinnerung an dieses Mädchen nicht los werden und finde keinen Trost, daß ich es in den Tod getrieben. Ich Unglücklicher habe mich, gegen mein besseres Selbst, gezwungen, meiner Liebe zu widerstehen — und das rächte sich an mir und ihr. Lebe wohl! Ich muß mit mir ein Ende machen."

Und letzteres that er auch.

Der große Drachenblick des Philosophen Li-tsi.

Eines Tages besuchte Su-tschu den Li-tsi und sagte zu ihm: „Man spricht von Dir als von einem Dichter; erfüllst Du alle sechsunddreißig Bedingungen?"

Li-tsi entgegnete: „Alle sechsunddreißig Bedingungen sind mein. Das gilt mir aber noch nichts. Wer sie auch Alle hat, und nichts mehr, bleibt immer nur der Knabe, der Drachen steigen läßt. Ich besitze den großen Drachenblick. Die sechsunddreißig Bedingungen genügen mir nicht."

Su-tschu fragte mit schüchterner Miene: „In welcher Zeit kann Untergebener den großen Drachenblick von Wohlgeboren lernen?"

Li-tsi rief ihm zu: „Du fragst nach der Zeit, in der Du den Drachenblick gewinnen kannst, und weißt doch noch nicht, was er ist. Du bist noch nicht würdig."

Nach einiger Zeit besuchte Su-tschu den Li-tsi wieder, und trat in sein Zimmer, ohne ihn zu begrüßen. Li-tsi bemerkte ihn und sagte: „Es ist gut."

Nach einer Stunde sagte Li-tsi: „Neige ich den Kopf nach vorwärts und ziehe das Auge einwärts, so erscheinen mir Menschen und Dinge älter; neige ich den Kopf rückwärts und werfe den Blick hervor, so werden Menschen und Dinge jünger. Der Grad steht in meinem Belieben. Ich erkenne das Junge im Gealterten, und sehe das Alte voraus im Jungen. Halte ich den Kopf unbeweglich und senke die Augenlider, so wird allmählich Stein zu Baum, Baum zu Thier, Thier zu Mensch; reiße ich die Augenlider auf, so geht Alles den umgekehrten Weg. Der Grad steht in meinem Belieben. Nichts Einzelnes hat Bestand vor mir, es wird Alles zum Teig."

Su-tschu sagte darauf: „Von dieser Gabe kann man ja leicht tausendfachen Nutzen ziehen!"

Li-tsi erwiderte: „Du denkst an den Nutzen — den großen Drachenblick erreicht Deines Gleichen nicht."

Macht der Musik.

Ein junger Mann empfahl sich von seiner Geliebten, um ein Concert zu besuchen, mit dem Versprechen, nach Beendigung desselben sogleich wieder zu ihr zu kommen.

Die verliebten Reden, die Scherze und Küsse hatten ihn aber so aufgehalten, daß bei seinem Eintritt in den Concertsaal Eines der Musikstücke schon zu Ende war. Er begab sich nun an den ihm angewiesenen Platz und frug seinen Nachbar nach dem Programm der Aufführung, das er keine Zeit gehabt hätte, näher anzusehen. Der Nachbar, ein ältlicher untersetzt gebauter Herr, mit zerrauftem Haar und abgetragenen Kleidern, hielt fortwährend einen Stock mit beiden Händen zwischen seinen Beinen, und machte auf die Frage ein sehr unwirsches Gesicht.

„Sie fragen," antwortete er, nachdem er den jungen Mann zuerst einige Zeit mit durchbohrendem Blick gemustert hatte, „was wir heute zu hören bekommen? Wir hören: Zuerst den satten Elephanten, der brummt sich in seiner Behaglichkeit etwas vor, und wir sollen dabei sein; auf dem Programm heißt es: Toccata von Johann Sebastian Bach. Indessen kann ich Ihnen sagen, mein junges Herrchen, hiezu sind Sie schon zu spät gekommen; den Elephanten haben Sie also versäumt. Es wird aber nicht lange dauern, so wird der Zwinger wieder geöffnet; und heraus wird stürzen der große hungerige Löwe, er wird abwechselnd brüllen und seufzen; auf dem Programm heißt es: Mondschein-Sonate. Nun, meinetwegen. Uebrigens habe ich schon genug mit Ihnen gesprochen; er kommt gleich; hüten Sie sich, einen Laut oder einen Blick mir zuzusenden, es würde mich stören; und überhaupt: ich kann Sie heute nicht weiter brauchen!"

Hierauf wandte sich der alte Herr ab, stützte sein Kinn auf seinen Stockknopf, und blickte mit erwartungsvoller Miene in's Leere.

Nun begann auch sogleich die Sonate.

Nach wenigen Augenblicken schon kam das Gemüth des jungen Mannes in eine stetig sich steigernde angenehme Bedrängniß. Bald fühlte er sich mit freierem Athem in die Höhe schweben und einem süßen und zugleich gewaltigen Zuge unwiderstehlich nachgetrieben.

Er kannte das Bild des Musikers, der dieses Tonstück geschaffen hatte, und er sah immer deutlicher, wie der Meister seine wilde Mähne schüttle, mit strengem Blick sich nach ihm umwende und ihm bedeute, ihm zu folgen. Da sagte der junge Mensch zum Meister: „Habe Nachsicht mit mir! Du reißest mich zu jäh in die Höhe, und ich fürchte, zur Erde zu stürzen!“

Auf das schleuderte der Meister Blitze aus seinen Augen, schwang sich immer höher, und riß Alles so jäh mit sich fort, daß ein heulender Sturmwind entgegen blies. Der junge Mann hatte schon sich und die Welt verloren, da empfand er mit Einem male eine beglückende und trauernde Beruhigung, und immer mehr bemerkte er, daß alle Töne ja aus seinem Inneren kamen. Da sah er die Erde und die Menschen so klar vor sich wie noch nie, und er sprach zum Meister: „Ja, es ist so! Das Unglück schleicht summend unter den Menschen umher. . . . . Wie sie weinen und klagen! Wißt Ihr denn aber nicht,“ rief er herab, indem er sich vorbeugte, „daß das Alles nur ein Scherz ist? Ihr Guten, wie liebe ich Euch! . . . . Wie sie sich umeinander drängen! Wenn Euch zu wehe wird, so horcht, und Ihr werdet getröstet sein. Seht, welches Paradies er Euch zeigt, und Ihr wußtet gar nicht, wie nahe es Euch sei! . . . . Schnell, seht doch, welche Herrlichkeiten sich Euch nähern! Ungeheurer Meister, halte ein, Du gibst zu viel!“

Aber der Meister wandte sich nicht, antwortete nicht und stürmte weiter.

„Unendlicher Meister,“ rief ihm der junge Mensch nach, „nicht so weiter, es ist zu viel! Willst Du denn alle Uebel der Welt ausgleichen? Ueberschreite die Grenzen nicht! Was Du uns zeigst, ist uns Menschen nicht erlaubt, zu sehen. Ich fürchte, wir vergehen! Du forderst ein Weltunglück heraus, wenn wir zu selig sind! Halt ein! Steh stille! . . . . Endlich! Du läßt Dich herab! . . . . Hier bist Du!“ —

Das Tonstück war zu Ende, und der Beifall der Zuhörer weckte den jungen Mann aus seiner idealen Betäubung. Sein Nachbar schrie mit glühendem Angesicht in den Lärm hinein: „Ja, ja, freilich! Ruft ihn nur, ruft ihn immer wieder, ruft ihn von den Todten herauf, vielleicht bringt Ihr ihn doch zu uns!“ Erschöpft schwieg er dann, setzte den Hut auf und während ihm die Thränen über die Wangen liefen, sprach er vor sich hin: „Wir mögen rufen, wie lange wir wollen, wir können ihn doch nicht heraufbringen!“

Er wie alle andern verließen den Saal, und der junge Mann ging langsam davon, und in Empfindungen und Träumen verloren, irrte er in den Straßen der Stadt umher. Spät, sehr spät erinnerte er sich seiner Geliebten.

„Ist das die Eile Deiner Liebe?“ rief sie ihm beim Eintritt gleich entgegen. Er aber antwortete:

„Du willst doch nicht mit Beethoven kämpfen?“

Die trauernde Schönheit.

Wenn das Mädchen durch die Straßen ging, war das immer ein Ereigniß.

Die Lastträger vergaßen ihre Last, blieben stehen, sahen sie an und blickten ihr noch lange Zeit nach.

Männer, die noch so dringende Geschäfte vor hatten, blieben wie festgewurzelt, sahen sie an und blickten ihr lange nach.

Leute, die einander ganz fremd waren, fühlten sich gedrängt, einander ihre Bewunderung jener Schönheit mitzutheilen so als ob sie langjährige Freunde gewesen wären.

Selbst sehr niedergeschlagen einherwandelnde Menschen, die Gram im Herzen trügen oder von großer Sorge schwer belastet waren, hatten, wenn sie sie sahen, einen Augenblick von Seligkeit, und vergaßen allen Gram und alle Sorge. —

Der erste Frühlingstag war gekommen. Die Sonne strahlte am Himmel; das Firmament war wolkenlos und vom reinsten Blau; die Gerüche der auflebenden Vegetation erfüllten die Lüfte, und die ganze Bevölkerung der Stadt eilte aus den Häusern in den öffentlichen Garten.

„Da kömmt sie! Da kömmt sie!", rief man plötzlich von allen Seiten, und die Blicke Aller richteten sich nach dem Eingange des Gartens.

Das Mädchen schritt langsam einher, mit gesenkten Augenlidern, ihre hochgewachsene Gestalt in ernster Haltung zusammenfassend, ihr zur Seite ihre ehemalige Erzieherin. Hinter ihnen gingen die Eltern des Mädchens; der Vater, ein kränklich aussehender Alter, auf einen Stab gestützt; die Mutter, eine gutmüthig und munter dreinsehende Matrone.

Stillschweigend und wie ehrfurchtsvoll betrachtete man das Mädchen; und als die Eltern vorbeikamen, grüßte man und sprach ihnen Glückwünsche und Dankesworte aus, dafür, daß sie der Welt eine solche Schönheit gegeben.

„Und was sagen Sie, meine Herren, zu dieser Schönheit?", fragte ein alter Herr eine Gruppe jüngerer Männer, die eben am Mädchen vorbeigekommen waren, „Sie sind ja Künstler! Was meinen Sie dazu?"

„Das müssen wir Künstler wohl gestehen!" antwortete der Eine, ein Dichter, „Selbst das größte Kunstwerk der Welt ist nicht im Stande, mit einem Ruck, in Einem Augenblick alle Menschen, ohne Unterschied der Bildung und des Standes und unabhängig von ihrer momentanen Stimmung, so hinzureißen, wie eine solche Schönheit menschlicher Gestalt."

„Und hier herrscht auch kein Streit," fügte ein Anderer, ein Maler, hinzu, „kein Kampf der Richtungen und der Schulen; wir Alle werden mit einem Male bezwungen! Es ist ein Sieg ohne Kampf."

„Und es ist erhebend," bemerkte ein Dritter aus der Gruppe, „daß beim Anblick solcher Schönheit selbst die gemeinste Natur, wenigstens für einen Augenblick, eines höheren. eines idealen Gefühles fähig wird!"

Dieses immerwährend staunende Betrachten und das bewundernde Murmeln der Menschen brachten aber das Mädchen, das von Kindheit auf zur Melancholie hinneigte, in einen eigenthümlichen Zustand der Verwirrung und Betäubung, durch den sie sich selbst immer mehr wie ein Fremdes, ihr unbekanntes Wesen gegenübertrat. Bei voller äußerer Ruhe begannen die sonderbarsten Gedanken und Gefühle in ihr zu gähren; und wenn sie die staunende Menge durchschritt, warf sie sich immer von Neuem die Frage auf: „Was bin ich denn, daß alle Welt mich, und nur mich allein, unaufhörlich bewundert? Muß ich nicht ein sehr seltsames Wesen sein?"

Dieser Gedankengang entwickelte und vertiefte sich immer mehr, und dem Mädchen wurde es immer unheimlicher bei sich selbst; sie sprach lange Zeit mit Niemandem über Das, was sie so sehr bewegte; aber endlich wurde der Zustand ihr doch unerträglich.

Eines Tages kam sie zu ihrer Mutter und sprach: „Mir wäre es viel lieber, wenn Ihr die jungen Männer nicht mehr an mich heran ließet. Sie glauben, mir Freude zu machen,

wenn sie meine Schönheit preisen; sie wissen aber nicht, daß ich dadurch nur immer betrübter werde."

„Wie kann Dich denn das betrüben?", fragte erstaunt die Mutter.

„Es betrübt mich," antwortete das Mädchen, „weil ich mich dadurch nur gedemütigt fühle. Alle Welt, das sehe ich, fühlt sich beglückt, wenn ich mich zeige, Alles preist meine Schönheit und genießt das höchste Entzücken; aber — wo bleibe ich?"

„Wie soll ich Deine Frage verstehen?" erwiderte die Mutter.

„Wo bleibe ich? Frage ich Euch. Warum fühle ich nicht selbst ebenfalls dieses Entzücken, dieses Glück, von dem alle Welt spricht? Ich mag mich im Spiegel noch so lange betrachten, ich finde nichts Besonderes an mir; ich kann nichts entdecken, was ich bewundern müßte, nichts, was mich freuen, geschweige denn, mich beglücken, würde! Jeder Tropf fühlt sich beseligt, wenn er mich ansieht; er findet eine ganz neue Sprache in seiner Wonne; und nur ich allein habe von meiner Schönheit — Nichts!!.... Für mich allein ist sie nicht vorhanden. Ich möchte doch auch wissen, was das heißt: Von dem Anblicke einer so großen Schönheit, wie ich sie besitzen soll, beglückt zu werden; aber ich bleibe von allen den Glücklichen ausgeschlossen! Ich kann es durchaus nicht begreifen, warum ich, da ich selbst meiner Schönheit doch am nächsten stehe, sie nicht soll genießen können. Sollte ich mit einem besonderem Fluche belastet sein? Oder gibt es etwa Mittel, um meinen Mangel zu beheben?"

Die Mutter wußte anfangs nicht, was sie dazu sagen sollte; sie konnte zuerst den Sinn dieser Rede ganz und gar nicht fassen. Da sie aber die traurige Miene des Mädchens näher betrachtete, und dann über die Sache nachzudenken begann, leuchtete ihr einigermaßen ein, was ihre Tochter quäle; und noch im Unklaren darüber, was sie eigentlich erwidern solle, sagte sie: „Du bist eine kleine Närrin! Schönheit ist uns nicht für uns selbst gegeben, sie ist ja nur wegen der Andern da. Wie sollst Du Dir denn selbst gefallen können? Du mußt Dich glücklich fühlen, daß Du durch Dein Aussehen so viel Freude in der Welt bewirkst, daß Du so sehr be-

wundert und geliebt wirst. Erinnerst Du Dich nicht an jenen edlen Mann, der Dir unlängst vor allen Leuten auf der Straße sagte: „„Wir Alle danken Ihnen, daß Sie so schön sind!““ Tausend Mädchen beneiden Dich, und würden sich glücklich schätzen, nur einen geringen Theil Deiner Reize zu besitzen.“

„So ist es nicht, Mutter!“ sagte darauf das Mädchen, „Wenn ich mich wegen des Glücks, das meine Schönheit den Menschen bereitet, freuen soll, wenn ich mich als eine Wohlthäterin der Menschen soll betrachten können, so müßte das aus meinem freien Willen geschehen. Aber ich thue ja nichts weiter, als daß ich mein Gesicht hinweise, und es von Jedem, der Lust dazu hat, ansehen lasse. Ich werde doch nicht stolz darauf sein, daß ich nicht einen dichten Schleier über meinen Kopf ziehe, der mich unkenntlich macht? .... Ich mag mir nichts zuschreiben, wofür ich nichts kann; ich verlange nur dasselbe zu haben, was die Anderen haben, nämlich: Durch den Anblick meiner Schönheit glücklich zu werden; ich verdiene das nicht weniger, als irgend ein Anderer!“

„Das könnten ja alle anderen Mädchen und Frauen ebenfalls verlangen, und sich beklagen, wie Du es thust,“ erwiderte die Mutter, „es sind eben nur die Männer, welche Dich bewundern. Dein eigenes Geschlecht fühlt Deine Schönheit ebensowenig wie Du selbst.“

„Nein, Mutter,“ sagte darauf das Mädchen, „ich weiß es sehr gut, daß auch Frauen und Mädchen mich bewundern, das habe ich jüngsthin selbst bemerkt, als mir deren so viele nachblickten, und von meiner Schönheit sprachen. Und wenn sie auch weniger als die Männer hiebei fühlen sollten, ich wäre mit Dem zufrieden, was die Frauen und Mädchen empfinden, wenn sie mich sehen.“

In diesem Augenblick kam die alte Erzieherin herein und ersuchte das Mädchen, mit in ihr Zimmer zu gehen, um einen neuen Anzug zu probiren, der soeben angelangt sei. Die Mutter, die ohnedies nichts mehr zu sagen wußte, war froh, in dieser Weise unterbrochen zu werden, und zog die Sache ins Scherzhafte, indem sie ihrer Tochter nachrief: „Gib nur Acht, daß Du in dem neuen Kleide nicht zu schön wirst!“, und die Beiden gingen in das Zimmer des Mädchens.

Hier angekommen, setzte sie sich sogleich nieder, ohne die

neuen Kleider irgendwie zu beachten, und ſagte zu der Duenna: „Meine Mutter verſteht mich nicht! Vielleicht wirſt Du mich beſſer verſtehen," und brachte ihr dieſelbe Klage vor, die ſie ſoeben ihrer Mutter mitgetheilt hatte.

„Sie irren ſich ganz und gar, mein Fräulein," erwiderte Jene, „das, was Sie jetzt ſagten, kann unmöglich zutreffen. Sie brauchen nur ſich ſelbſt aufmerkſam genug zu betrachten, und Sie werden ſofort von Ihrer Schönheit entzückt ſein; gerade ſo entzückt, wie ich und alle Welt. Ich kann mir ganz gut vorſtellen, daß ich ſo ſchön wäre, wie Sie — ach, wie glücklich würde ich mich dann mit mir fühlen! Bitte, ſich doch vor den Spiegel zu ſetzen und zu achten, was ich Ihnen ſage."

Das Mädchen ſetzte ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, wie mechaniſch in den Stuhl, und ſah mit weit geöffneten Augen in den Spiegel. „Nun?", rief ſie der Duenna zu.

„Alſo achten Sie vorerſt, mein Fräulein, auf den Schnitt Ihres Geſichts; betrachten Sie doch genau den Uebergang von den Wangen zum Kinn; dann das Kinn ſelbſt: ein reinmandelförmiges Oval! Das findet man bei uns überhaupt nie, und nur die größten orientaliſchen Schönheiten können ſich deſſen rühmen!"

„Ich ſehe ſehr genau hin," ſagte darauf das Mädchen, „aber ich finde daran nichts Beſonderes."

„Hier, ach hier, mein Fräulein," fiel raſch die Frau ein, und zeigte mit ihrem Finger auf die Stellen im Geſicht des Mädchens, die ſie gemeint hatte; aber dieſes zuckte nur die Achſeln und wehrte ſie mit der Hand ab.

„Aber Ihre Stirne! Fühlen Sie auch dann nichts, wenn Sie Ihre Stirne ſehen? Weiß wie Schnee, niedrig und breit, an den Schläfen rein und ſchön gewölbt; kein Dichter und kein Maler hat noch je eine prachtvollere Stirne dargeſtellt. . . Und Ihr Auge! Und der Schnitt Ihrer Naſe! Es iſt ja Alles ohne Gleichen! Sehen Sie nur genau hin; fühlen Sie dabei noch immer Nichts?"

Die Duenna ſprach in dieſer Weiſe und in immer ſchnellerem Tempo noch eine zeitlang weiter, und gerieth in immer größeres Entzücken; das Mädchen aber blieb kalt und allen Bemühungen unzugänglich.

„Worte! Nichts als Worte!“, sagte sie, „Bei allen Deinen Reden fühle ich nichts und Deine Verzückung verstehe ich nicht!“ Und damit erhob sie sich vom Sessel, setzte sich an's Fenster und sah mit starrem Blicke ins Freie hinaus.

Nach einer Weile begann sie wieder: „Aber warum bin ich unglückseligerweise gerade die Allerschönste? Es gibt keine Andere, an der ich das Gefühl, eine Schönheit wie die meine zu sehen, erproben könnte; und so bleibt mir für immer ein Glück versagt, das allen Anderen beschieden ist!“ —

Es währte nicht lange, so wurde es allgemein bekannt, daß die Schöne trübsinnig geworden sei.

„Höre,“ sagte sie eines Tages zu ihrer Erzieherin, „ich will von nun an verhüten, immer daran erinnert zu werden, daß ich nicht empfinden kann, was alle Anderen empfinden und ich glaube, gefunden zu haben, was mir helfen wird.“

Die Duenna war ganz betroffen; dann fragte sie: „Was wollen Sie denn machen?“

„Ich will meine Schönheit zerstören; mein Haar wird abgeschnitten, und für die Verunstaltung meiner Züge wird es wohl auch Mittel genug geben.“

Die alte Frau stieß einen Schrei aus und vergrub ihr Gesicht in den Händen. „Welche Einfälle! Welche Gedanken!“, sagte sie, die Augen voll Thränen, „was hätten Sie denn damit gewonnen? Sie würden dann den Andern ebensowenig wie sich selbst gefallen, und das können Sie sich doch nicht wünschen? Ach, schlagen Sie sich doch alle diese unglückseligen Gedanken aus dem Sinn! So viele Mädchen, sehr schöne Mädchen, habe ich in meinem Leben gekannt, allein auf solche Grillen ist kein einziges je verfallen. Die eigene Schönheit von sich werfen wollen! Sich kränken, weil man die eigene Schönheit nicht empfindet! Machen Sie sich und Ihre Eltern doch nicht unglücklich!“

Aber Alles war vergebens. Das Mädchen gab zwar ihr Vorhaben auf, sich zu verunstalten, allein von ihren trüben Gedanken war sie nicht abzubringen; sie zehrten bereits an ihrer Gesundheit und sie wurde immer schweigsamer und düsterer; nur selten erschien sie jetzt in dem öffentlichen Garten.

* *
*

Langsam und ernst schritt sie auf und ab. Sie hatte die Gewohnheit angenommen, sich auf einen dünnen Stab zu stützen, den sie so gebrauchte, als ob sie leicht hinken würde; bedächtig setzte sie ihn stets auf den Boden und neigte dann ihren Oberkörper nach der rechten Seite hin; ihre Augenbrauen waren, wie sorgenvoll, hoch gezogen, das Auge weit geöffnet, die Pupille groß und dunkel, und der Blick war ins Unbestimmte, wie fragend, nach vorwärts gerichtet.

Die Menschen rings umher betrachteten sie mit Bewunderung und zugleich mit Mitleid, obwohl sie durch die Trauer, die ihrer Miene und Haltung zu entnehmen war, noch schöner erschien als je zuvor.

„Welche Größe, welche Erhabenheit in dieser Verbindung von Schönheit und Trauer!", rief der Dichter aus, der wieder mit seinen Freunden auf einer Bank im öffentlichen Garten saß. „Wie sie hin und wider schreitet, einzig in ihrer Art! Ausgerüstet mit unerklärlichen Gaben der Natur, die sie still und schwermüthig vor uns her trägt!"

„Aber ich meinerseits," sagte der Maler, „beginne, immer mehr an ihre Trauer, als an ihre Schönheit zu denken; mein Mitleid mit ihr hat die Oberhand über alle Freude an ihr; denn ich fühle es gehe etwas in ihr vor, was viel größer und erschütternder ist, als selbst die höchste Schönheit!"

„Es ist auch so," fiel Einer der Gesellschaft ein, „denn was wir hier vor uns sehen, ist die dem Tode geweihte Schönheit!"

Mit Entsetzen wandten die Anderen ihre Köpfe nach ihm hin und sahen mit neugieriger Wehmuth ihm in's Angesicht; sie verstanden nicht, was er meinte, aber sie fühlten doch ein Furchtbares, das sie ganz überwältigte.

Und in diesem Augenblicke kam gerade wieder die Schöne an ihnen vorüber, ihre hohe Gestalt immer aufrichtend und dann stets wieder gegen den Stab niederbeugend, den großen und tiefen Blick ins Endlose gerichtet.

Alle sahen sie mit Trauer im Gemüthe an, und blickten, ohne miteinander ein Wort zu sprechen, ihr nach, bis sie in den Gartenalleen verschwunden war.

Nach einer kleinen Pause begann der Dichter, zu dem letzten Redner gewendet:

„Ihr habt früher ein Wort ausgesprochen, das uns Allen tief ins Herz drang. Wir wünschen Alle, diese Schönheit könnte ewig leben; ja, es kömmt uns gar nicht in den Sinn, daß sie denn doch einmal enden müsse; das Entzücken bei ihrem Anblick läßt es gar nicht zu. Aber: „„dem Tode geweiht?““ Soll dieses Wunderwerk der Natur, welches das Gefühl der Ewigkeit und Unerschöpflichkeit erregt, das über und außer aller Zeit zu stehen scheint, sollte dies frühzeitig sterben? Meintet Ihr etwa Das?“

„Was ich meinte, sollt Ihr sogleich hören,“ erwiderte der Angesprochene. „Dieses Mädchen, das da vor uns vorüberschreitet, müssen wir als eine Märtyrerin ansehen, die sich in sich selbst verzehrt, während sie uns Alle glücklich macht.“ Und nach einer Pause fuhr er fort: „Sie hat wohl noch nie geliebt? Weiß Jemand etwas Genaueres darüber?“

„Es ist so,“ sagte der Maler, „ich weiß es mit Bestimmtheit, daß sie bisher noch nie eine Neigung zum männlichen Geschlechte zeigte.“

„Nun denn,“ setzte der Philosoph fort, „da haben wir den täuschenden Weg, der sie ihrem Tode entgegenführt! Ihr Verschwinden aus der Welt kündigt sich in der seltsamen Form an, daß sie sich kränkt: nicht, wie alle Anderen es vermögen, ihre Schönheit genießen zu können. Das sind so die eigenthümlichen Schleichwege der Natur!“

„Muß denn das ein Zeichen des nahen Todes sein?“, bemerkte der Maler, „Der Gedankengang dieses Mädchens ist ja durchaus nicht ohne Sinn. Ja, ich selbst werde durch diesen, anscheinend seltsamen Zug jenes Mädchens darauf gebracht, und vielleicht auch Andere so wie ich: Wie merkwürdig es doch sei, daß man von seinen eigenen, noch so schönen Zügen oder Formen nie jenen tiefen Eindruck haben kann, wie von jenen Anderer. Woran mag das liegen? Mein eigenes Auge sollte doch am besten zum Verständniß meiner Schönheit taugen! Hier muß ein Geheimniß liegen.“

„Gewiß waltet hier ein Geheimniß ob!“ erwiderte der Philosoph, „Das Zeichen des Außerordentlichen und des Hinwelkens jenes Mädchens liegt aber darin, daß in ihm jenes Geheimniß, das uns Anderen nur eine Frage und eine Betrachtung ist und bleibt, zu einem Gefühle, zu einer nieder-

drückenden Empfindung wird. Es ist stets ein tragisches Ereigniß, wenn ein Mensch der Träger eines Problemes wird!"

„Und doch gibt es zahllose schöne Frauen," wendete der Dichter ein, „bei denen eine solche Empfindung niemals vorkömmt."

„Ganz richtig!" erwiderte der Philosoph, „aber diese hier ist nicht bloß eine schöne Frau, sondern sie ist eine vollkommene Schönheit und — das ist ganz etwas Anderes! Ihre Schönheit ist zu rein, derlei besitzen die Frauen sonst nicht."

Und nach einer kleinen Pause, während welcher seine Zuhörer, von seinen Worten überrascht, ihn neugierig und etwas erstaunt ansahen, fuhr er fort:

„Bedenket doch, meine Freunde, wie überhaupt menschliche Schönheit zur Geltung kommt: Sie wirkt nicht nur auf die Lebenden, sondern bewirkt auch das Herankommen der Zukünftigen; aber die schöne Frau gelangt nur mit Einem oder Wenigen zum Zeugen, während Tausende und Tausende von Menschen ihre Schönheit mit dem bloßen Auge genießen; sie rühren sie nicht an, und werden doch durch sie erfreut, ja beglückt."

„Und das ist dann eigentlich die zwecklose Seite der menschlichen Schönheit!" bemerkte dazu der Maler, „Denn was kann es Größeres und welch höheren Zweck kann es geben, als den Trieb, unsere Gattung fortzupflanzen?"

„Nicht also!", erwiderte der Philosoph, „Die Eine Art der Wirkungen der Schönheit ist ebenso groß und bedeutend wie die Andere; unser Vorurtheil macht uns blind, und hindert uns, Das zu erkennen. Wir thun uns selbst Unrecht; wir unterschätzen uns Lebende gegenüber den Zukünftigen, wenn wir die unfruchtbare Wirkung der Schönheit — so nennen wir sie irrthümlicherweise — als untergeordnet und bedeutungslos hinstellen; auch sie hat Gewalt und Kraft in sich und auch sie ist fruchtbar."

Da die Zuhörer den Redner hiebei wieder erstaunt anblickten, fragte er sie:

„Glaubt Ihr denn, daß das Hinblicken von tausenden Menschen nach einer schönen Frau und das in ihnen entstehende Gefühl der Bewunderung und des Entzückens keine sehr wichtige Angelegenheiten seien? Ich weiß wohl, man hält

Das für ein bloßes Nebenbei, für eine Art von Luxus; allein in der Natur gibt es keinen Luxus!"

„Dann möchte ich doch die Bedeutung dieser Wirkung der Schönheit verstehen lernen," sagte der Dichter, „wenn sie nicht über das bloße Schauen hinauskommt."

„Bedeutung genug," erwiderte der Philosoph, „daß der Anblick von Schönheit die Menschen beglückt! Es braucht nicht mehr. Gibt es wohl in der Welt eine größere Aufgabe zu erfüllen, als die, uns zu beglücken? Man schreibt und spricht, und mit Grund, gar viel über die großen Uebel, die uns die Natur bereitet; warum schweigt man von den Freuden, die wir ihr ebenfalls verdanken? Unglück und Glück, Schmerz und Freude — Beide sind da, wir wissen nicht, wieso; wir wissen nicht, wozu; genug, wir haben Beide zu genießen, und da müssen wir nur froh sein, daß es überhaupt auch Glücksgefühle in der Welt gibt! Und noch dazu so alltägliche Glücksgefühle! Die Jedem von uns zugänglich, für die wir Alle empfänglich sind, und die sich selbst mit den Jahren bei uns nicht verlieren, ja kaum merklich abstumpfen: die Glücksgefühle beim Anblick menschlicher Schönheit! Und wenn Ihr meint, dieses freudige Gefühl sei viel zu flüchtig, um einen Werth zu haben, so laßt Euch sagen, daß die Freude an Schönheit durchaus nicht spurlos vorübergeht; auch hier gibt es eine Befruchtung, eine Art von Zeugung.

Wie das Licht der Sonne, wie reine und würzige Luft uns nicht nur angenehm sind, sondern uns auch beleben und stärken, so und in noch höherem Grade — thut das die Schönheit auch. Sie dringt durch das Auge in uns ein, sie wird in uns zum Glücksgefühl, und das Glücksgefühl wandelt sich in Kraft. Nicht ein einziger Blick nach der Schönheit hin, der nicht seine wohlthätige Spur in uns zurückläßt; Schönheit hat, meine Freunde, ebenso gut Folgen für die Nichtzeugenden, wie, in anderer Weise, für die Zeugenden." —

In diesem Augenblicke näherte sich wieder die trauernde Schöne, blieb kurze Zeit stehen, ließ ihren Blick umherschweifen und setzte sich dann, den Rednern gegenüber, auf eine Ruhebank. Sofort sahen sie Alle nach ihr hinüber und wandten kein Auge von ihr; das Gespräch stockte gänzlich, Niemand kümmerte sich um den Anderen, Jeder hatte nur das Mädchen

im Sinne. Mit einem jähen Ruck sprang sie aber dann von ihrem Sitze auf und entfernte sich.

„Sie scheint schwer an ihrer Schönheit zu tragen," sagte der Dichter, „es sieht beinahe so aus, als ob sie dieselbe wie eine Last abwerfen wollte!"

„Und ich wurde nicht müde, sie anzublicken," bemerkte der Maler, „ich glaube, ich würde ein Jahrhundert lang hinsehen können, und noch nicht genug haben. Man wird ja gar nie fertig mit solcher Schönheit; sie beglückt, aber sättigt nicht."

„Es geht uns Allen so," sagte der Philosoph, „wir können eine vollkommene Schönheit noch so lange betrachten, unsere Freude schwebt in immer gleicher Höhe, und in keinem einzigen Augenblicke fühlen wir die geringste Unruhe in uns. Obwohl anderen Geschlechts, verspüren wir dennoch nichts von Zeugungsaufregung; und wegen dieses Fehlens jeder Veränderung in unserem seligen Gefühl macht eine solche Schönheit den Eindruck des Ewigen auf uns. Wir haben daran übergenug, an ihr bloß zu nippen; von unvollkommener Schönheit aber verlangen wir, daß sie uns sättige — nähme sie auch, wider unseren Willen, ein rasches Ende!"

„An das reine Glücksgefühl durch den Anblick so hoher Schönheit glauben wir wohl Alle, denn wir haben es soeben genossen!" begann nun der Dichter, „Aber welche Spuren sollen davon in uns zurückbleiben? Unser philosophischer Freund sprach von Umwandlung des Glücksgefühls in innere Kraft; es ist wohl schwer zu glauben, daß das bloße Sehen solch tiefe Umwandlung im Menschen soll bewirken können?"

„Du zweifelst an der Kraft des bloßen Sehens?", erwiderte der Philosoph, „Dann bedenke doch nur, was Liebe oder Verliebtheit aus einem Menschen machen kann; wie sie ihm Geist, Muth und Ausdauer zu verleihen vermag, die er früher in dem Grade nicht entfernt besessen — und dies selbst dann, wo keine zeugende Vereinigung mit der Schönheit in Aussicht steht; selbst dann, wenn der Jüngling sich jeder solchen Vereinigung, ja jeder Berührung der angebeteten Schönheit mit größter Scheu entzieht. Und alle diese Verliebtheit, die Menschen auch rasend machen kann, stammt doch nur vom bloßen Sehen! Sehen ist ein stiller Act; er lärmt nicht, aber doch, welch' kräftiger Proceß! Ruhig sieht das Blatt

dem Licht entgegen, unmerkbar für alle Anderen, leise trifft der Sonnenstrahl auf die Pflanzenwelt, und doch, welch gewaltiger chemischer Proceß geht da in ihrem Innern vor sich! Und wir Menschen — gerade so, wie wir es bei unserer Ernährung machen — arbeiten, ohne es zu wissen, unaufhörlich daran, die eingenommene Schönheit zu verdauen. Ahmen wir doch auch die Töne, die wir hören, in unserem Inneren in gewisser Weise nach! So thun wir es auch mit den schönen Formen, die in uns durch das Auge eingedrungen sind; wir wandeln sie um, wir verdauen, wir assimiliren sie. Und daher ist es richtig, wenn ich sage, die Schönheit erfreut nicht nur die Menschen, sie umwandelt und veredelt sie auch.

Wenn alle Frauen, die später Mütter werden, blind geboren oder immer im Finsteren leben würden, so müßten die ferneren Generationen ganz andere Physiognomieen und wohl auch andere Charaktere zeigen, als heute, wo die Frauen die Männer sehen, und jedes Individuum durch das bloße Gesehenwerden eine Spur in der Frau zurückläßt; und vielleicht wäre es ähnlich so, wenn die Männer, die zeugen, niemals Frauen zu sehen bekämen. Ueberdenket diesen Gedanken innig, und Ihr werdet von selbst fühlen, welche Kraft im bloßen Sehen steckt."

„Wir können diesem Allen wohl zustimmen," sagte der Maler, „und ich sehe nunmehr deutlich ein, daß wir Schönheit viel nöthiger haben, und daß sie für unser Dasein eine viel größere Bedeutung hat, als wir Alle es ahnten. Es mag in der That ein mächtiger Instinct sein, der auf ein Bedürfniß für unser Gedeihen hindeutet, wenn wir Alle, wie auf ein Zauberwort unsere Köpfe wenden und unsere Hälse recken, falls es was Schönes zu sehen gibt. Die Sache scheint wirklich viel ernster und bedeutungsvoller zu sein, als wir glaubten. Unser Philosoph hat Recht!"

Dieser aber sagte darauf: „Die Menschen haben wohl nicht das Wissen, aber das Gefühl in sich, daß Schönheit gleichzeitig Freude und Nahrung für sie ist; allerdings die feinste Nahrung, die es gibt. Die Thiere kennen nur die Eine Wirkung der Schönheit, nämlich die zur Zeugung treibende; ihr ganzes Schönheitsgefühl ist an die bestimmte Zeit der Brunst gebunden, es begleitet sie aber nicht durch

das ganze Leben, wie uns Menschen; sie leben die meiste Zeit schönheitsleer dahin.“ —

„Und wir Menschen,“ fiel hier der Maler ein, „können gar nicht genug von Schönheit haben; wir sind unersättlich!“

„Gewiß,“ bemerkte der Philosoph, „unser Hunger nach Schönheit ist gar groß. Wie das Licht der Sonne möchten wir sie zu jeder Stunde sehen. Und wenn nicht genug davon vorhanden ist, so lassen wir uns auch gerne täuschen.“

„Wie das?“, fragten alle gleichzeitig.

„Nun,“ erwiderte der Gefragte, „wir brauchen Schönheit gar dringend, und wir helfen daher, wenn es nicht anders geht, auch gerne ein wenig nach;“ und dabei zeigte er, heiter lächelnd, mit seinem Stocke nach den zahlreichen Frauen und Mädchen hin, die vorübergingen: schön geputzt, geschmückt mit Armbändern, Edelsteinen, Federn, wohl auch geschminkt, und die Alle so schön erschienen.

„Seht Euch doch diese Frauen und Mädchen mit ihren bunten Kleidern und ihrem Schmucke an, oder auch die Männer hier, die auch gerne derlei Mittel brauchen: bunte Kleider, Federbüsche, goldene Krägen und dergl. Was geschieht? Man ist so schwach, die Schönheit des Kleides und seiner Farben, der bemalten Haut, des glänzenden goldenen Kragens, ja selbst jene der künstlichen Gerüche der Person zuzuschreiben, die dies Alles an sich trägt. Das schöne Kleid, das wir kurz zuvor im Kasten oder an irgend einem Haken hängen sehen konnten, bekömmt nun Flügel, und erlangt plötzlich eine höhere Bedeutung. Mit einemmale finden wir die Schönheit jener Person erhöht, so, als ob dies Alles ihr, natürlich, von innen heraus gewachsen wäre. Und nicht leicht wird ein Mensch gefunden werden, der im Stande wäre, der die Kraft hätte, diese gutmüthige und falsche Addition zu unterlassen; er mag blinzeln wie er will: es ist für ihn doch Alles Eins und ganz. Sein Inneres zwingt ihn unwiderstehlich, jene Frau samt ihrem Kleide, samt ihrem Armband, samt ihren blitzenden Diamantringen, samt ihrem feinen Parfum, als ein gewachsenes Naturwesen anzusehen, und auch darnach zu bewundern.“

Auf dieses hin begannen die Zuhörer herzlich zu lachen, und der Dichter sagte: „Den Menschen, der diese gutmüthige

Addition nicht mitmacht, möchte ich wahrlich gerne kennen lernen, oder mir wenigstens sein Aussehen vorstellen; mir fehlt aber die Phantasie dazu. Eigentlich wäre das eine Aufgabe für euch Maler, die Physiognomie eines solchen Menschen zu erfinden."

„So viel weiß ich jetzt schon, bevor ich noch diesen Auftrag übernehme und zu malen beginne," sagte scherzend der Maler, „dieser Mann muß der größte Logiker oder Analytiker sein, der je in der Welt gelebt hat; so eine Art von logischem Ungeheuer!"

„Es muß jedenfalls ein überaus kraftvolles Auge sein," meinte der Philosoph, „das durch Kleid und Schmuck und Schminke hindurch sehen kann, als ob sie Luft wären; und erst dann Halt macht, wenn es beim Körper angelangt ist und nun hier ernstlich zu schauen beginnt. Einen solchen Mann," setzte der Redner unter Lächeln fort, „sollte man zum Oberrichter machen; einen gescheiteren, gerechteren und stärkeren gäbe es nicht!.... Uebrigens ist es meine ernste Meinung, daß wir Menschen es vor Wonne gar nicht aushalten würden, wenn buntes Fell, buntes Gefieder, glänzende Körperchen und feine Gerüche uns von Natur aus gewachsen wären, wie das bei den Thieren der Fall ist; wir würden wohl vor Entzücken vergehen."

„Und unser Mädchen dort?", sagte hierauf der Dichter, „Wir haben dieses edle Wesen jetzt mit unseren Gedanken verlassen; aber sie verläßt glücklicherweise uns doch nicht; denn, seht doch, sie kömmt wieder vorüber."

„Mit welcher Schwermuth sie dahinwandelt!", bemerkte der Maler, „Aber unser philosophischer Freund möge uns doch seinen Ausspruch von der dem Tode geweihten Schönheit erläutern. Sollte wirklich ein Zusammenhang zwischen ihrer Schönheit und ihrer Lebenskraft bestehen?"

„Ich sagte es Euch schon." erwiderte der Philosoph, „dieses Mädchen besitze die vollkommene Schönheit; das ist aber jene, die nie zur Zeugung lockt und nie zum Gebären gelangt. An Schönheit, die zum Zeugen lockt, muß stets irgend eine Unvollkommenheit haften — das Mädchen hier hat deren keine! Ihre Schönheit wird nicht aus ihrem Inneren

heraus, nicht durch ihren Lebenstrieb, durchbrochen, und nur eine so gestörte Schönheit fordert zum Zeugen auf!

Denn alle und auch die größte Schönheit sitzt nicht tief! Sie ist kaum so dick wie unsere Haut. Löst man der Venus Anadyomene ihre Haut ab, so ist jede Spur von Schönheit verschwunden; was übrig bleibt, ist das nackte innere Leben. Wir schätzen die Schönheit eines Menschen, wer weiß wie tief, in ihm wurzelnd; wir glauben, sie liege ganz und gar in seinem Wesen, ziehen auch Schlüsse von seiner Schönheit auf seinen Charakter, und erst, wenn wir auf das furchtbarste enttäuscht werden, sehen wir unseren Irrthum ein, und beschuldigen die Natur, uns hintergangen zu haben, die doch wahrhaftig unschuldig an unseren voreiligen Schlüssen war."

„Die Schönheit nur an der Oberfläche? — Und dennoch von so mächtiger Wirkung in der Welt!", fiel der Dichter ein, „Ist das nicht seltsam?"

„Sonne, Mond und Sterne spiegeln sich in einem Wassertümpel," erwiderte der Philosoph, „der kaum einen Fuß tief zu sein braucht, und doch glauben wir, er fasse die Unendlichkeit des Firmaments in sich! So ist auch Schönheit ein gar flaches dünnes Ding, ein zarte Hülle, ein Schleier über das nackte Leben, und sonst nichts. Und wenn sie vollkommen und rein ist, so treibt sie die Menschen nicht an, sich nach ihr hin zu bewegen, denn sie ist ihrem Wesen nach leblos; sondern sie gibt ihm jene Ruhe und Freude, regungslos verharren zu können, und sie ewig zu betrachten.

Wenn aber das tiefste Innere, die Lebenskraft, die Individualität des schönen Menschen an irgend einer Stelle, in irgend welcher Weise hervorbricht, und die vollkommene Schönheit stört, so lockt dies zur Annäherung, zur Berührung, zur Zeugung. Denn nur Leben reizt anderes Leben, die bloßen Formen thun's nicht. Irgend eine kleine Unregelmäßigkeit, ein ganz undefinirbares Detail, das man gerade nur an dieser Person wahrnimmt, ein kleines Zeichen des inneren Lebens, das nach außen drängt — genügt!"

„Wie steht es nun mit jenem Mädchen?" frug der Dichter und der Maler gleichzeitig.

„Den Besitz vollkommener Schönheit hält ein Mensch nicht lange aus, nur ein Gott wäre das im Stande; Götter

kann man sich vollkommen schön und ewig jung denken; ein vollkommen schöner Mensch bleibt, so lange er lebt, wohl jung, aber nur darum, weil sein Ende bald herannaht. Er lockt nicht zum Zeugen und das kommt davon, weil es ihm am Lebenstemperament gebricht, weil sein Wesen nicht stark genug ist, durch die Schönheit hervor- und durchzubrechen. Es begehrt Niemand, sich ihm inniger zu nähern, und auch er hat nicht den Wunsch, den Andern inniger zu nahen. Dieses Mädchen hat darum nie geliebt und wird auch nie mehr lieben. Sie ist viel zu schön, um zum Zeugen zu gelangen; und im Uebermaß der Schönheit wird sie in sich selbst zusammensinken und bald aus der Welt verschwinden. Diese Art von Schönheit ist bloß für uns Lebende da; es führt keine Brücke von ihr zur nächsten Generation, und wie mancher Stern am Firmament aufflammt und wieder verschwindet, so wird es mit jenem Mädchen gehen. Aber gerade einer solchen Schönheit sollte man ein Monument errichten, zum ewigen Andenken und als Zeichen unserer Dankbarkeit. Nichts that sie in der Welt, als ruhig da sein, und damit allein streute sie nach allen Seiten so viel Glück aus!"

„Da kömmt sie wieder! Hier ist sie!" rief man in diesem Augenblicke von allen Seiten. Das Mädchen schritt ganz nahe an der Gruppe vorbei, und zufällig geschah es, daß sie jetzt ganz besonders langsam einherging und ihren tiefen, fragenden und melancholischen Blick auf diese Männer richtete, die soeben so viel von ihr gesprochen, und die sich so theilnehmend mit ihrem Schicksal beschäftigt hatten.

Tief drang Allen der Blick des Mädchens in's Gemüth, und wie einem Traumbild, einer Vision, sahen sie, voll Wehmuth, ihr nach, bis sie jenseits der Bäume wieder ihren Blicken entschwunden war.

Seitdem wurde sie nie mehr im Garten gesehen.

Mörderisches Dilemma.

Als in Byzanz der Kampf zwischen den Blauen und Grünen am heftigsten tobte, lebte daselbst ein Gelehrter, ferne jedem theologischen und politischen Streit, ausschließlich seinen Lieblingswissenschaften: Der Philologie, Grammatik und Jurisprudenz.

Bei seiner Isolirung und abstracten Richtung seiner Thätigkeit, glaubte er sich sicher vor jeder Störung, vor jedem Eingriff in sein Eigenthum, vor jeder Bedrohung seiner Gesundheit oder gar seines Lebens. —

Eines Tages brach nun wieder der Kampf der Parteien auf der Straße aus; ein wuthschnaubender Trupp der Blauen kam in die von dem Gelehrten bewohnte Straße, und suchte in jedem Hause nach Gesinnungsgenossen oder Gegnern.

Sie stürmten in sein Zimmer. Strahlend von großen Ideen und von Wahrheitsliebe stand er vor ihnen.

„Bist Du etwa ein Grüner?"

„Nein."

Da glaubten sie ihn bereits den ihrigen.

„Also ein Blauer?"

„Auch nicht."

„Wenn Du denn gar Nichts bist, so stirb!" — und sie machten ihn auf der Stelle nieder.

Ein Gottesurtheil.

Ein Mann in reifen Jahren, von zartem Körperbau, den Ausdruck hoher Intelligenz in seinen Zügen, ging an einen frühen Sommermorgen durch eine Landschaft.

Er hatte das Städtchen, von dem er in heller Mondnacht ausgegangen war, schon weit hinter sich, mehrere niedrige Hügel überstiegen, und gelangte nun an den Saum eines Fichtenhains.

Das Nachtwachen, der warme Morgennebel, der Fichtenharzgeruch und die leichte körperliche Bewegung erregten in ihm eine überaus wohlige Stimmung, die sich immer deutlicher zu einem hocherregten Geschlechtstrieb entwickelte. Er ward ganz erfüllt vom wollüstigen Drange; aber so weit er sah, war kein weibliches Wesen zu erblicken.

Während er im Haine weiter ging, spiegelte ihm seine von Brunst aufgewühlte Phantasie in reichster Gestaltung schöne Frauen vor, die er hier anzutreffen wünschte; Alle, die er je gesehen, von denen er gehört, von denen er gelesen; zarte, junge, lebhafte, schmachtende, robuste — sie Alle zogen jetzt an ihm vorüber.

Die geschlechtliche Spannung war ihm beinahe unerträglich geworden.

Da trat plötzlich zwischen den Bäumen ein Weib hervor, einen Holzkorb auf dem Rücken.

Wie ein Blitz wirkte diese Erscheinung auf den Mann ein; das Herz klopfte ihm so heftig, daß er das Weib nicht anzusprechen vermochte, sondern stehen blieb und dessen Herannahen erwartete. Sie verstand ihn sofort, und ein schlauwollüstiger Strahl schoß aus ihren heuchlerisch seitwärts gekehrten Augen, der ihn durchbebte.

Gleich darauf stellte sie sich gleichgültig, wünschte ihm ruhig einen guten Morgen, und schickte sich äußerlich an, vorüber und weiter zu gehen; darauf packte der Mann sie am Korbe, und riß ihr denselben mit Einem Ruck vom Leibe.

„Was wollt Ihr denn von mir?"

Er konnte aber vor Erregung nicht ſprechen, ſondern brachte nur einige heiſere Laute hervor, faßte — Unterhandlungen nicht abwartend — das Weib um den Leib, warf dasſelbe auf's Gras, und ſich auf ſie. Voll von nervöſem Kraftgefühl, vermochte er es aber ſelbſt im heftigſten Geſchlechtsacte bei dem Weibe nicht zu erſchöpfen; und in Folge der convulſiviſchen Thätigkeit ſeines ganzen Körpers, bei der er dem Weibe ſich ſtets überlegen fühlte, regte ſich in ihm eine eigenthümliche Art von Luſt, die ihm als natürliche Fortſetzung der früheren erſchien.

„Hier bin ich mit dieſer Perſon ganz allein," dachte er ſich, „Niemand ſieht mich, die ganze Natur iſt noch dunkel und trübe; es muß etwas Gewaltiges ſein, Die hier ums Leben zu bringen! Um dieſe alte Weibsperſon kümmert ſich ohnedies Niemand; auch wird Niemand erfahren, wer es gethan hat, und es wär doch ewig ſchade, jetzt nicht der Stimme der Natur zu folgen! Denn die Natur ſelbſt iſt es, die mich dazu treibt! Geſchehe, was da wolle, ſo ein Augenblick kommt nicht mehr wieder. Nein! das erlebt man nicht zum zweiten Male! ..... Weib, ich werde Dich ermorden!" „Das auch noch?" erwiderte ſie lachend. „Ja wohl, es muß ſo ſein, es geht nicht anders!", und dabei quollen immer mehr Triebe in ihm auf; ſie lachte noch immer; aber er begann eigenthümlich zu grinſen und ſie an der Kehle zu drücken. „Steht doch auf von mir, Ihr werdet mich in der That noch tödten!" worauf er antwortete: „Das will ich ja eben," und, während er ihren Hals zuſammenpreßte, betrachtete er ihre Züge mit geſpannter Neugierde.

Die Alte hatte nun zuerſt einen ſchmerzlichen, dann einen flehenden Geſichtsausdruck, dann einen vorwurfsvollen und zuletzt einen reſignirten Blick, den ſie unverwandt auf den Mann richtete, und der dieſen immer mehr reizte; und endlich lag ſie, erſtickt, als Leiche da.

Während der Mann dieſe noch weiter betrachtete, verloren ſich bereits ſeine früheren Empfindungen und Triebe; ſchon nach wenigen Augenblicken war es ihm unmöglich, ſich vorzuſtellen, was er früher gefühlt haben mußte; und

indem er den Leichnam weiter ansah, betrachtete er seine That mit immer größerem Erstaunen und Entsetzen.

Unterdessen war auch die Sonne höher gestiegen, der Nebel zerstreute sich, die Natur wurde hell und klar, und er fühlte sich mit Einem Male wieder inmitten der menschlichen Gesellschaft; er empfand ihre Gebote und vernahm ihre Drohungen.

Er ließ nun, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte, die Leiche am Platze liegen, und ging in fieberhafter Aufregung rasch seines Weges weiter.

Gegen Mittag wurde das todte Weib von Bauern aufgefunden; sie brachten es in das nahe Dorf, und die ersten Nachforschungen ließen sofort vermuthen, daß jener städtisch gekleidete Mann, der Morgens durch's Dorf gegangen war, der Mörder sein dürfte. Die Bauern setzten ihm daher zu Pferde nach, holten ihn auf der Straße ein, brachten ihn zurück ins Dorf und ließen ihn sofort ins Verhör nehmen. Er leugnete aber vor dem Gemeinderichter Alles hartnäckig ab, und nähere Indicien waren bei aller Sorgfalt und Mühe nicht aufzutreiben. Wie sie nun miteinander berathschlagten, was da zu thun sei, um die Wahrheit in gehöriger Weise herauszubringen, trat der Ortsgeistliche ein und machte den Vorschlag, in solch schwierigem Falle möge man nach der guten alten Sitte nur Gott selbst urtheilen lassen; nämlich nach der seligen Väter Gebrauch den fremden Mann, der des Mordes verdächtig sei, mit der Leiche eine ganze Nacht hindurch, und zwar beim Schein einer Lampe, in einem unbewohnten Raum einsperren. Es sei gewiß, unter solchen Umständen werde sich ihm, wenn er der Mörder ist, das Gewissen so sehr regen, daß er sich entweder Morgens selbst angeben, oder sich schon des Nachts das Leben nehmen, oder vielleicht vor Schrecken und Furcht verrückt werden müsse; irgend ein großes Ereigniß sei jedenfalls zu erwarten, denn die Macht des Gewissens, das Gott in den Menschen gelegt, sei unbezwinglich.

Den Bauern gefiel dieser Vorschlag sehr gut, und sie thaten so, wie der Geistliche es ihnen anrieth; sie brachten die Leiche und den Fremden in die große Halle des Schlachthauses, hingen an der Decke eine Lampe auf, sperrten

Fensterläden und Thüre ab, und versiegelten sie mit dem Amtssiegel.

Von diesem Augenblicke an dachten die Bauern gar nicht mehr an den Mord und dessen Bestrafung, sondern geriethen in immer stärkere Aufregung durch die neugierige Erwartung dessen, was sie am andern Morgen würden zu sehen bekommen. In Folge dessen kam Jeder, und ohne sich mit den Anderen verabredet zu haben, Abends viel früher als sonst in die Wirthsstube; und nachdem sie einige Minuten schweigend und gespannt um den Tisch herum gesessen waren — da Niemand den Anfang machen wollte, etwas zu sagen, weil Jeder von dem Anderen das Interessantere zu hören erwartete — hatte der Sohn des Großbauers zuerst den Muth, zu sprechen.

„Was, glaubt Ihr, daß der Städter jetzt wohl machen wird?", begann er, „Wir sitzen hier wirklich angenehmer, als er dort; und wenn er mit mir tauschen wollte, wißt Ihr, was ich zu ihm sagen möchte?" Die Anderen sahen ihn mit neugierig ehrfurchtsvollen Blicken eine Zeit lang stumm an; „Ich will nicht! möcht ich zu ihm sagen," setzte er fort und begann aus vollem Halse zu lachen; „Sehr gut," sagten die Bauern und lachten dann mit; worauf der Gastwirth, der eben einen Bierkrug hinstellte, hinzufügte: „Ich sage nur dasselbe, was mein Weib früher zu mir gesagt hat: Es ist wirklich eine schöne Sache, zu wissen, was für einer starken Religion man angehört; wenn gar nichts Menschliches mehr helfen will, so kommt unser Herrgott selber und hält Gericht über den verstockten Bösewicht. So was soll uns eine andere Religion nachmachen! He?". „Doch möchte ich gerne wissen," bemerkte hierauf der Schullehrer, „was denn eigentlich geschehen wird?"

„Es gibt darüber in unseren Chroniken gar seltsame Geschichten," meinte ein alter Bauer, „und nicht eine ist wie die andere; Ihr könnt mir's glauben — man soll aber vor dem Schlafengehen davon nicht sprechen."

Auf das hin erhob sich der Großbauer, der heute ausnahmsweise seinen fernen Hof verlassen und sich unter das Volk in's Wirthshaus begeben hatte, majestätisch vom Stuhle und sagte: „Kinder, greift unserem lieben Herrgott nicht

vor; er weiß schon, was er zu thun hat!" Worauf Alle aufstanden und ausriefen: „Der Herr Großbauer hat Recht, er hat immer Recht; greifen wir unserem Herrgott nicht vor! Greifen wir ihm nicht vor!"

Unterdessen öffnete sich die Thüre, und der Geistliche trat mit hastigen Schritten herein, während er sich mit einem Tuche den Schweiß von der Stirne wischte. Alle standen wieder ehrerbietig auf, und jener begann: „Meine lieben Kinder! Ich kam heute noch hieher, um Euch Euer Verhalten für morgen deutlich vorzuschreiben. Früh morgens also erscheint Ihr Alle vor der Kirche; von dort gehen wir in Procession, ich mit dem Crucifix voran, nach dem Schlachthause. Wenn wir in den Raum eintreten, wo der Kerl eingesperrt ist, so verhaltet Euch mäuschenstille; tretet ganz leise ein und thut ja nichts, als das, was ich Euch heißen werde. Denn vergeßt nicht, in jenem Raum hat Gott selbst Arbeit gethan! Und deßwegen ziemt's sich, mit Ehrfurcht und Andacht einzutreten."

Die Bauern versprachen, sich genau nach dieser Vorschrift zu richten, und der Geistliche entfernte sich. Bald darauf verließen auch die Anderen die Wirthsstube, und Jeder von ihnen nahm, selbst ohne den größten Umweg zu scheuen, seinen Heimweg vor dem Schlachthause vorüber; sah durch die Spalten der Fensterläden und legte dann das Ohr an; allein man konnte Nichts klar sehen, und es war auch nichts zu hören; im Innern herrschte vollkommene Stille.

Es nahte Mitternacht. Im Dorfe wurde es ruhig, Niemand ging mehr über die Straße, die Hunde stellten ihr Heulen ein, Thüren und Fensterläden waren überall geschlossen; im grellen Licht des Vollmonds warfen die Häuschen und die Kirche tiefe Schatten hinter sich, der Nachtwächter machte bedächtig die Runde, und bald hörte man keinen Laut mehr, von der Erde bis zum Firmament.

Nur der Mann im Schlachthause wachte noch.

Vor ihm lag das todte Weib. Der matte Schein der Lampe ließ ihr Antlitz doppelt geisterhaft hervortreten, und es schien eine stumme, aber gar tiefeindringende Sprache zu sprechen. Lange Zeit konnte der Mann kein Auge von

dem Leichnam abwenden, und mit wachſendem Erſtaunen bemerkte er, daß die Züge, die bei der lebenden Perſon ſo nichtsſagend waren, nunmehr durch den Tod eine höhere, eine allgemeinere Deutung zuließen. — Unglaublich erſchien es ihm, daß er an dieſer Perſon zum Mörder geworden; Alles, was vorgefallen war, kam ihm wie ein wüſter Traum vor, und als er wieder und wieder die Leiche anblickte, und ſeine That ihm immer klarer zum Bewußtſein kam, ergriff ihn eine ſo tiefe Reue, daß er vor Mitleid mit ſich und mit der ganzen Menſchheit zu weinen anfing.

„Und ſo was iſt möglich?“ ſprach er zu ſich. „Einer ſolchen That wurde ein Menſch wie ich fähig? Ich gelte überall, wohin ich komme, für gutmüthig, und bin es ja auch; beſitze mehr Intelligenz und mehr Wiſſen als Tauſende anderer Menſchen — und ein friſcher Sommermorgen und etwas Harzgeruch haben genügt, mich zu jener grauſen und niedrigen Scene im Wald zu treiben! Was iſt der Menſch? Ein Gemiſch von Allem! Nicht nur gutes Gemüth, Menſchlichkeit, Gelehrſamkeit und noch ſo manche andere Eigenſchaften, auf die ich beinahe ſtolz war, hauſen in mir — nein! Auch die niedrigſte, thieriſche Wolluſt und Mordluſt!, und warten nur, bis Gelegenheit ſie hervorlockt!“

Dieſe Gedanken erweckten in dem Manne eine ſo große Traurigkeit, daß er auf ſein eigenes Schickſal, das ihm bevorſtand, wie auf etwas weniger Wichtiges und wie auf etwas Selbſtverſtändliches, mit der Ruhe eines fremden Beobachters herabſah. Er blickte dem nächſten Tage ohne alle Furcht entgegen; er wußte klar, was mit ihm geſchehen werde, daß ſein Leben verwirkt ſei; er zweifelte nicht, daß bei dem Rechtsgefühle, dem Rachedurſt und dem vereinten Beſtreben ſo vieler Menſchen früher oder ſpäter volle Beweiſe ſeiner Schuld gefunden werden müßten; und er erkannte Das, was die Menſchen ihm dann anthun würden, nach den herrſchenden Anſichten und Verhältniſſen für ebenſo unabänderlich, wie die That, die er ſelbſt begangen.

„Eine furchtbare, mir bisher unbekannte Macht,“ ſagte er ſich zum Schluſſe ſeiner Betrachtungen, „hat mich getrieben; ſie hat meine Vernunft und alle Moral in mir überwunden; ich komme mit allem Denken und mit allem meinem Schmerze

von der Sache nicht weg. Unerbittliche, harte, ſchreckliche Thatſachen! Mag es denn ſeinen Lauf nehmen, nachdem es nun einmal begonnen!" Und damit beruhigten ſich die Stürme ſeiner Empfindungen und Gedanken, die ihn früher durcheinander ſchüttelten, er ſetzte ſich auf eine Bank und horchte in die ſtille Nacht hinaus.

Die Bauern aber ſchloſſen die ganze Nacht kein Auge; die heftige Neugier auf das, was man morgen früh zu ſehen bekommen würde, ließ ihnen keine Ruhe; ſie ſprachen mit ihren Weibern bis zum Tagesanbruch über alle Hülfsmittel und Möglichkeiten, die Gott in ſolchen Fällen zur Verfügung habe; die Weiber kramten all ihren Vorrath von alten Sagen und abergläubiſchen Gebräuchen aus; und ſo kam endlich der Morgen heran, den ſie Alle gar nicht erwarten konnten.

Es war noch ſehr früh, als ſich ſchon ein ſehr großer Haufe von Bauern vor der Kirche einfand; Niemand dachte daran, daß es ſich darum handle, die Schuld des eingeſperrten Mannes zu erweiſen; Niemand dachte mehr an den Mord ſelbſt oder gar an das arme alte Weib; ſondern ihr ganzes Denken drehte ſich nur darum:

Was wird im Schlachthauſe Merkwürdiges zu ſehen ſein?

Es dauerte nicht lange, ſo kam auch ſchon der Geiſtliche mit dem Crucifix daher, eine ſehr ſtrenge Miene zur Schau tragend; hinter ihm eine Schaar von Weibern und Kindern. Es entſtand ein allgemeines Gemurmel, der Haufe formirte ſich und ſchritt in ungeduldiger Eile zum Schlachthaus hin; der Prieſter öffnete mit furchtbarem Ernſt die Siegel von Fenſter und Thüre, öffnete letztere ganz langſam, ging — das Crucifix weit vor ſich wie einen Schild hinhaltend — in die Halle, wo die Lampe ausgebrannt und infolge deſſen Dunkel herrſchte; die Bauern auf den Zehen ganz leiſe, den Athem zurückhaltend, mit vorgeſtrecktem Halſe und weit aufgeriſſenen Augen ihm nach.

„Oeffnet!" ſagte der Geiſtliche, leiſe lispelnd und vor Erregung zitternd. Man öffnete die Fenſterläden, und mit einem Male war der große Raum taghell beleuchtet. Aber ſtarr vor Staunen und Schreck ſtanden Alle da, als ſie nach dem Hintergrund der Halle blickten.

Dort lag der Mann auf einer Bank, ſchlief ruhig, mit

heiterer Miene, und seine Brust hob und senkte sich wie bei einem schlummernden Kinde mit sanfter Gleichmäßigkeit.

Alle erblaßten und erbebten vor Wuth. Nichts von allem dem, was sie erwartet hatten, war eingetroffen! Kein Finger Gottes war zu sehen! Der Mann hatte sich nicht das Leben genommen! Er war auch nicht verrückt geworden! Und schlief er nicht darum so ruhig, um die frommen Bauern und die Religion zu höhnen?

Mit funkelnden Augen und mit geballten Fäusten blickten sie nun Alle auf den Geistlichen. Dieser aber war bald roth, bald blaß vor Aufregung, seine Hände zitterten so, daß er das Crucifix kaum festhalten konnte; finster blickend, wälzte er den Gedanken in seinem Kopfe herum, der Fremde habe ihm absichtlich einen Possen gespielt, um ihn vor seinen Bauern zu beschämen. „Der Kerl hat keine Religion!", schrie er plötzlich mit kreischender Stimme in den Volkshaufen hinein, nahm, todtenbleich im Gesicht, das Crucifix wie eine Streitaxt in seine beiden Hände und schleuderte es dann dem durch den Lärm eben erwachenden Mann mit wüthender Gewalt an den Kopf. Wie zusammengepreßte und dann losgelassene Federn sprangen nun alle Bauern in großen Sätzen dem Manne gerade auf die Gurgel los; die Weiber schrieen unaufhörlich: „Schlagt den Hund todt! Schlagt den Ketzer todt!"; die Kinder riefen immerfort: „Der Kerl hat keine Religion! Er hat keine Religion!", und Alle miteinander, auf einen Knäuel zusammengedrängt, halfen mit, den Erwürgten in die Mitte der Halle hinein zu zerren.

Es stießen, schlugen und stampften sodann Männer, Weiber und Kinder auf dem todten Manne herum; sie schrieen, schimpften und kreischten dabei unaufhörlich, und weil sie kein Zucken des Schmerzes an dem Leichnam wahrnehmen konnten, — was allein sie hätte befriedigen und sättigen können — so wuchs ihre Raserei immer mehr und mehr; bis endlich die Leiche in hunderte von Stücken zerrissen war.

Nun erst schöpften sie Athem; und etwas beruhigt, und nachdem sie dem Geistlichen ehrfurchtsvoll die Hände geküßt, begleiteten sie ihn, fromme Lieder singend, nach dem Pfarrhause zurück.

Confucius und der todte Hirsch.

Kung-tse, als er noch Aufseher der kaiserlichen Getreidevorräthe war, kehrte während einer Inspectionsreise in einem Wirthshause ein.

Er saß in der Gaststube. Ein Jäger, einen geschossenen Hirsch über dem Rücken, trat ein, warf das Thier auf den Boden hin, stieß es mit dem Fuße in einen Winkel, setzte sich an einen Tisch zu seinen Bekannten und trank mit ihnen. Während der Jäger guter Dinge war, stand Kung-tse von seinem Sitze auf, stellte sich vor das todte Thier, und gab sich tiefen Betrachtungen hin. Lange stand Kung-tse vor dem todten Thiere, und gab sich tiefen Betrachtungen hin.

Gewitter-Scene.

Während das Gewitter in dunkler Nacht über der Stadt wüthete, stand an einem Fenster ein zitterndes Weib; neben ihr ein Priester der Gesellschaft Jesu. „Ehrwürdiger Vater!", stammelte das Weib, „Ich will gerne Eueren Zwecken dienen!"

„Willst Du unseren Zwecken dienen, so beweise Deine Fähigkeit hiezu!"

„Wie das, ehrwürdiger Vater?"

„In der Zeit, während der nächste Blitz am Firmamente leuchtet, mußt Du im Stande sein, zehntausend Lügen zu erfinden."

In diesem Augenblick zuckte ein Blitz am schwarzen Himmel auf, und er hatte noch nicht zu leuchten aufgehört, da hatte das Weib schon ihre zehntausendste Lüge gesagt.

Der Priester verbeugte sich vor ihr, langsam und tief.

Freundinnen.

Eine schöne Frau fiel in eine unheilbare Krankheit, und nach langem Siechthum fühlte sie ihr Ende nahen.

Sie ließ ihre Freundinnen herbeirufen, um sich von ihnen zu verabschieden.

Da saßen sie nun alle um ihr Bett herum, aber — die Kranke, obwohl bei vollem Bewußtsein, vermochte keine einzige von ihnen zu erkennen!

Sie hatte nämlich ihr Leben lang ihren Freundinnen niemals in's Angesicht gesehen, sondern, mit abwärts gekehrtem Blick, immer nur deren Kleider betrachtet und deren Anzug beurtheilt. Da nun die Frauen, beim Bette sitzend, ihr nur ihre Gesichter zeigten, konnte die Arme sich nicht zurechtfinden, und verwechselte Eine mit der Anderen.

Der Sohn des Königs von Egypten.

Pharao, der König von Mizraim, war von einem ruhmreichen Feldzuge in sein Land zurückgekehrt; er gab ein Festmahl und versammelte alle Großen seines Reiches.

Oben an der Tafel saß der König, zu seinen Seiten die Heerführer, sodann die drei Minister, weiter die Weisen des Landes, die Schriftgelehrten und die Zeichendeuter.

Die drei Minister hießen: Hiob, Jethro und Bileam. Hiob, ein schwergeprüfter Mann, war fromm und weise; Jethro milde und versöhnlich; Bileam klug und voll von Eifer.

Da sprach der König: „Am heutigen Tage ziemt es Dir, Hiob, an meiner Seite zu sitzen, damit ich in meinem Glücke mich nicht überhebe.“ Darauf stand Hiob auf von seinem Platze und begab sich zur Seite Pharao's.

Da erhob sich Bileam und sprach: „Deine Demuth, großer König, ist nicht geringer als Deine Tapferkeit und Deine Weisheit, deren Ruf die Welt erfüllt. Jedoch dem Hiob erzeigst Du zu viel Ehre, wenn Du ihn als Mahner an Deine Seite rufst. Hiob ist ein gewöhnlicher Sterblicher, Du aber bist Pharao, der große König in Mizraim; was Gott im Himmel, das bist Du auf Erden; ein Gott gegen einen anderen Gott.“

Der König nickte mit dem Kopfe und blickte fragend auf Hiob. Dieser stand auf und sagte: „Großer König, die Worte Bileams sind klug, jedoch nicht die Worte der Weisheit. Wenn ich auch kein König, so war ich doch mächtig, reich und stark; da traf mich das Unheil auf allen Seiten und hülflos und elend stand ich da, ein Jammer vor dem Herrn. Sind wir nicht Alle sterblich? Bist Du, o König, ist Dein Haus, Dein Sohn, vor jedem Unglück gesichert? Und können wir Menschen in die Zukunft sehen?“

Der König ſchnaubte aus den Nüſtern, und er erhob ſeine Stimme furchtbar: „Glaube nicht, Hiob, daß Du Dich überheben darfſt, weil ich, der König, Dich an meine Seite rief. Vergiß nicht: Ich bin Pharao, der König, und Du Hiob, ſein Knecht.“ Darauf erhob er ſich von ſeinem Sitze und ſeine Stimme wiederhallte noch im Saale; er ſchritt in das Innere ſeines Palaſtes. Unruhe entſtand an der Tafel; die Miniſter und die Großen des Reiches und die Zeichendeuter verließen ihre Plätze und entfernten ſich nach allen Seiten.

Bileam ging nach einer, Hiob und Jethro nach der andern Seite; da ſprach Hiob zu Jethro: „Mir iſt es ſchlecht ergangen!“, und Jethro erwiderte: „Demuth der Könige iſt noch voll von Hoffart!“, und beide gingen alsbald aus dem Palaſt.

Als ſich der König zur Ruhe begeben, und es ſtille ward, da ſah er immer mehr das Bild Hiobs vor ſich und hörte ſeine Worte: „Können wir Menſchen in die Zukunft ſehen?“ —

Des anderen Morgens aber war eine große Unruhe am Hofe Pharaos. Es wurden zuſammengerufen alle Weiſen des Landes, alle Schriftgelehrten, alle Zauberer und Zeichendeuter. Im Saale der Berathung war ein Thron errichtet; um ihn herum warteten ſie Alle, und durch die hohen Fenſter des Saales war viel Volks auf dem Platze zu ſehen; es hatte ſich verſammelt und wollte vernehmen, was es mit der Unruhe für eine Bewandtnis habe.

Da öffnete ſich die große Thür, und es trat herein der König mit der Königin, ihnen nach die Prinzeſſin, die Tochter Pharaos. Der König hub an:

„Ihr Weiſen des Reichs, Ihr Schriftgelehrten, Ihr Zauberer, Ihr Zeichendeuter!

Ich hatte heute Nacht einen böſen Traum. Mir träumte, es wachſe aus meiner Lende ein Menſch hervor; der war noch mit ſeinem Unterleib in meinem Körper, und ſchon ſtreckte er ſeine Hand nach meinem Halſe hin; er wuchs immer mehr und mehr aus mir heraus, und als er hinanreichte, umſchlang er meinen Hals mit ſeinen Händen und wollte mich erwürgen. Da ſchrie ich auf und erwachte.“

Als die Weisen Das gehört hatten, da wurde es stille, und Niemand regte sich im Saale der Berathung.

In diesem Augenblicke kam Jokebed, das schönste ebräische Weib in Mizraim, des Weges daher, und da sie hoch schwanger war, wich ihr das Volk zur Seite.

Pharao bemerkte durch das hohe Fenster, wie das Volk Jemandem zur Seite wich, und als er hinsah, war es Jokebed. Da zuckte es in ihm auf, und sein Antlitz verdüsterte sich. Keiner wußte, was das bedeuten sollte. Da rief der König: „Ich habe Euerer nicht mehr noth, Ihr könnt Alle gehen!"

Des anderen Tages lief ein Befehl des Königs durch ganz Mizraim, alle ebräischen Knaben, die geboren werden, solle man umbringen, die Töchter sollen leben bleiben.

Jokebed aber kam nieder, gebar einen Knaben, und verbarg ihn drei Monate. Da sie ihn nicht länger verbergen konnte, machte sie ein Kästchen von Rohr, verklebte es mit Erdharz und Pech, legte das Kind hinein, und trug es auf dem geheimen Weg, den sie oft gegangen war, in den Garten des Königs. Hier legte sie es in das Schilf am Ufer des Flusses, der hinter dem Garten vorbeifloß, wo die Princessin zu baden pflegte.

Und die Tochter Pharaos ging hernieder, und wollte baden im Wasser. Da sah sie das Kästchen und das Knäblein, das weinte; da sprach sie zu ihren Jungfrauen: „Dieses Kind ist gewiß der ebräischen eines, sonst wäre es nicht ausgesetzt; sein Ansehen aber ist fein und wie von königlichem Blut. Wir wollen es behalten und aufziehen."

Und sie hieß es Mose, denn sie sprach: „Ich habe ihn aus dem Wasser gezogen."

Julius Cäsar bei dem Gastmahl des Lepidus.

Den Tag vor seinem Ende speiste Cäsar beim Marcus Lepidus zu Abend; auch Cicero, Sallust, Brutus, Cassius und andere Freunde und Bekannte des Cäsar und des Lepidus waren anwesend.

Im Laufe des Gespräches erwähnte Cassius, wie von ungefähr, man habe jüngsthin nähere Nachrichten über den Besuch Alexanders des Großen beim Orakel des Jupiter Ammon aufgezeichnet gefunden; und, so wie er gehört habe, sei Sallust im Besitze einer Abschrift der Urkunde. Es war dies aber nur ein Scherz, den Beide miteinander verabredet hatten.

Da nun alle Andern, besonders Cäsar und Cicero, sehr neugierig wurden, sagte Sallust, er hätte eben, bevor er hierher kam, eine gewisse Stelle der Urkunde übersetzt, aber in der Eile vergessen, die Uebersetzung beiseite zu legen, und er habe sie daher bei sich; er sei bereit, sie vorzulesen. Diese Stelle setzte das Frühere da fort, wo von dem Eintritt Alexanders in den Tempel die Rede ist.

„Und was geschah dann?" fragte Cäsar.

„Als nun der große König näher hinzutrat," las Sallust aus seiner Schreibtafel, „redete ihn der Aelteste unter den Priestern mit „Sohn" an, und versicherte, diesen Namen lege ihm sein Vater Jupiter selbst bei.

Während dieser Ansprache des Priesters drängte es aber den König, einen Wind gehen zu lassen; denn er hatte auf dem Wege durch die Wüste fast nur von Brot und Zwiebeln leben müssen. Alexander stieß nun sein Schwert mit großer Gewalt auf den Boden, als ob er den Ausspruch Jupiters hätte mit Kraft bestätigen wollen — in Wahrheit aber, damit man seinen Wind nicht höre. Alsbald verbreitete sich wegen der kräftigen Leibesbeschaffenheit des großen Königs ein starker widerlicher Gestank in dem ganzen Tempel. Der Priester, der sich die größte Mühe nahm, das Lachen zu unterdrücken, veränderte keine Miene, sondern rief dem Tempeldiener zu: „Jetzt hole auch den Weihrauch und die heiligen

Kräuter her!", und als dies geschehen und geräuchert war, sagte der Priester zu Alexander: „Der oberste der Götter athmet Weihrauch aus Deinem Leibe."

Hier erhoben Alle ein unmäßiges Gelächter, Julius lächelte dem Cassius zu und sagte: „Das habt Ihr gut gemacht!"

Darauf sagte Cicero: „Was sich aber in manchen Documenten über Alexander findet und sehr merkwürdig ist, ist dies, daß er auf jener Reise zum Orakel eine seltsame Pflanze gefunden habe, deren Blätter die Eigenschaft besitzen, den Menschen bei bloßer Berührung seiner Stirne zu betäuben."

Meinst Du etwa die Blätter des Lorbeerbaumes?", fragte Cäsar den Cicero, und als dieser lächelnd bejahte, setzte jener fort: „Diese Wirkung des Lorbeers verspüre ich nicht."

Bei diesem Gastmahl war es auch, daß Cajus Julius einen jetzt allgemein bekannten Ausspruch that; und zwar geschah dies während des Essens. Es kam nämlich ein Abgesandter des Senats in den Speisesaal und reichte dem Cäsar mehrere Schriftstücke zum Unterschreiben hin. Während er sie rasch durchlas, warf Brutus den anderen Gästen die Frage auf: Welche Todesart wohl die beste sei? Und Cäsar rief sogleich, während er seine Unterschriften hinsetzte und ehe noch sonst Jemand auf die Frage geantwortet hatte: „Die unerwartete," und legte hierauf die unterfertigten Schriftstücke für den Abgesandten zusammen.

Die Gäste wurden von diesem Ausspruche Cäsars sehr betroffen, und Brutus blickte hiebei rasch und unverwandt auf den vor ihm stehenden Teller; Cicero aber, der für Cäsar nicht nur die größte Bewunderung, sondern trotz politischer Gegnerschaft im Grunde seines Herzens die größte Zuneigung fühlte, nahm darauf das Wort und sprach: „Cajus Julius regiert mit seinem Geiste wohl nur noch aus Gewohnheit den Erdkreis, aber sein Herz ist der Welt schon müde?"

Auf Dieses wandte Cäsar rasch sein Antlitz gegen Cicero, und hielt die Schriftstücke, die der Abgesandte bereits ergriffen hatte, unbeweglich in seiner Hand, sah dann Cicero lange mit tiefem Blicke an, erwiderte aber nichts.

Hans Ruffer's aus Frankfurt Besuch beim Doctor Faust in Leipzig.

An die ehrbare fromme Frau Getrude Ruffer in Frankfurt.

Aus Leipzig. Mein theuer Ehegemal!

Vetter Knoll, der Tuchmacher, bat mich, da er hörte, daß ich nach Leipzig fahre, ihm einen Brief an Magister Johannes Faust, den weitberühmten Schwarzkünstler, hieher, nach Leipzig, mitzunehmen, da der Magister ihm noch das Geld für das Tuch zu seinem Magistermantel schulde. Ich überlegte hin und her, ob ich so einen Menschen, wie der Faustus, der mit dem Bösen im Bunde steht, in die Nähe kommen soll; zuletzt dachte ich aber: Der Magister ist ein Mensch wie unsereiner, und wenn er Dir auch was anhaben wollte, so wird Dich Gott, der Herr, als rechtschaffenen Christen, wohl in seinen Schutz nehmen; thue also Deinem Vetter den Gefallen, damit er doch einmal zu seinem Gelde komme.

Nachdem ich also meine Geschäfte hier mit Hülfe Gottes gut beendet hatte, faßte ich mir ein Herz und ging nach des Magisters Wohnung. Er wohnt in einem schmalen und hohen Hause; wenn man von der Thomaskirche herunter zur Pleiße geht, linker Hand, und jedes Kind in Leipzig kennt sein Haus.

Als ich in Faustens Haus eintrat, hörte ich ein unaufhörliches Donnern, so daß mich sogleich die größte Furcht überkam. Ich tappte sodann die Treppe hinauf und gelangte in ein großes, ganz leeres Zimmer, zitterte vor Angst, und hielt in der einen Hand Vetter Knoll's Brief, in der anderen meinen Hut. Wie ich nun so dastand und nicht wußte, wohin mich wenden, kam ein junger Mensch hastig zu einer der vielen Thüren herein, mit einem Gefäße in der Hand, aus dem ein

gar abſcheulicher Geſtank hervorkam. Der Schlingel lief an mir vorbei, ohne mich anzuſehen oder nach meinem Begehr zu fragen, und verſchwand ſogleich hinter einer anderen Thüre, die er mit dem Fuße hinter ſich zuſchlug. Kaum eine Minute darauf kam wieder ſo ein junger Burſche herein gelaufen, wieder mit einem Topfe in der Hand, kümmerte ſich um mich ebenſo wenig wie der frühere, und verſchwand in größter Eile hinter derſelben Thüre, wie jener. So zählte ich an die zwanzig junge Leute, man nennt ſie hier famuli, in weniger als einer Viertelſtunde durch das Zimmer laufen; Alle mit glühenden Geſichtern, Kübel, Gläſer, Zangen und was weiß ich noch für Zauberwerkzeug in den Händen.

Unterdeſſen wurde das Poltern immer ſtärker, die Dielen zitterten unter mir, und ich wollte der Geſchichte ein Ende machen. Da rief ich endlich Einen der Jungen laut an: „Was gibt's denn heute? Kann ich dem Magiſter Fauſtus nicht einen Brief übergeben? Es iſt eine Rechnung vom Tuchmacher Knoll in Frankfurt; der Magiſter hat ihm das Tuch zu ſeinem Magiſtermantel noch nicht gezahlt; es ſind ſchon an die zehn Jahre her."

Auf das lachte mir aber der Bengel in's Geſicht, und lief, ohne zu antworten, davon. Während deſſen trat ein alter Hausdiener ein, der ging auf mich zu und fragte mich, was ich denn hier wolle; ich ſagt ihm, daß ich dem Magiſter einen Brief übergeben möchte, mit einer Rechnung von Knoll, dem Tuchmacher in Frankfurt, dem ſei er noch das Tuch für ſeinen Magiſtermantel ſchuldig. Er antwortete mir darauf, ich ſei an einem ſehr unpaſſenden Tag gekommen, ob ich denn nicht ſehe, was vorgehe; ich erwiderte, ich ſehe nichts, als eine Unzahl kecker junger Burſche, wie vom Böſen getrieben, hin und wieder laufen, und höre poltern, wie am jüngſten Tage.

Darauf nahm mich der Alte beim Arm und ſagte mir in's Ohr: „Er will heute den Homunculus fertig bringen!" Ich wußte nicht, was er damit meinte, bekam aber große Furcht, denn das wußte ich doch, das könne nichts Gutes ſein und nichts Chriſtliches. Unterdeſſen öffnete der Diener ein wenig eine Thüre, die ich bisher gar nicht bemerkt hatte, und die in Fauſtens Zimmer führte, zog mich bei der Hand ganz nahe hin und ſagte leiſe zu mir: „Siehſt Du ihn?"

Gertrude, Gertrude, was hab ich da gesehen! Ich werd mein Lebtag nicht daran vergessen! Ich sah da an die dreißig junge Menschen; einer nach dem andern goß aus seinem Kübel allerlei Pulver und Flüssigkeiten in einen Kessel, unter dem ein mächtig Feuer brannte; dann rührten sie wie besessen mit hölzernen Krücken und Spießen drin herum, und blickten dabei immer von Zeit zu Zeit auf einen kleinen alten Mann, der ganz nahe am Fenster stand und ihnen öfter zuschrie und zuwinkte, wie sie zu verfahren hätten. Der Alte zitterte am ganzen Leibe und zwei Knaben hielten ihn bei den Armen fest, vermuthlich, damit er vor Aufregung nicht umfalle.

Das war er, Gertrude, das war er, der weit berühmte Magister Johannes Faust, der große Schwarzkünstler, Gott steh uns bei!

Sein Gesicht war voll von Falten, als ob hundert Pflüge darauf herumgefahren wären; sein Ziegenbart ging immer auf und nieder, denn seine Lippen bewegten sich unaufhörlich, so als ob er mit sich selber sprechen würde, und seine funkelnden Augen warf er nach der Suppe im Kessel immer dahin, wo es gerade aufspritzte; so schnell es aufkochte, so schnell wandte er seinen Kopf hin und her, herüber und hinüber; dabei nahm das Donnern immer mehr zu. Mir wurde wahrlich nicht gut zu Muthe; wer wußte, was da aus dem Kessel herauskommen wollte?

Der alte Diener fragte mich: „Willst Du ihm deinen Brief übergeben?“

Was hätte ich ihm darauf erwidern sollen? Ich empfahl mich also, steckte den Brief wieder zu mir, und ging in die Thomaskirche, um Gott für unsere Erlösung zu danken. Wehe über die hochmüthigen Menschen!

Prüfstein der Verwandtschaft.

Ein Reisender war in der Wirthsstube eines Gebirgsdorfes eingekehrt und beobachtete, während er aß und trank, einen Cretin, mit dem mehrere anwesende Bauern, wie mit einem Spielzeug, den mannigfaltigsten Schabernack trieben.

Der Eine zupfte ihm bald an diesem, bald an jenem Ohr, ohne sich zu verrathen, und machte dann, wenn der Cretin sich umwandte und ihn ansah, eine vollkommen gleichgültige und unbefangene Miene; der Andere hielt ihm die Augen zu, ein Dritter schrie ihn an und schimpfte ihn heftig aus, als ob er ernstlich aufgebracht über ihn gewesen wäre. Und zu diesem Allem machte der Blöde immer eine so eigenthümliche Miene und stieß so unarticulirte Laute hervor, daß die Bauern aus dem Lachen gar nicht herauskamen.

Als der Reisende dies einige Zeit hindurch beobachtet, und die Physiognomie, die Kopfbildung und das ganze Benehmen jenes Cretins ins Auge gefaßt hatte, fragte er sich, ob man so ein Wesen denn wirklich zu den den Menschen verwandten Wesen zählen könne; bei einem solchen Mangel an Verstand und allen höheren Gaben der Kultur, bei einer solchen körperlichen Verkümmerung werde man Den doch nicht als menschlichen Genossen anerkennen?

Mit diesen Gedanken sah der Reisende noch eine Weile den Späßen zu, rief dann den Wirth, um seine Zeche zu bezahlen, und schickte sich, mit einiger Mühe, an, seinen schweren winterlichen Reiseüberrock anzuziehen. In diesem Moment aber kam der Cretin schnell herbei, half, — von Niemandem

dazu aufgefordert — ihm den Rock anziehen, und als dies geschehen war, sah er mit einem so gutmüthigen Lächeln und mit so sichtlicher Freude über die bewiesene Hülfe dem Fremden in die Augen, daß dieser in einem einzigen Augenblicke alles Frühere vergaß, und weder die blöde Miene, noch das thörichte Lachen, noch die monströse Körperbildung mehr vor sich sah; sondern glaubte, noch selten ein so strahlendes menschliches Antlitz und ein gleich gutmüthiges und so nahe verwandtes Wesen vor sich gehabt zu haben.

Träumen wie Wachen.

Es hat bisher nur einen einzigen Menschen gegeben, — und von diesem soll hier erzählt werden — der von sich sagen konnte: er habe in seinem ganzen Leben niemals einen Unsinn geträumt. Dieser Mann, der, als Junggeselle, ein sehr bescheidenes Dasein führte, hat sich durch nichts in der Welt einen Namen gemacht, und sein Andenken wäre ganz verschollen, und Niemand würde wissen, daß dieser Mensch existirt habe — wenn nicht hier von jener merkwürdigen Eigenschaft, niemals einen Unsinn zu träumen, erzählt würde. Und es wäre doch ewig schade, wenn die Menschen nicht erfahren sollten, daß so etwas möglich sei, und daß eine solche Person wirklich einmal gelebt habe.

Ihm träumte z. B. niemals, wie das uns Anderen so oft geschieht, daß er an mehreren Orten zugleich sei; oder, daß ein längst Verstorbener noch lebe und dergl. Er träumte zwar, wie auch wir das zuweilen thun, er könne fliegen, oder er begegne Geschöpfen, die im Wachen niemals existiren; aber alle derlei Dinge standen nicht mit der wachen Welt so im Widerspruch, daß man hätte mit Bestimmtheit sagen können, sie seien unmöglich, oder sie seien an und für sich absurd.

Uebrigens war jener Mann auf diese seine Eigenschaft nicht wenig stolz und zugleich durch sie so beglückt, daß er glaubte, ihr seine immerwährende Heiterkeit zuschreiben zu sollen. Darin irrte er nun, denn seine Heiterkeit und sein Glücksgefühl stammten aus einer tieferen Quelle, aus derselben Quelle, der er, wie man sehen wird, seine merkwürdige Eigenschaft, nie einen Unsinn zu träumen, zu verdanken hatte.

Er pflegte oft mit Freunden über die Sache zu sprechen. „Mein ganzes Wesen," sagte er dann, mit strahlendem Blick, „mein ganzes Dasein ist klar. Mein Geist ist zwar keiner von den großen, aber ich kann es wohl sagen: Er wurde noch nie durch eine Absurdität verunreinigt, nicht im Wachen und nicht im Schlafe. Mein Denken und mein Träumen sind zwei Zweige eines Stammes, und stützen einander in der artigsten Weise. Ich bin Eins, ungetheilt; die Anderen sind getheilt, und ihre zwei Theile: Wachen

und Träumen führen beinahe immerfort Krieg mitsammen. Andere rechnen ihr Leben eigentlich nur nach ihren wachen Stunden, das sind also ungefähr vierzehn, höchstens sechzehn Stunden von vierundzwanzig; ich kann die vollen vierundzwanzig Stunden zu meinem Leben rechnen. Und immer friedlich! Keine Stunde des Schlafes löscht irgend eine des Wachens aus oder umgekehrt. Was aber ganz besonders angenehm ist: Ich genieße eine wunderherrliche Abwechslung in meinem Dasein; denn ich führe mein Leben während des Wachens in ungebundener Rede, und beim Träumen in gebundener. . . . ."

Und da Jemand diese letzten Worte nicht sogleich verstand, fuhr jener fort: „Ich meine: Ich lebe in Prosa und in Poesie; Wachen und Träumen sagen mir oft dasselbe, aber beide in verschiedener Form, in anderem Colorit, oder, wie sie das sonst nennen wollen; Sie wissen wohl jetzt, was ich meine. . . . . In der That, das Alles ist eine sehr hübsche Sache!" —

Eines Abends ging der Mann, munter wie immer, zu Bette. „Morgen früh," sagte er zu seinem Diener, „bin ich wieder zurück; gegen sechs Uhr Morgens kannst Du mich erwarten," ungefähr in dem Tone, als ob er eine Reise antreten würde. Hierauf klopfte er sich die Polster zurecht, legte sich behaglich hinein, und dachte: „Nun bin ich wirklich neugierig, was ich heute Neues erfahren werde!"

Einige Augenblicke danach sah er sich in einer ihm ganz fremden Gegend. Er stand mitten in einem frisch gepflügten Ackerfelde; die Landschaft war weithin ganz eben, nur am fernen Horizont erhoben sich niedrige Hügel und waren freundliche Dörfer zu sehen; und über dem Ganzen ging eben die Sonne auf.

Neben ihm stand ein sehr schöner Mensch mit einer etwas süßlichen Miene und sozusagen langweiligem blonden langen Haar, das ihm bis über die Schultern herniederwallte, und aus seinen Schultern ragten ihm zwei große weiße Flügel hervor. Der Träumer erkannte in ihm sofort denselben Herrn, der ihm schon in der vorigen Nacht auf einer weiten Reise begleitet und ihm dabei allerlei Merkwürdigkeiten gezeigt hatte, und rief sogleich, als er seiner ansichtig wurde,

ihm zu: „Ah, wieder der Genius!“ — Dieſer Reiſebegleiter hatte geſtern einen ganz beſonderen Werth darauf gelegt, durch jene Merkwürdigkeiten auf den Mann einen großen Eindruck zu machen und ihn zu lebhaften Ausdrücken des Staunens zu bringen. Aber alle die Dinge, die er ihm zeigen konnte, waren nicht im Stande, den Mann in jene überſchwängliche Begeiſterung zu bringen, die der Genius erwartete und wünſchte. So oft er ihm etwas vermeintlich ganz Beſonderes zeigte, blinzelte er gleich nach dem Manne hin, um zu entdecken, daß er bereits in helle Begeiſterung gerathen ſei: und da dies nie der Fall war, verſuchte er, etwas nachzuhelfen und fragte ihn dann: „Und was ſagſt Du dazu? Und was zu Dieſem? Und was zu Jenem?“

Aber immer kam die Antwort: „Herrlich!“ und gleich darauf: „Es erinnert mich an Das und Das!“ Darüber wurde der Genius ärgerlich, und es kam zwiſchen den Zweien zu einem erregten Disput. Der Genius ſchalt den Mann undankbar. Dieſer wieder entgegnete in etwas ungeduldigem Ton: „So ein anſpruchsvoller Reiſemarſchall, wie dieſer geflügelte hier, iſt mir doch noch niemals vorgekommen! Haſt Du denn alle dieſe ſchönen Sachen gemacht? Du zeigſt ſie mir ja nur! Ich bin Dir auch dafür gerne dankbar; aber, wie ich die Dinge anſehen und beurtheilen ſoll, das iſt doch meine Sache, und nicht die Deine!“ Auf das entfernte ſich der Genius mit ſehr verdrießlicher Miene und beſchloß, in der nächſten Nacht wieder zu kommen und es mit verſtärkten Mitteln von Neuem zu verſuchen; und das war eben der Grund, warum in der heutigen Nacht derſelbe Genius wieder bei dem Manne war, als er frühmorgens mitten in einem Ackerfelde ſtand. „Dieſe Ackerfurchen finde ich ſehr tief, viel tiefer, als ſonſt,“ ſagte der Träumer. „So iſt es auch!“ erwiderte der Genius. „Jetzt ſieh doch aber, was da heran kömmt.“ Und während er das ſagte, kam ein Vogel hergehüpft, nicht beſonders ſchön oder glänzend von Gefieder, ſondern gleichmäßig grau von Farbe und genau ſo wie eine Feldlerche gebaut, jedoch von außerordentlichem Umfang; er war nämlich ſo groß, wie der größte Adler.

Der Vogel kam immer näher und ſetzte ſich dann in eine Ackerfurche.

„Eigentlich eine riesige Lerche," sagte der Mann zu seinem Führer, „— vorausgesetzt, daß dieser Vogel singen kann." Der Genius lächelte zu diesen Worten, und in demselben Augenblick begann das Thier einige Schritte zu laufen, wobei es sich etwas schwerfällig hielt und den Eindruck eines rechten alten Pedanten von Vogel machte; dann flog er auf, immer höher und höher, und nun sang er von oben herab ein Lied von solcher Schönheit und mit solcher Kraft, daß es schien, die ganze Landschaft würde in Musik getaucht. Der ganze Erdboden, die Thäler und die fernen Berge zitterten vor Freude, so durchdringend schmetterte die Riesenlerche ihr Lied vom Firmament herab; und der Genius, den Mann in Entzücken gewahrend, sprach schnell zu ihm: „Nun? Hast Du je eine solche Vereinigung von Schönheit und Kraft, von Lieblichkeit und Größe gesehen?"

Darauf antwortete der Mann: „Herrlich! Herrlich! — Wir haben aber auch den Johann Sebastian Bach . . ." Dabei erwachte er, und setzte, sich aufrichtend und nach seinen Kleidern greifend, fort: „Und er hat's vielleicht noch besser gemacht!" —

Nachdem er diese Angelegenheit in solcher Weise erledigt hatte, ging er des Morgens an seine gewohnte Beschäftigung und verbrachte den ganzen Tag in der heitersten Stimmung.

„Ich habe heute Nacht eine wundervolle Musik gehört," war seine Antwort auf die Fragen nach der Ursache seiner besonderen Heiterkeit, „und sie klingt in mir noch immer nach."

Am Abend jedoch kam ein alter Freund zu ihm in Besuch, und der theilte ihm mit sehr betrübter Miene mit, daß einer ihrer Bekannten, ein seelenguter und harmloser Mensch, von einem Anderen, der stets die Maske des lustigen Bruders vorgenommen hatte, in rücksichtslosester Weise betrogen, und überdies nachher noch von ihm ausgelacht und verspottet worden sei. Durch diese Nachricht verlor der Mann seine ganze Heiterkeit.

„Hat man unseren Freund denn nicht vor jenem Bösewicht warnen können?" fragte er.

„Es konnte Niemand bei jenem Menschen etwas Schlimmes voraussetzen; denn er hatte uns eben alle getäuscht," erwiderte der Freund.

„Und noch auslachen! Auslachen!“ sprach der Mann vor sich hin, „Das ist für mich nicht zum Begreifen, und drückt mich tief nieder. Das ist ja noch viel schlimmer als der Betrug selbst; das ist die zwecklose, die wahrhaftigste Bösartigkeit. Ich habe noch nie ein furchtbareres Bild gesehen, als die Vorstellung eines lachenden Bösewichts; sie läßt mich gar nicht los!“

Und mit düsteren Gedanken ging er in dieser Nacht zu Bette.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war ein edler Mann, der um die Abendzeit, in Gedanken versunken, die Landstraße einher ging.

Er war noch nicht weit außerhalb der Stadt; es dunkelte bereits, und er gelangte an den Rand eines Waldes. Da sprang ein Mann hervor, ohne Kopfbedeckung und in Hemdärmeln, eine Lanze in der Hand.

Er war von kleiner, untersetzter Statur, hatte einen großen Kopf, dichtes, schon ergrautes und ganz zerrauftes Haar; sein Mund war überaus breit, die Lippen dick und durchaus wulstig, und seine kleinen grauen Augen sahen aus, als ob sie gemüthlich lächelten.

Mit einem Satze war er an der Seite des Spaziergängers und stieß die Lanze nach ihm; dieser aber hatte sich rasch genug gewendet und zog einen Dolch hervor. Der Andere wich nun ebenfalls rasch aus und trachtete, den Mann immerfort starr anblickend, mit der Lanzenspitze hinter dessen Rücken zu kommen. Sie drehten sich nun umeinander — der Mann mit dem Dolche im Mittelpunkt — und der Andere lief immerwährend, die Lanzenspitze nach seinem Genick hin richtend, um ihn herum; konnte aber nicht zum Stoß gelangen, weil Jener sich gleichzeitig um sich selbst drehend, immer weiter lief.

Der Mann aus dem Walde begann zu lächeln, der Speichel trat aus seinem Munde, und er rief mit heiserer Stimme: „No, was denn?“ und immer wieder: „No, was denn?“ Der Mann im Centrum, der bei seinen Bewegungen bald ermüdete, horchte nun auf diese Ausrufe, und sah mit immer größerer Aufmerksamkeit auf die sonderbare Gestalt, die da, wie ein Hund um seinen Herrn, um ihn hertanzte.

Während er ihn zu betrachten fortfuhr, brachte dieser, immer noch um ihn herumlaufend und unter allerlei komischen Bewegungen seines Oberkörpers, in einem gewissen Moment die Lanzenspitze ganz nahe an Jenes Nacken, ohne daß er darauf achtete. „Und was ist denn?" rief der Kleine wieder und lächelte hiezu mit dem ganzen Gesicht; dabei fühlte dann der Spaziergänger hinter seinem Rockkragen ein Hin- und Herreiben des Lanzeneisens, und es war ihm das gar nicht unangenehm.

Da hiebei der Kleine ihm immer in die Augen sah, und lächelnd den Speichel aus seinem breiten Munde stieß, so wurde der Mann im Centrum immer heiterer gestimmt, hörte allmählich auf, seinen Platz zu wechseln, und begann endlich, den Dolch hoch in der Rechten haltend, laut zu lachen.

Während er den Mann aus dem Walde in dieser Weise mit einer Art von Neugierde anblickte, entstand eine kleine Pause, und dann stieß dieser plötzlich die Lanzenspitze mit größter Wucht in das Genick des Anderen, ließ sie einen Augenblick drin, wobei er sie noch mit beiden Händen festhielt, sah hiebei ruhig und wie forschend dem Gestochenen in's Gesicht, und zog dann die Lanze aus dem Nacken; ein dicker Blutstrahl schoß aus der Wunde, und der Spaziergänger fiel mit einem dumpfen Aufschrei todt zu Boden hin. „Eh!" rief der Kleine aus und streckte die Zunge nach dem Todten heraus.

Während er dessen Taschen zu durchsuchen begann, kam athemlos ein Mann aus dem Halbdunkel der Landstraße hinzu, der die Scene schon aus der Ferne mit größtem Entsetzen beobachtet hatte; und, unfähig zu sprechen, stand er plötzlich vor dem Mörder. „Ich weiß nicht, was er von mir hat wollen!" rief in weinerlichem Tone der Mörder aus, als er den Fremden neben sich bemerkte. Aber dieser, der den ganzen Vorgang mitangesehen hatte und vor Aufregung nicht im Stande gewesen war, durch Zurufe den Mörder abzuschrecken, konnte auch jetzt noch kein Wort hervorbringen; so sehr hatte der unendliche Gram über den Hohn in diesen Worten und im Tone des Mörders ihm die Kraft zu sprechen geraubt. Und als ihm immer deutlicher in's Bewußtsein drang, was eigentlich hier vorgegangen war: daß ein Mensch ein

anderes menschliches Individuum nicht nur vernichten, sondern es dabei mit behaglichem Humor einer listigen und witzigen Berechnung unterwerfen, und dann noch über dessen Tod scherzen konnte — da vermochte er dieses Schreckliche nicht zu überleben. Das Herz zersprang ihm, und er fiel neben den Todten leblos nieder. —

Hier erwachte der Mann, unter tiefster Beklemmung und mit lautem Stöhnen; denn er selbst war jener Dritte gewesen, der zu den Beiden auf der Landstraße hinzugetreten war.

„Was würde mein Freund erst dazu sagen?" sprach er zu sich selbst, „hier hätte auch eine Warnung nichts genützt, denn die Gefahr war von allem Anfang an doch deutlich genug zu sehen!"

Und als nächster Tage sein Freund wieder bei ihm war, sagte er zu ihm: „Ich dachte an jenem Abend sehr lebhaft an Deine Mittheilung; an jene Geschichte von dem Betrüger, der die Maske des lustigen Bruders vornahm. Die Folge für mich war ein Traum von einem Mörder, der sogar mit einer Lanze kitzelt."

„Was ist das für ein sonderbarer Fall, wo ein Mensch gar mit seinem Mordwerkzeuge kitzelt?"

Darauf erzählte ihm jener seinen Traum; und dann fragte er ihn:

„Was sagst Du zu jenem schrecklichen Mann mit der Lanze?"

Der Freund erwiderte nichts, aber eine tiefe Blässe überzog sein Gesicht.

„Du bist bleich geworden, und mir ist's ähnlich ergangen," sagte der Mann, „die Sache muß also wohl eine wahrhaftige sein, obwohl sie sich nie zugetragen hat und vielleicht auch nie zutragen wird. Wir fühlen eben, daß wir in den geheimsten Winkel des menschlichen Herzens geblickt."

Eine Zeit lang saß der Freund noch immer schweigend da, so sehr hatte ihn das furchtbare Bild jenes Traumes überwältigt; dann begann er:

„Sage doch nicht, daß wir in das menschliche Herz geblickt; so schrecklich sind wir doch nicht, daß wir das als etwas Allgemeines ansehen müßten. Sage vielmehr: Wir haben

geſehen, was Alles bei Menſchen möglich iſt! — Schlimm genug!“ Und nach einer Weile fuhr er fort: „Dieſer Dein Traum hat nicht nur für Dich, ſondern, wie Du aus meinen Reden erkennſt, auch für mich einen klaren Sinn; ſeine innerſte Bedeutung iſt mir ebenſo klar wie Dir, und ſie wird gewiß jedem Anderen, der Menſchenachtung und Menſchenliebe im Herzen hat, ebenfalls klar ſein. Würden wir Alle ſtets ſo träumen wie Du heute, ſo wären wir Dir gleich; aber bei Dir haben alle Träume einen guten Sinn, bei uns Anderen ſehr oft das Gegentheil — So erging es vor Kurzem mir ſelbſt wieder; ich kann den Eindruck eines Traumes nicht los werden, und er kann doch ganz gewiß keinen rechten Sinn haben.“

„Und was träumteſt Du?“

„Mir träumte,“ begann der Freund, „meine ſchon vor zehn Jahren verſtorbene Mutter lebe noch, aber verſtecke ſich vor mir; ſie ſei böſe auf mich, und wolle mir ſo viel als möglich ausweichen. Ich wußte, daß ſie nicht nur vergrämt, ſondern auch krank ſei; und ich ſuchte ſie daher, bis ich vor Erſchöpfung nicht mehr weiter konnte, bei allen bekannten Familien, in allen Gaſthäuſern, ſogar auf allen Straßen — fand ſie aber nicht. Oft war ſie kurze Zeit vorher ohne anderen Grund, als darum, weil ſie vermuthet oder gehört hatte, ich werde ſie daſelbſt aufſuchen. Du kannſt Dir wohl denken, wie mir zu Muthe war! Ich ſah immer dieſe gute, alte, gekränkte Frau vor mir, die ſonſt ſo gerne in meiner Nähe blieb, unter fremden Leuten umherirren, — Du weißt ja, daß mein Vater ſchon früher, als die Mutter ſtarb — ein ärmliches Leben führen — und ihre zarte Seele voll tiefſten Grames! Und, was mir ebenſo ſchrecklich war: ich wußte gar nicht, was ſie eigentlich im Sinne hatte, was ich ihr gethan, daß ſie ſich über mich ſo gekränkt zeigte! Ich hätte mich gerne vor ihr niedergeworfen, ſie im Vorhinein um Verzeihung gebeten, und dann erſt gefragt, worin denn meine Schuld beſtehe; aber zu einer ſolchen Ausſprache kam es ja nicht, weil ſie mir ſo beharrlich auswich, daß ich ſie niemals finden konnte!

Endlich erfuhr ich durch meine Aufpaſſer, ſie wohne ſeit Kurzem in dem und dem Gaſthauſe. Schnell eilte ich hin,

und als ich zum Thor kam, huſchte ſie eben in das Haus und ganz knapp an mir vorbei; mein Herz ſtand ſtill, ich ſah ſie an wie eine Erſcheinung aus einer anderen Welt und konnte kein Wort hervorbringen. Sie aber ſchoß an mir vorüber, ſah mit zurückgewandtem Kopfe einen Augenblick nach mir hin, und warf mir einen ſo gekränkten Blick zu, daß ich glaubte, mein Herz müſſe zerſpringen, und — erwachte!

Schweißtriefend kehrte ich in's Bewußtſein zurück, aber an jenen Blick meiner armen Mutter werde ich, ſo lange ich lebe, nicht vergeſſen. Er begleitet mich unaufhörlich, er ſtört mich in meinen Beſchäftigungen, er verbietet mir aufs Strengſte, irgend einem Vergnügen nachzugehen, ja er hindert mich, auch nur einen einzigen Augenblick fröhlich zu ſein und verbannt jedes Lächeln aus meinem Angeſicht!"

Es entſtand eine kleine Pauſe, während welcher der Zuhörende nachdenklich zu Boden ſah, und dann ſprach er: „Auch mir ward ſehr wehe, mein Freund, da ich Deinen Traum vernahm. Eine Mutter, die ihrem eigenen Kinde ausweicht, weil ſie ſich von ihm gekränkt fühlt, das iſt etwas ſo Furchtbares, daß ich glaube, in ſolchem Falle habe die Mutter Recht!"

„Wie ſprichſt Du da?" erwiderte heftig der Freund. „Meine Mutter war gewiß eine der beſten Mütter der Welt; aber auch ich, das darf ich wohl ſagen, und Du kennſt mich ja auch ſchon lange genug — war ich nicht voll Liebe und Pietät gegen ſie? Nicht leicht wird Jemand gefunden werden, der ſeine Eltern mehr liebte und ehrte als ich! Der Traum erſchüttert mich, aber ich ſage doch, er kann keinen Sinn haben. Ich theile eben das Loos aller Menſchen, Dich ausgenommen, auch Widerſinniges zu träumen."

„Höre, Freund, Dein Traum wird doch wohl einen Sinn haben! Gewiß haſt Du Deine Mutter geehrt und geliebt, ich kannte ja Dein herrliches Verhältniß als Kind zu Deinen Eltern. Aber... es muß doch im Laufe der Jahre vorgekommen ſein, daß Du ſie hie und da kränkteſt; daß Du in der Aufregung des Augenblicks ihr nicht mit der gewohnten Zartheit begegnet biſt; ja, daß Du mit ihr in barſcherem Tone oder gröberem Ausdruck ſprachſt, als es ſonſt Deine gute

Gewohnheit war. Und das kränkte Deine Mutter! Aber sie sagte Dir nichts, um Dich nicht zu betrüben."

„Und weiter?" fragte der Freund mit wehmüthiger Neugierde.

„Und nun, mein Theurer, kommst Du selbst an die Reihe! Du in Deiner natürlichen Güte, konntest nicht gleichgültig darüber hinweggehen! Kaum waren Deine Worte verhallt, so hörtest Du sie nochmals in Deinem Innern; Du fühltest, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, was Du da gethan hattest. Dann gingst Du aber doch sofort an Deine Geschäfte und erstickest oder vergaßest die Vorwürfe, die Dir aus Deiner Tiefe emporgetaucht waren. Aber, mein Freund, das Gewissen verdaut sehr langsam, vielleicht nie! Da hilft kein Verschlucken; etwas sitzt, in sich zusammengekauert, in Dir, wartet, und irgend einmal meldet es sich, ganz unverhofft, bei Dir an.... Ja, ich sehe es deutlich, Deine Mutter war wirklich zuweilen auf Dich böse, Du hast sie mitunter wirklich gekränkt, und jetzt, nach so langer Zeit, da Du im Wachen stets so sehr zerstreut und abgelenkt warst, erscheint Dir Deine That als Traumbild. Du hast gegen die Pietät verstoßen! Das ist der wahre Sinn Deines Traumes."

Während dieser Rede sah der Freund immer melancholischer zu Boden, Thränen kamen ihm in die Augen, und mit leiser Stimme sprach er: „Wohl muß es so sein, wie Du sagtest! Tief fühle ich den Schmerz, und mit Wehmuth denke ich daran, daß ich meinen Fehler nie mehr werde gut machen können." Und nach einer Pause fuhr er fort: „Und Du? Du sagtest mir einst, derlei Träume kämen Dir nie, und wir Alle bewundern Dich auch deswegen. Wie glücklich bist Du! Wie kommt es aber, daß Du solche Mahnungen nie erfährst?"

„Ich handelte und handle stets nach einer guten Regel," antwortete der Mann, „wenn ich mit Menschen umgehe, die mir nahe stehen; und diese Regel schützt mich vor trüben Mahnungen, im Wachen wie im Träumen."

„Und willst Du Deinem Freunde diese gute Regel vorenthalten?"

„Im Gegentheile! Wende sie nur an, und Du wirst gut daran thun. Höre denn. Wenn irgend ein Anlaß zum

Tadel des Anderen oder zum Streit sich erhebt, so denke ich sogleich folgenden Gedanken: Wie furchtbar wehe würde mir zu Muthe sein, wenn dieser geliebte Mensch, mit dem ich jetzt wegen eines geringfügigen Anlasses unzufrieden sein möchte, nicht mehr auf der Welt wäre! Wie sehr würde ich mich dann selbst nach allen seinen Fehlern und Schwächen zurücksehnen, die doch Alle zu seinem Wesen mitgehörten! Und wie gerne wollte ich ihm Alles vergeben, was er je Hartes an mir verübt, wenn ich ihn nur ins Leben zurückrufen könnte, wenn er mir wieder gegenüber säße, wenn er wieder wie sonst mit mir sprechen könnte!

Wenn ich diesen Gedanken auch nur zu denken beginne, so ändert sich sofort mein Wesen, mein lebhaftes Temperament verkriecht sich in einen Winkel, meine Aufregung legt sich, es entwickelt sich in mir die äußerste Geduld mit Allem, was mir früher mißfiel, und was mich ärgerte; und wenn ich selbst noch immer im vollen Rechte zu sein glaube und den Anderen im Unrecht, so bin ich doch mit leichter Mühe im Stande, Unrecht stillschweigend zu ertragen, und Fehler oder Schwächen mit voller Nachsicht zu betrachten. Und ich kann sagen, es hat mich die Befolgung dieser Regel noch nie gereut, so sehr ich mitunter anfangs in Wallung und nahe daran war, schroff zu werden.

Ich kenne keine bessere Richtschnur für den Umgang mit geliebten Menschen. Für ferner Stehende sie ebenfalls anzuwenden, wäre eine große und schöne Aufgabe; aber sie dürfte zu schwer fallen. Das könnte vielleicht ein Heiliger, ein Einsiedler, der aus dem Leben hinausgetreten ist; allein, deswegen hätte es auch weniger oder gar keinen Werth, denn wer nicht als Mensch unter Menschen lebt, verdient weder Lob noch Tadel, und steht uns in Allem auch viel zu ferne."

„Nun fange ich an," sagte hierauf der Freund, „Dein Wesen, Dein Wachen wie Dein Träumen zu begreifen. Dein Geist ist nicht anders geartet als der unsere, und Deine herrliche Eigenschaft, zu träumen wie zu wachen, beruht auf Deinen Tugenden, auf Deiner Güte, Deiner Gerechtigkeit, Deiner Wahrheitsliebe; es ist die moralische Klarheit Deiner Natur, die mir Alles an Dir verständlich macht."

„Wenn ich es aber recht bedenke," erwiderte der Andere,

„ſo glaube ich beinahe, alle Menſchen ſeien ſo wie ich beſchaffen, und gar Niemand träume jemals Unſinn! Ein Traum, an den man ſich ſo deutlich erinnert, daß man ihn nacherzählen kann, der alſo kein Fiebertraum iſt, hat immer Sinn. Und es kann auch gar nicht anders ſein! Denn was miteinander im Widerſpruch ſteht, könnte ſich ja nicht zu einem Ganzen gruppiren. Daß Zeit und Raum oft durcheinander gerüttelt werden, benimmt dem wahren Gehalt des Traumes gar nichts, denn ſie beide ſind gewiß ohne Bedeutung für ſeinen weſentlichen Inhalt geweſen. Wir machen es ja oft im Wachen auch ſo; denke an das Märchen, an ſo viele kühne und ſinnvolle Phantaſiegebilde, zu denen nur ein Unverſtändiger ſagen würde: „„Das iſt widerſinnig! denn das iſt nicht möglich!“ “

„Wenn man nur die Träume immer richtig zu deuten wüßte, ſo wie Du das eben mit dem meinen gethan haſt!“ ſagte der Freund.

„Das iſt gewiß keine leichte Aufgabe, aber es müßte bei einiger Aufmerkſamkeit dem Träumenden ſelbſt wohl immer gelingen. — Warum es meiſtens nicht gelingt? Es ſcheint bei Euch etwas Verſtecktes in den Träumen zu liegen, etwas Unkeuſches eigener und höherer Art, eine gewiſſe Heimlichkeit in Eurem Weſen, die ſchwer auszudenken iſt; und darum ſcheint Euer Träumen ſo oft ohne Sinn, ſogar ein Widerſinn zu ſein. Es iſt aber im tiefſten Grunde durchaus nicht ſo; ja, es kann gar nicht ſo ſein, denn es iſt immer derſelbe Menſch, ob er wacht oder träumt.“

„Daraus ſehe ich nur noch deutlicher, es ſei ſo, wie ich ſchon früher es ausſprach,“ ſagte der Freund, „daß nur ein vollkommen friedliches Weſen wie das Deine, nur ein ſo ſanftes Gemüth und nur ein ſo reiner und offenherziger Sinn, wie Du dies Alles beſitzeſt, der wahre Grund Deiner edlen Begabung ſind, im Traume das Wachen harmoniſch zu ergänzen. In der Harmonie Deines ganzen Weſens gleichſt Du ja einem Kinde, und Dein Träumen wie Dein Wachen begleiten Dich wie zwei treue Hunde durch das Leben. Wer kann Dir aber in jenen Eigenſchaften auch nur nahe kommen?“

Idylle.

In einem freundlichen Gebirgsdorfe saßen auf einer Wirthshausbank zwei Reisende, die gemeinschaftlich eine Fußtour gemacht hatten und in diesem Dorfe zu übernachten beabsichtigten.

Mit Behagen besahen sie sich die ganze Landschaft, über die eben die Abenddämmerung hereinbrach. Im Hintergrunde zeigten sich bewaldete Hügel, von deren Höhe her man das Glockengeklingel der Kuhheerden, und dazwischen die Schalmeien der Hirten, vernahm; die Häuschen des Dorfes lagen zwischen Bäumen und Gärten verstreut, und ruhig stieg ein bläulicher Rauch aus ihren Schornsteinen in die Höhe; etwas abseits lag der Dorfteich, in dem Gänse und Enten schwammen und ab und zu ein lebhaftes Geschnatter erhoben, und an dessen Ufern Knaben plauderten und miteinander spielten.

Neben dem Wirthshause stand eine Mühle; mit gleichmäßigem Rauschen strömte der Bach unter den Rädern hervor, und ununterbrochen spielte das Geklapper der Mühle hinein. Ein Wagen, dem ein kleines Pferd vorgespannt war, stand vor dem Thore, und mehlbestaubte Müllerburschen kamen öfter heraus und luden Mehlsäcke auf den Wagen.

Eine Zeit lang saßen die beiden Touristen ruhig und schweigsam, verzehrten ihr Abendbrod; und dann begannen sie zu plaudern.

„Hier athmet Alles Lieblichkeit, Ruhe und Güte," begann der Eine, „und das Dichterwort ist wahr: „„Die Natur ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."" Welcher Frieden herrscht hier um uns herum! Und selbst die Menschen hier, die der Natur noch so nahe stehen, sind sie nicht beinahe ebenfalls wie ein Stück Natur? Man muß wohl glauben, jene Qual, von der der Dichter spricht,

ſei nur ein anderer Ausdruck für höhere Cultur. Denke nur an das Geräuſch und an die Wirrniſſe des Stadtlebens, an die Kämpfe, und an ihre böſen Pläne, die dort Menſchen gegen Menſchen treiben! Und dagegen hier: Stille, und ruhiges Verfolgen der Beſchäftigung, ohne Streit, ohne viele Worte, ohne böſe Pläne. Alles, was wir da vor uns ſehen, iſt es nicht die reinſte Idylle?"

„Du fühlſt Dich hier ſehr behaglich," erwiderte der Andere, „und ich nicht weniger. Wir waren müde, und ruhen uns jetzt aus; wir hatten Hunger und Durſt, und nun aßen und tranken wir. — Was aber Vollkommenheit, Frieden und Güte in der Natur betrifft, ſo verhält ſich die Sache weſentlich anders, als Du und jener Dichter es glauben. Nicht die kleinſte Stelle in irgend einem der Wälder, die wir um uns her in ſaftigem Grün und in vollkommener Stille an den Hügeln hängen ſehen, und nicht Ein Plätzchen auf den für unſer Auge ſo ſchönen, blumigen Wieſen, nicht Eine Stelle in jenem Teich oder Bach oder ſelbſt in der ſo reinen blauen Luft — wo nicht geſtritten, nicht gekämpft wird. Thier mit Thier kämpft um Nahrung, es geht auf Leben und Tod; aber das Alles geſchieht meiſt in ſolcher Stille, daß wir, wenn wir hier auf der Wirthshausbank ſitzen, allerdings nichts davon bemerken; ſähen wir aber näher hin, ſo wäre unſere Vorſtellung von Natur und unſere Liebe zu ihr gar ſchnell zu nichte.... Uebrigens, wozu ſage ich Dir das Alles? Du weißt es ja, auch ohne hinzuſehen, und ohne daß ich vor Dir den Philoſophen zu ſpielen brauche; Alles das wußteſt Du ſchon früher ebenſo gut wie ich; aber in der behaglichen Stimmung, die Dir das Gedächtniß und das Urtheil ſchwächte, und Dich dafür zur Schwärmerei geneigt machte, haſt Du Dein eigenes beſſeres Wiſſen ausgelöſcht. So iſt's ja in der Regel: Ein kleines Vergnügen, ein Augenblick von Behagen genügen, um uns ſo zu ſchwächen, daß wir Unwahres, ja Sinnloſes mit Wohlgefühl als Wahres hinnehmen; für ein Linſengericht geben wir noch weit mehr als bloß die Erſtgeburt hin. Mache die Augen auf, und beleidige die Wahrheit und die menſchliche Vernunft nicht, und ſprich niemals von einer „gütigen" Natur. Sie iſt uns bald nützlich, bald ſchädlich, ſie thut ihren eigenen Geſchöpfen bald wohl, bald wehe, wie es ſich eben

trifft. Dieſe ſogenannte gütige Mutter Natur iſt im Grunde eine ſehr phlegmatiſche Matrone! Und es iſt wirklich am beſten und am richtigſten, man lobt ſie nicht, man tadelt ſie nicht, ſondern man genießt ſie, ſo weit es eben möglich iſt; und ſtudiert ſie auch, um ſie immer beſſer zu verſtehen und immer mehr zu genießen. Auch das haſt Du ohne mich gewußt; aber — was macht nicht würzige Luft, friſche Milch und ſchmackhaftes Brod?" Und hiebei lachte der Redner dem Freunde gutmüthig in's Geſicht. „Sag doch," fuhr er dann fort, „iſt das Alles richtig, oder nicht? Sprich frei, ſprich aufrichtig!"

Der Andere wurde ein wenig verlegen und dann ſagte er: „Ich gebe Dir's zu."

„Je mehr ich nachdenke," fuhr Jener fort, „deſto mehr wundere ich mich, ja ärgere ich mich, daß es heute noch Menſchen gibt, die von einer „gütigen" Natur ſprechen. Daß ſolches die Dichter thun, leuchtet mir ſchon eher ein; denn dieſen Leuten handelt es ſich nicht um die Wahrheit, und wegen irgend eines Effects auf den Leſer haben ſie auch nichts dagegen, ja helfen ſelbſt mit, wenn man den Menſchen den Ring durch die Naſe zieht. Aber die Anderen! Die keinen Zweck mit ſolchen Unwahrheiten verbinden?: Vollkommenheit!" „Friede!" „Güte!" — Und nun dagegen die zahlloſen wilden und böſen Ausbrüche der Natur!: Ueberſchwemmungen, Stürme, Blitze, Lawinen, Froſt, Hitze, Erdbeben, Sumpffieber, gelbes Fieber, Peſt, giftige und wilde Thiere, und noch hunderte ſolcher lieber Sachen! Jedes Kind weiß von allem Dem, aber die Erwachſenen ſprechen doch von einer gütigen und ſchönen Natur, weil ſie in irgend einem Augenblicke eine angenehme Luft, eine ſchöne Landſchaft genießen!

Und daß ich nur nicht vergeſſe, lieber Freund: Was die Menſchen hier im Dorfe betrifft, ſo täuſcheſt Du Dich in ihnen ganz und gar, oder Du haſt auch in dieſer Beziehung von guter Milch und friſchem Schwarzbrod Dich bethören laſſen. Alle Welt weiß es doch, und in Deiner ſchwärmenden Behaglichkeit haſt Du nur daran vergeſſen, daß die Leute auf dem Lande, ich meine: die Bauern, viel härter, egoiſtiſcher und eigenſinniger ſind, als die Städter. Neid, Rechthaberei

und Raufluſt gibt es bei den Bauern ungleich mehr — Menſchenliebe, ja ſelbſt Liebe zu den Familienangehörigen, aber viel weniger, als bei den Stadtleuten. Unwiſſend ſein; kirchliche Feiertage genau einhalten; alte Gebräuche; altgewohnte Speiſen an gewiſſen Feſttagen zubereiten; die ſüßen Kuchen in genau derſelben Form machen, wie die Urgroßeltern; dem Prieſter die Hand küſſen; wenn Abends die Glocken läuten, die Mütze abnehmen und ein Gebet herunterſprechen — das Alles, gewöhnlich Frömmigkeit und Biederkeit genannt, macht noch keinen guten und keinen braven Menſchen.

Nun kömmſt Du vor zehn Minuten hier in's Dorf herein, und ſiehſt Alles ſtille und friedlich, erinnerſt Dich an den Lärm und an das Streiten in der großen Stadt, und meinſt, dergleichen gebe es hier gar nicht! Du glaubſt, Du kannſt das in dieſem kurzen Augenblick beurtheilen, da wir hier unſer Abendbrod verzehren, der Wirth nach geſchäftlicher Gewohnheit ſein Käppchen gegen uns lüftet, und die Knechte und Mägde, die gerade vorbeikommen, uns höflich grüßen? Laß uns nur einen Monat, nur eine Woche, hier zubringen, und auf alle Vorgänge im Dorfe achten — Du wirſt gewiß, wie auch ich, Dich nach der Stadt zurückſehnen, und die „Idylle" nicht gar zu ſehr verlängern wollen. Wenn wir eine Zeit lang hier blieben, hätten wir allerdings keine nähere Berührung mit den Bauern und keinen Anlaß zu Streit, denn unſere Beſtrebungen und unſere Ideen kreuzen ſich nicht mit den ihren, wir leben ja in einer ganz anderen Gedankenwelt; aber, wie ſie untereinander leben, das entſcheidet; und daß ſie's noch weit ſchlimmer treiben, als wir Städter, könnten wir gar bald erfahren; wir brauchten nur einige Abende ihren Geſprächen im Wirthshauſe zuzuhören."

Der alſo Angeredete wußte nichts zu erwidern, und es war ſeiner Miene anzuſehen, daß er ſich nunmehr ſeiner früher geäußerten Anſichten ſchämte. Plötzlich rief der Andere aus: „Jetzt, mein Freund, beginnt aber eine wirkliche Idylle! Keine Täuſchung und keine Thorheit dabei!"

„Was iſt's?", fragte der Freund und blickte ſich nach allen Seiten um, „Ich ſehe ja nichts."

„So ſchau doch nach dem Pferdchen vor der Mühle hin!"

In diesem Augenblicke hatte das Pferd seinen Kopf zurückgewandt, und blickte mit ruhigen, sanften und wie staunenden Augen nach dem Wagen, wo immer noch neue Lasten aufgeladen wurden, von denen es wußte, daß sie für seine Zugkraft bestimmt seien. Lange Zeit stand so das Pferdchen, den Kopf immer nach hinten gewendet, stets ganz ruhig, und sah zu, wie die Müllerburschen immer von Neuem Mehlsäcke herausbrachten und auf den Wagen legten.

Endlich war man mit dem Aufladen zu Ende. Ein Bauer stieg auf den Vordersitz, nahm Leitseil und Peitsche; und im selben Augenblick, ohne daß der Bauer die Peitsche gebraucht oder irgend einen Laut ausgestoßen hätte, drehte das Pferd den Kopf flink nach vorne und begann sofort, sich energisch mit den Vorderfüßen auf den Boden zu stemmen und, munter wiehernd, den Wagen in Gang zu bringen.

„Das Pferdchen scheint seine Pflicht sehr genau zu kennen," sagte darauf der Reisende, der früher so sehr geschwärmt hatte.

„Es hat seine Aufgabe, oder wenn Du es so nennen willst: seine Mission," bemerkte dann der Andere, „so gut wie irgend Jemand in der Welt; so gut wie der kleinste Handwerker oder der größte Staatsmann oder wie der größte Gelehrte; und es wäre nur zu wünschen, Jeder von uns würde seine Aufgabe mit gleicher Ruhe und Vollkommenheit erfüllen, wie dieses schmucke Pferdchen."

Im Postwagen.

An einem regnerischen Herbstabend stand auf dem Marktplatze eines kleinen Städtchens der Postwagen zur Abfahrt bereit.

In dem Wagen saßen zwei alte Ehepaare, die sich in demselben ganz verkrochen hatten, und ein Mann von mittleren Jahren, der phlegmatisch durch das Wagenfenster auf den Platz hinaussah.

Eben wollte der Kutscher wegfahren; da kam eilends ein kleiner, dicker und häßlicher Mann daher, der ihm zurief, zu warten, denn seine Frau und sein Kind wollten auch noch mit; und gleich darauf trat eine junge, schöne Frau mit einem ungefähr sechsjährigen Knaben in größter Hast heran. Ihr Gatte hatte sich bereits beim Wagenschlag aufgestellt, winkte ihr beständig zur größten Eile, öffnete rasch die Wagenthüre und breitete dann seine Arme aus, um sich von ihr zu verabschieden.

Als die Frau dem Wagen nahe gekommen war, bemerkte sie den Reisenden darin, der sich jetzt die Abschiedsscene besah. Sie lächelte nun ihren Gatten freundlich an, legte ihre Arme um seinen Hals, neigte dann ihren Kopf hinter den seinen, wobei ihr freundliches Lächeln sofort verschwand, betrachtete hierauf mit neugierigen Blicken jenen Reisenden so lange, daß ihr Gatte über die Dauer und Innigkeit ihrer Umarmung in höchstem Maaße erfreut und gerührt war; löste sich dann aus der Umarmung los, wobei sie sofort wieder ihr früheres Lächeln zeigte, sodaß es schien, als ob es gar nicht unterbrochen worden wäre — und stieg in den Wagen ein.

Sodann hob der Mann den Knaben in die Höhe und küßte ihn, während dieser schluchzte und weinte, und setzte ihn dann in den Wagen; worauf die Frau denselben bei den Schultern ergriff und fest auf den Sitz niederdrückte.

Die Thüre wurde zugeschlagen, der Mann draußen rief seiner Frau zu: „Reise glücklich und gib auf's Kind Acht!", der Kutscher schnalzte mit der Zunge den Pferden zu, und gleich darauf setzte sich der Postwagen bei strömendem Regen in Bewegung.

Der alte Kasten holperte über die schlechte Straße und schüttelte die Reisenden durch und durch; die Lampe an der Decke brannte trübe und ließ das Innere des Wagens in tiefem Halbdunkel; und lange Zeit hindurch hatte Niemand von den Insassen die geringste Lust, ein Gespräch zu beginnen.

Endlich fing Einer der alten Herren an, über das Wetter zu schimpfen; der Andere setzte dann mit Klagen über die schlechte Straße fort, und so kam schließlich ein träges Gespräch in Gang, an dem sich jedoch die junge Frau und der jüngere Reisende in keiner Weise betheiligten.

Dieser Reisende war weder schön noch häßlich, sehr dürr und mager, von Aussehen in jeder Weise ganz gewöhnlich, aber sein Gesicht zeigte infolge der schiefen Beleuchtung durch die Hängelampe starke Schatten, die demselben einen interessanten Charakter gaben. Er saß in der Wagenecke immerwährend ganz unbeweglich und verzog auch dann keine Miene, wenn die Anderen über Dies und Jenes sprachen; Nichts schien ihn zu interessiren, er war wie von Stein.

Die Mutter des Knaben, die dem Manne schräg gegenüber saß, hatte schon beim ersten Anblick etwas an ihm gefunden, wovon sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte; und sie konnte sich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke auf ihn zu werfen, was der Mann anfangs nicht bemerkte und später, als es ihm auffiel, zu ignoriren schien.

Das Eintönige des Pferdegetrappes, das Rasseln des Wagens, das Halbdunkel, und der Regen, der ununterbrochen auf das Dach schlug, wirkten einschläfernd auf die Reisenden, und nach kurzer Zeit hatten die beiden alten Ehepaare sich in ihren Sitzen zurückgelehnt, die Augen geschlossen, den Mund geöffnet, und begannen zu schnarchen. Auch der Knabe schlief, den Kopf auf den Schooß seiner Mutter gelegt; nur diese und der Mann in der Ecke blieben wach. Sie sah nun immer häufiger nach demselben hinüber, und ihre Blicke be-

gannen, ſich mit immer größerer Beſtimmtheit nach ſeinem Schnurrbart hinzurichten.

Dieſer Schnurrbart, roth oder blond, — genau konnte man das im Halbdunkel nicht unterſcheiden — ging von der Mitte nach beiden Seiten in Schraubenlinien weiter; die Windungen dieſer Schraubenlinien wurden immer enger, je mehr ſich der Schnurrbart von ſeiner Mitte entfernte; an den beiden Enden ging er in zwei ſehr lange und feine Spitzen aus, die in ihrer Starrheit eine gewiſſe herausfordernde Kraft und Energie zu verrathen ſchienen; und am äußerſten Punkte waren die Enden ſo fein ausgezogen, daß ſie ſich im Dunkel des Raumes verloren und es der Frau unmöglich war, dieſe äußerſten Spitzen genau zu ſehen.

Es irritirte aber die Frau gar ſehr, daß ſie Dies nicht konnte, daß ſie die Grenzen dieſes Schnurrbartes nicht zu beſtimmen im Stande war. Sie lief wiederholt mit ihrem Blick den Windungen deſſelben entlang, und empfand immer inniger die Seele dieſes Gebildes; wenn ſie dann in den langen und feinen Spitzen angekommen war, kehrte ſie um und begann von Neuem, die Schraubenlinien des Schnurrbartes mitzumachen.

Dieſes Studium nahm ſie immer lebhafter in Anſpruch, und beſchäftigte ſie — als ſie, um ſich nicht zu verrathen, mitunter wegſah — ſo ſehr, daß ſie an nichts Anderes mehr denken konnte, als an dieſen Bart, an ſeine Form und an ſeine merkwürdigen Enden.

Während ſie ſo ihren Gedanken nachhing, blieb plötzlich der Wagen ſtehen; der Kutſcher öffnete den Schlag und rief den Namen der Poſtſtation aus, in der man ſoeben angelangt war. Die Schlafenden erwachten, hierauf ſtieg Eines der beiden Ehepaare aus, die Wagenthüre wurde vom Kutſcher wieder heftig zugeſchlagen, und die Fahrt ging nach wenigen Augenblicken von Neuem an.

„Fahren Sie noch weit?“, fragte der Mann das zurückgebliebene Ehepaar und betrachtete dabei mit anſcheinend gleichgültiger Miene die Taſchenuhr, die er aus der Weſtentaſche hervorzog.

„Nur bis zur nächſten Station!“ erwiderten die beiden Alten; und die junge Frau, die mit lebhafter Neugierde die

Antwort erwartet hatte, ſenkte den Blick und machte ſich mit ihrem Kleide zu ſchaffen.

Nach einer kleinen Pauſe fragte der Mann mit dem Schnurrbart dieſe Frau:

„Und Sie, geehrte Frau, fahren Sie vielleicht bis zur Endſtation, die wir heute Nacht noch erreichen ſollen?“

„Ja wohl,“ erwiderte die Frau, „ich fahre bis zur Endſtation;“ worauf der Mann bemerkte: „Dann ſind wir Beide gleich ſehr zu bedauern, denn eine ſo elende Straße und einen ſo alten Kaſten obendrein, wird es wohl nicht zum zweiten Male geben!“

Hierauf entſtand eine lange Pauſe. Das Ehepaar ſchlief wieder ein, der Mann und die Frau ſahen brütend vor ſich hin.

Nach einiger Zeit hörte man Hunde bellen. Der Wagen blieb abermals ſtehen, der Kutſcher öffnete den Schlag, das alte Ehepaar ſtieg aus, man empfahl ſich gegenſeitig, und gleich darauf wurde die Poſtſtation verlaſſen und der Wagen holperte wieder in die finſtere Nacht hinaus.

Der Mann und die Frau, kaum daß ſie allein waren, ſahen einander einen Augenblick an, veränderten aber hiebei keine Miene, als ob Das zufällig geſchehen wäre, und ſprachen kein Wort.

Der Knabe ſchlief ſehr feſt; der Regen ſchlug in regelmäßigem Geplätſcher auf das Leder des Wagendachs; die Lampe an der Decke ſchien dem Verlöſchen nahe. Je länger das dauerte, deſto mehr ſchien den Beiden der dunkle Raum im Wagenkaſten eine Welt für ſich zu bilden, die mit der anderen, gewöhnlichen Welt in gar keinem Zuſammenhange ſtand. Die Einſamkeit und das Dunkel gewannen für ſie eine gar ſeltſame Bedeutung, und übten über ſie eine immer größere Macht.

„Hier, in dieſer verdammten Ecke, regnet es herein!“ begann der Mann in ſcheinbar gleichgültigem Tone, „das Dach ſcheint an dieſer Stelle undicht zu ſein“ — er rückte hierauf mehr in die Mitte und kam hierdurch der Frau gegenüber zu ſitzen.

Sofort begann die Frau, den Schnurrbart wieder zu betrachten; immer ſchneller verfolgten ihre Blicke ſeine Win-

dungen und verloren sich dann in die langen, wie ins Endlose reichenden Spitzen. Um Alles in der Welt hätte sie gerne die Spitzen mit dem Finger berührt, um ihren sanften Stich zu fühlen; denn es schien ihr immer mehr, als ob dieselben etwas ausdrücken wollten, was sie bisher nicht errathen konnte; als ob sie ihr irgend ein Räthsel aufgeben würden, um sie aufzubringen und aufzuregen.

Diese feine Spitze in die Hand nehmen, so dünkte ihr, würde Alles aufklären! Allein sie genirte sich gar zu sehr; welchen Grund sollte sie vorschützen?

Während diese Gedanken in ihr auf- und niederwogten, erblickte sie plötzlich auf dem Oberschenkel des Mannes einen sehr dünnen weißen Gegenstand liegen; und da sie genauer hinsah, war es ein Zündhölzchen, das da auf dem dunkeln Tuch seiner Hose deutlich zu unterscheiden war. Sobald die Frau das Hölzchen gewahr wurde, fixirte sie es einige Zeit mit dem Blicke, und begann zu überlegen: „Es ist unbedingt Gefahr vorhanden," sagte sie sich, „daß das Zündholz durch irgend einen Zufall gerieben und entflammt wird, und dann stehen die Kleider dieses Menschen sofort in Feuer; es ist also nothwendig, das Hölzchen so schnell wie möglich von seiner Stelle zu entfernen;" und schon wollte sie den Mann darauf aufmerksam machen — der offenbar nicht wußte, daß ihm das Zündholz aus der Westentasche gefallen war, als er vorhin seine Uhr herausgenommen. Aber sie that es nicht. „Nein," sagte sie sich, „das würde viel zu lange dauern! Wenn ich es erst dem Manne mittheile, dieser dann nach dem Hölzchen, wer weiß wie lange, herumsucht und es dann wegnimmt; so könnte viel zu viel Zeit vergehen, und unterdessen kann, durch irgend einen unglücklichen Zufall, das Unglück schon geschehen sein; ich will ohne langes Reden und Ziererei das gefährliche Ding selbst wegnehmen. Bei so großen Gefahren muß die Schicklichkeit schweigen!"

Und, ein heftiges Zucken in ihrer Hand fühlend, gab sie demselben nach, und fuhr mit ihrer Rechten, so wie man nach einer Fliege fährt, um sie zu fangen, nach dem Hölzchen; strich dasselbe mit einer blitzschnellen Bewegung von dem Oberschenkel des Mannes ab, ergriff dasselbe so-

gleich geschickt mit Daumen und Zeigefinger, hielt es dem darüber sehr erstaunten Manne vor die Augen, und sprach: „Sie werden wohl meine Freiheit entschuldigen? Aber die Gefahr konnte nicht schnell genug beseitigt werden, ich hätte Sie sonst vorher darauf aufmerksam gemacht;" worauf der Mann sie immer verdutzter ansah, kein Wort erwiderte, auch sich zu bedanken unterließ, der Frau starr in's Gesicht sah, und dann mit seiner Rechten mehrmals die betreffende Stelle seines Oberschenkels strich.

Der Frau aber, der zu Muthe war, als ob sie ein ungeheures Wagniß glücklich vollbracht hätte, klopfte nunmehr das Herz so stark, daß ihr der Athem stockte; ihr Gesicht glühte, ihre Augen waren zu Boden gerichtet; sie fühlte ähnlich, als ob sie in eine neue, aufgeregte Welt eingetreten wäre.

Wieder wurde es stille; da zog der Mann abermals seine Uhr heraus, sah dieselbe lange und nachdenklich an, machte eine sehr ernste Miene und blickte dann nach der Frau hin. „In ungefähr Einer Stunde," sagte er laut, aber so, als ob er es zu sich selbst spräche, „vielleicht sogar noch etwas früher, sind wir am Ziele. Länger dauert es gewiß nicht," setzte er mit vibrirender Stimme hinzu, „bis wir die Endstation erreichen." Während sie hierauf Beide schwiegen, bemerkten sie, daß die Wagenthür nicht gut geschlossen sei. Dieselbe flog nämlich von Zeit zu Zeit weit auf und fiel dann heftig wieder in's Schloß. Offenbar hatte man sie in der letzten Poststation nicht gehörig geschlossen; und nun, wo die Straße noch schlechter und mit großen Steinen bedeckt war, bekam der Wagen oft solche Stöße, daß die Thüre aufsprang und wieder zufiel.

Der Mann bestrebte sich vergebens, sie fest zu verschließen; er bemühte sich nicht weiter und setzte sich wieder auf seinen Platz.

In diesem Moment erblickte die Frau in weiter Ferne mehrere Lichter; ihr Herz klopfte übermächtig. „Ist das nicht . . . . ." begann sie, und sogleich wandte sich der Mann um, und sah ebenfalls durch das kleine Glasfenster des Wagens hindurch. „Das wird wohl die Endstation sein," meinte er, „das Postgebäude bleibt bis zu unserer Ankunft beleuchtet."

Von diesem Augenblicke an wandten die Beiden den Blick nicht mehr voneinander ab, und schienen sich gegenseitig verschlingen zu wollen. Der Knabe schlief noch immer ganz fest, die Thüre klapperte, die Pferde, die das Ziel der Reise schon witterten, zogen lustig an, und der Kutscher rief ihnen von Zeit zu Zeit muntere Worte zu. Die Beiden glaubten, vor Erregung zu vergehen, und rissen ihre Augen immer weiter gegeneinander auf.

„Wenn der Knabe nicht wäre!", sagte die Frau im Flüstertone und in solcher Aufregung, daß ihr die Worte durch die Lippen pfiffen.

„Der schläft ja!", erwiderte der Mann.

„Er würde erwachen und Alles zu Hause erzählen!", sagte sie, und dann schwiegen Beide wieder.

Mit fieberhafter Energie begann aber nun die Frau, einen Plan auszudenken, um durch den Knaben nicht genirt zu sein. Sie warf fortwährend kalte Blicke nach ihm hin und sah dann wieder auf ihr Kleid herab; that einen kleinen Ruck von ihrem Sitze auf und begann, langsam den Knaben von sich weg nach der Thüre hin zu schieben — ein kleines Stückchen nach dem anderen — sie rückte dabei unmerklich sich selbst von ihrem Platze in der Mitte mehr gegen die Seite zu; und als der Knabe endlich hart an der Thüre saß, und schlafend, sich an dieselbe anlehnte, schob sich die Frau zu ihrem früheren Platze zurück, dem Manne gegenüber.

Hier wartete sie nun den nächsten Stoß ab, der die Thüre öffnen und den Knaben hinausschleudern sollte.

„Der Knabe kann ja hinausfallen, wenn die Thüre aufgeht!", sagte der Mann, der das Manöver nicht verstanden hatte. Auf das warf ihm die Frau einen solchen Blick zu, daß er glaubte, vor Aufregung vom Sitze empor springen zu müssen; und, von ihrem andauernden festen Blicke wie bezaubert, war er nicht mehr im Stande, ein Wort weiter zu sprechen, oder auch nur einen Laut von sich zu geben.

Und nach wenigen Augenblicken kam der erwartete Stoß.

Durch einen großen Stein wurde die Eine Seite des Wagens in die Höhe gehoben und fiel dann wieder nieder;

der Knabe erwachte, die Thür flog auf, der Knabe ihr nach und in die Nacht hinaus auf die Straße. Die Frau sprang empor und stürzte sich mit wüthender Wucht auf den Mann; sie fielen übereinander her, als ob sie sich gegenseitig hätten ermorden wollen, dann sank die Frau, die Augen geschlossen, ermattet auf ihren Sitz zurück, der Mann athmete langsam und schwer und lehnte sich in die Ecke.

Die Beiden sprachen kein Wort und sahen einander nicht an, der Regen plätscherte unaufhörlich auf das Dach, und der Wagen holperte immer rascher über die Straße hin. Da bekam er plötzlich einen Ruck, stand stille, der Kutscher richtete das Pferdegeschirr zurecht und brachte auch draußen am Wagen Einiges in Ordnung, öffnete dann die Thüre, stellte sich auf den Tritt und sagte: „Bereiten Sie sich zum Aussteigen vor, in längstens fünf Minuten sind wir in der Endstation.“ Dann wollte er wieder absteigen, sah noch einmal, den Kopf hin- und herwendend, in das Wageninnere und rief aus: „Aber wo ist denn der Knabe?!“, worauf der Mann, den plötzlich eine unbestimmte und überwältigende Angst erfaßte, schnell wie der Blitz von seinem Sitze aufsprang und den Kutscher mit einem Faustschlag vom Tritte weg auf die Straße hinausstieß. Der Kutscher fiel mit lautem Geheul rücklings nieder, wonach die Pferde aufscheuten und zu laufen begannen, und gleich darauf bemerkte die Frau ganz nahe das hell erleuchtete Postgebäude.

„Nur Du bist an Allem schuld!“, schrie sie dem Manne zu, „Was, um Gotteswillen, werden wir jetzt anfangen?“ „Du hast ja angefangen!“, entgegnete ihr der Mann mit höchster Wuth, „Gehe Deinem Kinde nach!“, packte die Frau und warf sie zum Wagen hinaus; darauf saß er einen Augenblick stille, zog seine Reisepistole hervor und schoß sich eine Kugel durch den Kopf.

In diesem Augenblicke liefen die herrenlosen Pferde, wie rasend, vor dem Postgebäude vorüber, und eilten mit dem krachenden Gefährte, den Todten drin hin- und herschleudernd, immer weiter in die Nacht hinaus. Der Postmeister und seine Knechte liefen unter Zurufen und Schreien den Pferden nach; und unterdessen wankte der schwer verletzte Kutscher in die Station herein.

Nach der Predigt.

Eine der gewaltigsten Predigten Savonarola's war jene, die er am Charfreitag des Jahres 1493 hielt.

Sie galt der Jungfrau Maria; und beinahe Alle, die den Dom von San Marco gefüllt hatten, waren bis zu Thränen ergriffen.

Dieser Predigt hatte auch eine Gruppe von vier Männern mit großer Aufmerksamkeit gehorcht, die ganz nahe beieinander standen; und besonders dadurch auffielen, daß sie den Einen von ihnen häufig, beobachtend, von der Seite anblickten, während dieser selbst ruhig und wie aus Stein, unbeweglich in Miene und Haltung blieb, und, mit verhaltener Kraft, auf seinen ausgespreizten Beinen da stand. Von Zeit zu Zeit aber wandte er seine Blicke von Savonarola ab, richtete sie, seinen Kopf langsam drehend, ringsherum auf die Menge andächtiger Zuhörer, und betrachtete diese mit durchdringendem Blick und mitunter finsterer Miene.

Nach beendeter Predigt verlor sich das Volk, und jene vier Männer gingen miteinander in den Garten der Medici, wo sie sich auf einer der Bänke niederließen. Diese Männer waren: Zwei ältere, nämlich der Maler Sandro Botticelli und Lionardo da Vinci; und zwei jüngere, das waren der Politiker Nicolo Macchiavelli und der Bildhauer Michel Angelo Buonarotti. Derjenige unter ihnen, der die ganze Zeit über im Dome immer so ruhig dagestanden hatte und von den drei Anderen so aufmerksam beobachtet wurde, war Lionardo.

Sie sprachen über den Inhalt der heutigen Predigt, dann über frühere Predigten, über Savonarola selbst, und zuletzt über die christliche Religion.

Botticelli und Michel Angelo waren von der Rede des Dominicanermönchs im Innersten erschüttert, und dem Ersteren standen, während sie über diese Dinge sprachen, fast fortwährend Thränen in den Augen.

Lionardo sprach anfangs kein Wort und hörte nur aufmerksam zu; Macchiavelli begann, nachdem die beiden ersten ihrem Entzücken und ihrer Begeisterung Luft gemacht hatten, Savonarola sehr zu loben, war aber dem Inhalt seiner Predigt gegenüber sehr kühl geblieben.

Botticelli und Buonarotti verdroß das sehr.

„Du bist wieder der Römer!" sagte Botticelli zu Macchiavelli, „Der bloße Politicus; Dir geht Jesus, Maria und das ganze Christenthum nicht sehr nahe. Was hast Du gegen Maria? Was hast Du gegen den göttlichen Stifter unseres Glaubens?"

„Botticelli," erwiderte Macchiavelli, „wie sprichst Du doch! Wie bin ich ihm gut und nie nahe steht Jesus meinem Herzen! Als ob er mein Freund wäre! Ihr trauert nur über seinen Tod, ich aber fühle tiefstes Mitleid auch mit seinem Leben. Daraus kannst Du wohl sehen, wie gut ich ihm bin."

„Was ist denn in seinem Leben, das Dein Mitleid erregt?", fragte mit größtem Ungestüm Buonarotti, während Botticelli über diese Worte Macchiavellis so erschrak, daß er ganz blaß wurde.

„Ich betrachte die Evangelien," erwiderte Macchiavelli, „und will annehmen, es sei drin Alles wahr, was menschlich ist. Da sehe ich nun eine Mutter, von ihrem Gatten mit Groll und Mißtrauen behandelt, denn Mathäus erzählt uns ja: „„Als Maria, seine Mutter, dem Josef vertrauet war, ehe er sie heirathete, erfand sich's, daß sie schwanger war — und Josef gedachte, sie heimlich zu verlassen."" Dann sehe ich den Knaben außerhalb des väterlichen Hauses aufwachsen; der Jüngling muß unter allerlei Volk leben, kehrt bald da, bald dort bei Freunden und Bekannten ein, nur um Obdach und die nöthigste Nahrung zu bekommen. „„Eines Menschen Sohn," läßt ihn Mathäus sagen, „„hat nicht, wo er sein Haupt hinlegt,"" während Füchse ihre Höhlen und Vögel ihre Nester haben. Ist es da zu verwundern, daß er, der außerhalb des elterlichen Hauses stand, der das Glück des

Familienlebens entbehren mußte, so voll Groll und Bitterkeit war?

Dieser Groll bringt ihn zu der barschen Rede: „„Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder?"" Dieser sonst so gute Mensch bringt es über sich, zu seiner Mutter, bei einem ganz gleichgültigen Anlaß, zu sagen: „„Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?"" Er ärgert sich über seine Brüder, die im Hause des Vaters leben können; in seiner Verbitterung verdammt er sogar das ganze Familienleben: „„Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht werth;"" und: „„Wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben erwerben."" Und das Alles sagte er, weil er die Behandlung im Vaterhause nicht vergessen konnte; wie trübe muß sein ganzes Leben ihm dahingeflossen sein! Und muß man mit einem solchen Leben nicht Mitleid haben?"

„Nicolo!", rief Botticelli aus, „Du sprichst furchtbar. Und das Wort: „„Gott"" und „„Gottes Sohn"" kam ja gar nicht über Deine Lippen! Was ist denn Dein Jesus? Kann ein solcher Jesus eine Religion stiften? — Unsere heilige Religion, mit allen ihren Geheimnissen, mit allen ihren seelischen Herrlichkeiten, die uns so hinreißen und beglücken?"

„Ich verkenne nicht die Süßigkeiten und die seelischen Herrlichkeiten, von denen Du sprichst, Freund Botticelli," erwiderte Macchiavelli, „Niemand vermag es, wie Jesus aus Nazareth, ein Liebling der Menschen, ihre Hoffnung und ihr Trost zu sein. Darin kömmt ihm Keiner unter den Alten, Keiner unter allen anderen Völkern gleich. Sie alle, die großen Philosophen und die Religionsgründer, waren reife Männer; Pythagoras und Sokrates, Moses und Zoroaster und der Chinesen großer Lehrer, Confucius, von dem uns Marco Polo berichtete — sie Alle waren wohl sehr weise und edle, aber alte Männer; die vermochten nicht, sich in die Herzen der Menschen einzunisten. Aber man sehe den jungen Menschen aus Nazareth an, den Ausgestoßenen, der Leid und Bitterniß aus eigener Erfahrung gar wohl kannte, und der da sagte: „„Wo Eurer zwei oder drei beisammen sind, da bin ich in Eurer Mitte."" Ist es nicht Jedem, der das hört, als ob es

ihn selbst anginge? Glaubt man nach diesen Worten nicht, noch nach Jahrhunderten, nachdem sie gesprochen worden: ein liebenswürdiger Jüngling erscheine plötzlich als Freund aus der Ferne neben uns, um uns zu lieben und zu trösten? Das war ein großes Wort, das da Jesus ausgesprochen; dieses Wort allein schon brachte sein Andenken uns Allen in das Herz, und wird es noch in den fernsten Generationen thun, wenn man an seine Göttlichkeit schon längst zu glauben aufgehört. Jesus ist wahrlich wie ein Liebhaber der Frauen und der Geliebte der Männer; und darin ist und bleibt er einzig."

„Was Du jetzt sagtest, greift mir ans Herz und spricht mir aus der Seele," entgegnete Botticelli, „das, Nicolo, kann doch aber nicht schon Alles sein? Wollen wir uns um das, was von Gott, von Himmel und Erde, von Seligkeit, von Höllenfahrt und Auferstehung gesagt ist, nicht weiter kümmern? Was bleibt von unserer heiligen Religion dann übrig?"

Worauf Macchiavelli erwiderte: „Du willst, Botticelli, von Gott, Himmel, Hölle, Seligkeit und Auferstehung und noch von derlei Anderem hören? Ueber alles Dies vermag ich nicht zu sprechen; denn, wie Du weißt, widme ich mich dem Studium der Geschichte und Politik, mit dem Studium des Aberglaubens der alten und neuen Völker aber — kaum in meinen Mußestunden."

„Sage: Religion, und nicht: Aberglauben," fiel Botticelli ein.

„Sträube Dich doch nicht dagegen, daß ich: Aberglauben, sagte. Ist doch Religion nichts Anderes, als ein Aberglaube, der von der Staatsgewalt oder einer eigenen Gemeinschaft, nämlich: der Kirche, unter ihren besonderen Schutz genommen wird! Dieser Aberglaube, den Du: Religion nennst, steht nicht Jedem zur Annahme oder Nichtannahme so frei, wie irgend ein anderer Glaube, um den sich der Staat oder die Kirche eben gar nicht kümmert, und der wild wachsen darf. Astrologie, Wundercuren, Geistererscheinungen und derlei mehr, darf man glauben oder nicht; man darf sie auch verlachen, auch sie zu widerlegen suchen, in Wort wie in Schrift. Den religiösen Aberglauben jedoch muß man mitmachen oder wenigstens äußerlich achten, sonst gibt's — Strafe! Daraus

ſiehſt Du, daß Religion nichts Anderes ſei, als Aberglaube unter dem Schutze irgend welchen Zwanges, ſonſt ſehe ich keinerlei Unterſchied; und deswegen, Sandro, ſagte ich mit gutem Grunde: Ich ſpreche nicht über den chriſtlichen Aberglauben; ſo wenig, wie über irgend einen anderen. Das iſt mehr der Philoſophen Sache."

„Wie kannſt Du doch ſo fühllos ſein, Nicolo," ſagte hierauf Botticelli, „und Alles für Nichts achten, was wir ſoeben vor uns geſehen? Die große Zahl andächtiger Zuhörer, die unſer Dom von San Marco kaum faſſen konnte, und die von des Dominicaners Worten über Maria erſchüttert wurde? Denke doch, Nicolo, und auch Du, Lionardo, an ſeine Betrachtung, wie das Mutterglück der Jungfrau durch die prophetiſche Ahnung des kommenden Weh's getrübt ward! Wie man ihr die zitternde Ahnung eines furchtbaren Schickſals anmerkte! — Und Du ſprichſt von: Aberglauben?"

Und da Macchiavelli bei dieſen Worten mit ſtaunendem und etwas ſpöttiſchem Blick Botticelli in's Geſicht ſah, fuhr dieſer, in beinahe gekränktem Tone, fort:

„Und von dem: „„Liebet Euere Feinde,"" von dem „„Rächet Euch nicht"" — ſchweigſt Du ganz und gar? Iſt auch das noch Aberglauben?"

„Dieſe ſchönen Sätze," erwiderte Macchiavelli, „betreffen die Moral, und haben gewiß mit Aberglauben nichts zu thun; aber auch nichts mit der Jungfrau Maria und nichts mit der Göttlichkeit Jeſu, oder mit Himmel und Hölle, Auferſtehung und dergl."

„Darauf hat Dir Savonarola ſelbſt ſchon geantwortet," fiel raſch Botticelli ein, „aber ich weiß nur nicht, ob ich armer Maler ſeine Worte ihm gut nachzuſagen vermag. Er hat ſie vor Kurzem uns gepredigt und in ſeinem Buche: triumphus crucis kannſt Du, Nicolo, ſie auch leſen. An ſeinen Früchten erkennt Ihr den Baum", ſagte der edle Mönch, „aus den Wirkungen ſchließet auf die Urſache, aus der Heilungskraft auf den Urheber des Heils. Was haben die Philoſophen mit aller ihrer Mühe auf ihrem Wege ausgerichtet; wie ſchwer wird es ihnen, auch nur Einzelne zur bloß natürlichen Gerechtigkeit zu führen! Allein ſobald Jemand wahrhaft zu dem Gekreuzigten bekehrt wird, und ſei es auch der größte

Sünder, was sehen wir da? Der Stolze und Neidische wird demüthig und wohlwollend, der Geizige freigebig, der Wollüstige keusch; der Sünder wird ein Kind Gottes und zieht den neuen Menschen an. Wahrlich, wenn der Glaube Dies thut, dann ist Christus, an welchen wir Christen glauben, wahrhaftiger Gott. Das bedenke, Freund! Wäre der christliche Glaube, den Du Aberglauben nennst, falsch, so würde das christliche Leben nicht daraus entspringen können; ja, es könnte sonst gewiß ein größerer Irrthum gar nicht gedacht werden, als zu sagen, daß ein gekreuzigter Mensch Gott sei!"

„Mein guter Botticelli," erwiderte Macchiavelli, „ich kenne diese Worte des Mönchs aus seinem Buche, das Du nanntest. Aber was ist mit ihnen bewiesen? Selbst, wenn die Früchte des Baumes wirklich so gute wären, wie er meint, so wäre nur gezeigt, was wir ja so oft aus der Geschichte lernen, daß große Beispiele von Edelmuth, erhabene Charaktere und schöne Sätze der Moral die Menschen besser machen; sind doch auch Wahnvorstellungen oft im Stande, die Gemüther zu bewegen, und in rechte oder schlechte Bahnen hin zu treiben. Du weißt es wohl, wie es bei den Kreuzzügen hergegangen; die waren auch so eine Frucht am Baume des Christenthums; und das einzig Gute, das ihnen zu danken, ist nur Dies, daß Europa von den Räuber- und Mörderhaufen, wie es die Kreuzfahrer zum allergrößten Theile waren, befreit und sozusagen gereinigt wurde. Der Papst Urban und der Einsiedler von Amiens und die anderen Herren meinten ganz was Anderes, wollten das heilige Grab erobern und den Mohammed schlagen; aber sie wußten nicht, daß sie in Palästina eine Verbrechercolonie zu gründen unternahmen, und daß auch Die bald elend zu Grunde gehen sollte.

Und denke auch darüber nach, ob die Göttlichkeit Jesu dadurch bewiesen werden könne, weil sein Beispiel Sünder zu bessern vermag! Derlei gibt es ja bei allen Religionen. — Auch sage mir, in welchem Zusammenhang es stehen soll, daß Gott aus drei Personen bestehen soll, daß es eine Auferstehung gibt und dergl., weil der Glaube an den Gekreuzigten den Wollüstigen keusch und den Geizigen freigebig machen kann! Und es könnte ja meinetwegen Jesus ganz wohl göttlich, aber eine Dreieinigkeit müßte deshalb doch nicht vorhanden sein;

wissen wir doch, daß das Ur-Christenthum der ersten Jahrhunderte in Gott noch keine dritte Person annahm.

Und andererseits frage ich Dich, hast Du denn gar nichts davon gehört, was die Philosophen der Alten ebenso wie die Religionsstifter der anderen Völker Großes und Gutes bewirkten? Dein Mönch schweigt wohl davon, aber wir wissen's darum doch. Wirst Du nun wegen der frommen und braven Leute, deren es doch unter den Türken ebenso gibt wie unter den Christen, an die Wunder Mohammeds glauben? Und Du weißt auch wohl, obgleich Du kein Philosoph und kein Historicus bist, was Pythagoras, was Sokrates, Plato, was besonders die Stoïker Großes und Gutes unter den Menschen erzeugt, und wie sie unzählige Männer auf den Weg der höchsten Tugend geführt? Ja noch mehr, den Lehren des Zeno und Panätius, des Seneca und Epictet, des Marc Aurel und Anderer, haben wir Christen noch immer sehr viel zu danken. Lies auch die Geschichte der Römer, der Republik wie der Kaiserzeit, und Du wirst erstaunen, wie viel Tugend die Philosophie der Stoa, und ohne jeden Aberglauben, in die Welt gebracht.

Besiehst Du die Früchte des Baumes aber näher, so wirst Du gar bald finden, daß es bei Dir wie bei dem Mönch sehr schlimm um den Glauben an die Göttlichkeit Jesu stehen müßte, wenn Ihr sie so stützen wollt, wie Du es früher gesagt. Nimm doch hundert Jahre aus der Zeit der Römer und hundert Jahre aus irgend einer Zeit der Herrschaft des Christenthums. Wo finden wir mehr Verbrechen und wo weniger Tugend? Glaubst Du, die Heiden seien schlechter gewesen, als die Christen, so zeigt Dir jedes Blatt der Geschichte das Gegentheil; ich will gar nicht von unserer eigenen Zeit jetzt sprechen, die eine der allerschlimmsten ist. Alles Schlechte, das die Heiden hatten, haben wir auch, aber ganz neue Verbrechen noch dazu. Nie kannten die Heiden den blinden Wahn und den Fanatismus, mit dem die Christen den Andersgläubigen begegnen; namentlich aber war nie bei ihnen unsere Heuchelei zu finden, nie die Raffinirtheit in unseren bösen Plänen und in unserer Grausamkeit."

„Ich kann das Alles nicht gut glauben," sagte Botticelli, „denn wenn die Religion der Heiden besser gewesen wäre,

warum führten dann die großen Regenten die Lehre Christi ein und machten sie zur ausschließlichen Religion des Staats?"

„Mein lieber Sandro, was die einführten und zur Staatsreligion erhoben, war die schöne Lehre Christi nicht, sondern nur Das, was sie gut davon gebrauchen konnten. Sind es doch die größten Verbrecher der Weltgeschichte, sei es in ihrem Privat-, sei es in öffentlichem Leben, die das Christenthum als Kirche zur Herrschaft im Staate brachten.

Denke an Constantin, an Chlodwig, an die Massenmörder Theodosius und Carolus Magnus, und dann denke an jene furchtbaren Bischöfe und Patriarchen von Rom, Byzanz, Alexandria und Antiochia, jene religiösen Wütheriche ohne Gleichen! Dergleichen schreckliche Männer hatte weder Griechenland noch Rom jemals gesehen! Und das waren eben Jene, die Europa christlich machten. Welche Unsumme von Fanatismus, Betrug und Grausamkeit! Du kennst, Sandro, wahrscheinlich die Geschichte jener Zeiten nicht. — Aber auch in Zeiten, die uns näher sind: Da weißt Du wohl von dem Schicksal der Albigenser, und von der Inquisition in Toulouse? Hatten die Heiden jemals ein solches System in die Bösartigkeit gebracht, wie damals die Christen, als Innocenz III. Papst war, also sich Stellvertreter des Gekreuzigten nannte? Und von welchen schrecklichen Gesinnungen diese Christen beseelt waren, siehst Du ja am besten aus der Geschichte des Legaten dieses selben Innocenz. Als nämlich die katholischen Soldaten im Albigenserkriege die Festung Beziéres erstürmten, und den Legaten fragten, woran sie die Gläubigen von den Ketzern unterscheiden könnten, um jene zu schonen, da antwortete ihnen der Legat: „„Tödtet sie nur Alle, Gott wird die Seinen schon erkennen."" Hatte das Alterthum je dergleichen aufzuweisen? Hielten doch die Römer selbst im Kriege so sehr auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit, daß der Feldherr, an welchen sich eine besiegte Stadt oder Nation ergeben hatte, Anwalt derselben vor Senat und Volk wurde! Sieh, so sind die Früchte am Baum des Christenthums beschaffen! — Sprich doch einmal darüber mit Deinem Mönch."

„Savonarola muß das Alles doch ebenfalls wissen," fiel Michel Angelo ein, „wozu ihn fragen? Gewiß vermag Das, was Du, Nicolo jetzt, vorgebracht, ihn in seinem Glauben und

in seiner Ueberzeugung von den Segnungen des Christenthums nicht wankend zu machen; er würde sonst über diese Dinge auch wohl schon gesprochen haben!"

Meinst Du wirklich, Buonarotti, er hätte je daran gedacht, über diese Dinge zu sprechen? Da kennst Du die Welt noch wenig. Von dem, was ihnen nicht paßt, davon schweigen sie, auch die Besten unter ihnen; und sie wissen auch ganz gut, es dürfe ihnen Niemand derlei Einwendungen zur Kanzel hinauf rufen und ihnen den Effect verderben. Und wie sollte der Mönch auch diese bösen Thaten rügen? Ist er selbst viel besser? Seht Euch doch diesen Dominicaner genauer an, den man bei uns den „Tugendhaften" nennt. Verlangt er nicht den Tod für alle Feinde der Republik? Und die Folter für die Spieler? Und das glühende Eisen für Diejenigen, die fluchen? Glaubt Ihr, derlei sei im Sinne Jesu gedacht? Und erst vor Kurzem predigte er gar: „„Sorget dafür, daß den Fluchenden die Zunge durchstochen wird. Ich sage Euch, Gott der Allmächtige ist auf das höchste beleidigt, weil Ihr Niemanden hinrichtet."" Wenn das die Früchte am Baume des Christenthums sind, wenn wir das an einem Mönch erleben, der für fromm und tugendhaft gilt, dann muß selbst Jemand, der schon an die Göttlichkeit Jesu geglaubt, irre werden, und gerne die Zeit der Heiden herbeiwünschen.

Warum, Sandro, nennt man doch Savonarola tugendhaft? Fromm mag er wohl sein, aber worin besteht denn seine Tugend? Sollen wir es etwa an ihm loben, daß er nicht wuchert und nicht betrügt? Das versteht sich doch von selbst, dazu braucht man kein Dominicanermönch und kein Prophet zu sein, wie er sich gerne nennen hört; Das verlangt man selbst von Jenen, die mit Geld und Handel ihr Leben fristen, was doch der Mönch ganz und gar nicht nöthig hat. Oder sollen wir etwa Das an ihm „Tugend" nennen, daß er keine Frauen liebt, einen härenen Kittel trägt und mäßig im Essen und Trinken bleibt? Mag er doch meinetwegen Frauen lieben, sich in Sammt und Seide kleiden, auch gerne viel und gut essen und trinken; dies Alles würde Niemandem wehe thun und immerhin besser sein, als mit dem glühenden Eisen die Flucher und die Spieler brennen. Härene Kittel und Mäßigkeit können wohl unverständige Männer und

Weiber irre führen, aber — was gilt uns rechten Männern Das? Und doch glaubt Savonarola sich auf Jesu und auf die Tugend so ganz besonders zu verstehen, und setzte Jesum zum Könige von Florenz ein. Wird nun der Dominicaner das Volk von Florenz dadurch tugendhaft machen, wenn es nicht mehr spielen, singen und tanzen darf? Sollen die Menschen dadurch gebessert werden, daß der Mönch Krieg gegen Bilder und Bücher führt, und sie auf dem öffentlichen Markt verbrennen läßt? Oder wird man weniger lasterhaft sein, wenn man von seiner Frau und von den eigenen Kindern gezwungen wird, täglich in die Messe zu gehen? Wird etwa Das die Menschen glücklich machen, wenn sie auf Anordnung Savonarola's an drei Tagen der Woche nur Wasser und Brod, und an zwei Tagen nur Wein und Brod genießen? Welche Possen! Welche Mischung von Härte und Abgeschmacktheit! Derlei haben doch wahrlich die Heiden nie gekannt!

Unser Leben ist so voll von Sorge und Traurigkeit, es erstickt beinahe im Unglück und im Schmerz; da sollten wir doch froh sein, daß es auch einiges Weniges gibt, das uns zu erfreuen vermag. Die Annehmlichkeiten der schönen Künste, die Schönheit der Frauen, ja selbst die kurzen, aber immer erneuten Freuden des Essens und Trinkens — sie Alle sollten wir als Geschenk der Natur und als kleinen Ersatz und Trost für all das Ueble betrachten, das uns bedroht und trifft. Und da hat dieser Dominicanermönch die Härte und die Lieblosigkeit, die er Frömmigkeit und Tugend nennt, dies Alles, was uns Freude bereiten kann, zu verdammen, zu verbieten, ja, zu bestrafen! Nein, Botticelli, die Menschen mögen derlei wohl kurze Zeit ertragen, aber für die Dauer können sie solche Art von Tugend nicht gut brauchen; denn dies ist ja gar keine Tugend; ich nenne es Laster und Verbrechen, den Menschen zu rauben, was sie glücklich machen kann, und was sie selbst verlangen!"

Nach dieser Rede Macchiavelli's schwiegen die Anderen eine Weile, und Botticelli sah tief betrübt zu Boden.

Plötzlich sprang Michel Angelo in höchster Erregung von seinem Sitze auf und wandte sich gegen Lionardo, der bisher noch kein Wort gesprochen und keine Miene verzogen hatte.

„Lionardo!", fuhr er heraus, „Dich hört man nie über die heiligen Gegenstände und nie über das Christenthum sprechen! Nicolo gilt uns als Römer, Du aber bist der rechte Heide. So sprich doch! Es sind das wohl ebenso wichtige Dinge wie Deine mechanischen Erfindungen und wie Deine Erforschung der Natur. Du schweigst immer über die Religion, auch wenn Andere noch so viel und noch so laut darüber sprechen. Du bleibst kühl, wo wir Anderen glühen. Sprich!", und hiebei stellte sich Buonarotti mit ausgespreizten Beinen in trotzig zuwartender Haltung vor Lionardo hin, während Botticelli ängstlich aufblickte.

* * *

Einen Augenblick zögerte Lionardo, zu sprechen; dann aber begann er:

„Kannst Du hören, Sandro? Kannst Du hören, Buonarotti?"

„Wir können hören und wir wollen hören," antwortete der letztere rasch und ungestüm. „Wir wollen Dich ja gerne hören," fügte dann Botticelli mit gedrückter Stimme hinzu.

„Dann sage ich Euch, wenn es je in der Welt eine schmerzensreiche Mutter gab, so war es Maria, des Jesu von Nazareth Mutter!"

Botticelli wurde sehr aufmerksam und verlor seine mißmuthige Miene; Michel Angelo sah Lionardo erstaunt an, und Macchiavelli's Antlitz überflog ein feines Lächeln.

„Diese Mutter," fuhr Lionardo fort, „setzt ein Kind in die Welt, das sie nicht zu Hause behalten darf; sie sieht ihren Sohn dann von Haus zu Haus und mit den mißachtetsten Menschen umhergehen; ihr eigenes Kind schreit sie vor allen Leuten in barscher Weise an und will nichts mit ihr zu schaffen haben. Ihr Sohn wird dann in Jerusalem verfolgt, angeklagt, von seinen Jüngern und Freunden verrathen, verleugnet und verlassen, und endlich im dreiunddreißigsten Jahre seines Lebens hingerichtet. Das Alles muß diese Mutter erleben. — — — — — — — — — —"

„Das sind dieselben Ideen, wie sie einmal Giotto ausgesprochen," rief Botticelli aus, „sie schneiden mir wie ein Schwert durch's Herz!"

„Wenn ich Maria malen wollte, wie sie im Angesichte des Kreuztragenden an ihre Brust schlägt — — — —“

„Und warum thust Du's nicht?“ fragte Macchiavelli.

„Darf ich denn?“ erwiderte Lionardo, „heute? Unter dieses fanatischen Mönches Herrschaft? Jetzt müssen ja wir Leute, die den Dingen auf den Grund sehen, schweigen! Beachte das, Buonarotti, der Du mir mein Schweigen vorwirfst; ich hätte auch wohl auf Deine Aufforderung, zu sprechen, gar nicht eingehen sollen, zumal sie sehr unfreundlich war. Wenn ich Maria malen wollte, wie ich es der Natur der Dinge nach für entsprechend halte, so hetzt der wüthende Dominicaner die Bauern von Fiesole gegen mich, und ich werde gesteinigt. Ihr wißt es ja, und wir sehen es alle Tage hier in Florenz: die allergefährlichste Bestie ist die fromme Bestie!“

„Wie kannst Du Das sagen?“ entgegnete Botticelli.

„Wenn Du Das bezweifelst, Sandro,“ sagte Lionardo, „so bitte ich Dich, es doch einmal zu versuchen, vor einer Procession, die an Dir vorübergeht, nicht niederzuknieen. Dann wirst Du gar bald sehen, welche Güte in allen diesen frommen Menschen steckt. Schnell wie der Blitz und wüthend wie Tiger würden sie über Dich herfallen und Dich in Stücke reißen; gilt ihnen ja Menschenleben so viel wie Nichts! Und sie haben auch Grund dazu; denn man lehrt sie ja, man müsse Gott mehr lieben als die Menschen; und die Liebe zu Gott bestehe darin, die Messe anzuhören, zu ihm zu beten, und Andere, die das nicht thun, zu seiner Ehre zu strafen, auch zu ermorden. Diese Frommen könnten Dich in Deinem Blute schwimmen sehen und sich über ihre That noch freuen, denn sie hielten sie ja für eine fromme That! Und Das war's, was ich dachte, als ich im Dome mir die andächtigen Zuhörer besah. So oft der Dominicaner mit seiner hohlen Stimme seine fromme Kraft in die Menge warf, dachte ich mir: diese Menschen um mich her sind ja sonst nicht so schlecht, und hätten sie keine Religion, gäbe es nur dann Streit unter ihnen, wenn sie glaubten, sich gegen Unrecht wehren zu müssen; denn nur Wenige unter ihnen haben so starke Leidenschaften, daß sie auch, unangegriffen, Andern entgegentreten. — Und nun? Wehe, wenn man diesen Tausenden Menschen, deren

Augen vor Frömmigkeit, vor Innigkeit und religiöser Begeisterung funkeln, nicht zu Gesichte steht; ein Wink des Mönchs, ein Ausruf irgend Eines aus der Menge, genügt, um sie Alle in einem einzigen Augenblicke zu Mördern zu machen. Die Bestialität der Frommen bricht wie die Hundswuth plötzlich aus, und ich, für meinen Theil, gehe daher stets jedem besonders frommen Menschen so schnell als möglich aus dem Wege."

„Ich muß Dir nur Recht geben," sagte Macchiavelli, „jetzt sehen wir doch sogar schon Kinder gegen ihre Eltern auftreten, und sie dem Mönch anzeigen, wenn sie nicht wenigstens zweimal in der Woche zur Beichte gehen, oder wenn sie die tägliche Messe versäumen. Was in den Evangelien gegen die Familie, gegen Reichthum, gegen geistige Gaben und Wissenschaft in einseitiger Uebertreibung ausgesprochen wird, Das nahm sich Savonarola ganz besonders zur Richtschnur, und diese Früchte, Botticelli, möchte ich wahrlich auch keine gesunden nennen!"

„Aber Ihr werdet doch das Vorgehen der Kinder gegenüber ihren Eltern nicht Bestialität, nicht fromme Bestialität, nennen wollen, wie das Lionardo that?", sagte Botticelli.

„Bei den Erwachsenen," erwiderte Lionardo, „sehen wir sie in der That jeden Tag vor uns; was aber die Kinder betrifft, so besitzen sie einstweilen nur die Perfidie des frommen Thierchens; der Mönch, wenn er wie bisher fortfährt, wird dann schon auch Bestien aus ihnen zu machen wissen!"

„Da sprachst Du ein herrliches Wort, Lionardo," fiel Macchiavelli ein, „„Perfidie des frommen Thierchens!"" Wie genau trifft das doch zu! Nicht nur für die Kinder von Florenz, sondern auch für gar viele Erwachsene in der Christenheit, hier in Florenz, und auch sonst in der weiten Welt!"

„Und was meinst Du, Botticelli," fuhr da Vinci fort, „wie steht es in Wahrheit mit dem: „Liebet Eure Feinde!" „Rächet Euch nicht!" „Vergilt Böses mit Gutem?" Hält sich Savonarola daran? Und halten sich alle Anderen daran? Hast Du, Sandro, schon viel dergleichen Beispiele unter den Christen erlebt? Oder davon gelesen? Oder davon gehört?"

„Denke an den heiligen Ambrosius, an Franz von Assisi!", erwiderte Botticelli.

„Die wenigen Heiligen erlasse ich Dir!" sagte Lionardo, „ich spreche von den Hunderten von Millionen, die seit vierzehnhundert Jahren als Christen gelten. So viel Glauben war bei ihnen! Alle glaubten sie an den Gekreuzigten, daß er Gottes Sohn sei, daß er auferstanden, in den Himmel gefahren sei. Alles glaubten sie willig, und dennoch nützte Das nichts, um sie dahin zu bringen, jene schönen Lehren zu befolgen. Sprich doch einmal mit dem Mönch und frage ihn, ob er auch an Dies gedacht hatte, als er von den Früchten an dem Baume und von der Wirkung sprach, die der Glaube an den Gekreuzigten hat. Alle diese übermäßig schönen Sätze in den Evangelien, wozu dienen sie? Um den schlechten Menschen ein gutes Gewissen zu verschaffen; denn sie denken, es sei gar nicht nöthig, sich darnach zu richten; wenn man nur getauft sei, gehöre man dadurch zur Gemeinde der Heiligen, die solche Tugenden vorschreiben, und Das sei schon genügend! Diese schönen Regeln, die nie befolgt werden, weil sie gegen die menschliche Natur gehen, sind nur Aushängschilde, welche die Christen auf ihren Glauben stolz machen, und die höchst verderblich wirken; denn schlechte Menschen mit gutem Gewissen sind nie einer Besserung fähig."

„Lionardo, Du gehst zu weit," sagte Botticelli.

„Edler Freund, noch nicht weit genug!" erwiderte Jener. „Auch wir Künstler tragen unseren Theil bei, das Gewissen der Schlechten zu betäuben, und die religiöse Hoffart unter den Menschen groß zu ziehen. Das ungebildete Volk begnügt sich wohl mit den Ceremonien und den äußerlichen Regeln, und Einmal Beichten schläfert das Gewissen für Jahre ein und bereitet für neue böse Thaten vor. Aber die Gebildeten, die weder auf Ceremonien noch auf Beichte geben, die schläfern wir durch unsere Künste ein. Die schönen Gefühle betäuben sie; sie nehmen willig hin, was noch so sehr ihrer Vernunft widerstreitet, und sie halten sich für tugendhaft, weil sie schöne religiöse oder mystische Gefühle zu empfinden vermögen. Allerdings, wir Künstler verdanken der Religion sehr viel, aber die Religion uns nicht weniger! Laßt mich kurz sein: die übertrieben schönen Lehren, die schönen Cere-

monien und die schönen mystischen Gefühle sättigen die Menschen mit leerer Speise, und die guten Früchte bleiben aus."

„Nach Deinen Reden, Lionardo," sagte Michel Angelo, „sollten wir am Ende alle die herrlichen Gebote Christi aus unseren Evangelien streichen?!"

„Nicht alle!", erwiderte Da Vinci, „es gibt ja auch brauchbare darunter. Ihr werdet aber, was ich meinte, besser aus einer Geschichte verstehen, von der ich in Mailand einmal gehört. Dort war nämlich vor einiger Zeit das Weib eines Palastaufsehers, eines Thürstehers, im Sterben, und ihr Mann eilte zum Geistlichen, damit er ihr die letzte Wegzehrung reiche. Der Priester nahm die Oblate zwischen Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand, und näherte sie dem Mund der Sterbenden; diese, als die Oblate ihr ganz nahe war, warf plötzlich rasch den Kopf vor, riß den Mund bis zu den Ohren auf, streckte die Kinnladen wie ein hungriger Tiger weit auseinander und schnappte nach der Hostie. Sodann schlug sie die Kinnladen mit lautem Zähnegeklapper wieder zusammen und schluckte die Oblate hinunter. Auf das bekam das fürchterliche Weib ein heftiges Aufstoßen und dann Zuckungen im ganzen Körper, seiner vollen Länge nach; so daß sich der Krampf vom Magen hinunter bis an die Füße fortpflanzte, und ihr Leib Wellen warf, die von oben nach unten fortliefen. Als das einige Zeit so fortgedauert hatte, hob sich ihr Oberkleid empor, und sie warf unter eklen Lauten die Oblate wieder heraus. Der Priester stand rathlos da, aber der Mann sagte zu ihm: „„Sie verträgt's nicht! Ich dachte mir's gleich, sie wird's nicht vertragen, denn sie war gar zu böse!"" — Die Menschen vertragen solche übertrieben edle Maximen nicht, sie verursachen ihnen nur Krämpfe."

„Und wenn auch das Alles wahr wäre," entgegnete Botticelli, „was Du von der Moral der Christen sagtest — hast Du aber denn nicht bedacht, daß wir Religion nicht bloß der Moral wegen gar nöthig haben? Mag Sokrates, mag die Stoa genügen, um die Menschen tugendhaft zu machen; wird uns aber Sokrates und die Stoa, wird uns alles Große und Schöne der alten Griechen dazu verhelfen, die Räthsel der

Welt zu verstehen, und die Leiden des Lebens erträglich zu finden? Denke an alle Jene, die mühselig und beladen ihr Dasein hinbringen, die sich in dieser Welt mißhandelt oder hintangesetzt sehen; an Alle, die vom Gefühl der Schuld gepeinigt und niedergedrückt werden. Sie Alle umfaßt unsere heilige Religion; sie verspricht dem Beladenen Ersatz in einer besseren Welt; dem Unglücklichen zeigt sie seine Leiden als Prüfungen Gottes, dem Verschuldeten gibt sie die Ruhe des Gewissens zurück und erzeugt in ihm den Antrieb zu erneuertem sittlichen Streben.

„Ist das Alles für nichts zu achten? Du Lionardo, bist bisher noch immer ein Glücklicher gewesen; ich wünsche Dir nicht, daß Du jemals durch Leid getrieben wirst, in der christlichen Religion Trost und Heilung zu suchen. Dann würdest auch Du einsehen, daß die Aufgabe der Religion viel größer und viel weitreichender sei, als bloß die, moralische Regeln für das Verhalten der Menschen gegen einander zu geben. Jeder von uns braucht sie noch zu ganz was Anderem! Sage mir, woran man sich halten soll, um seine seelischen Bedürfnisse zu befriedigen? Wo soll man sich in der Angst des Lebens Trost und, trotz aller Widerwärtigkeiten, Hoffnung holen? Kann Kunst und Wissenschaft diesen Trost und diese Hoffnung bieten? Nimmermehr! Was ist uns Kunst, was Wissenschaft, wenn uns ein geliebtes Wesen stirbt? Nein, Lionardo, alles Licht der Vernunft und aller Glanz der Künste sind nicht im Stande, die tiefe Nacht des Daseins zu erhellen. Nur Christus am Kreuze hat dem Leben seine Leiden und dem Tode seine Schrecken genommen. Durch die frohe Botschaft des Christenthums sind alle großen Fragen des Lebens gelöst, und wie ein Stern am Himmel strahlt uns Christen das ewige Licht!"

„Es ist ferne von mir," entgegnete Lionardo, „Jemandem seinen Trost und seine Hoffnung zu nehmen, wenn er als Einzelner vor mich hintritt, wie Du jetzt, Botticelli. Und auch den Menschen insgesammt wollte ich nicht gerne darin wehe thun; möge doch Jeder Trost und Hoffnung nehmen, wo er sie nur finden mag! Findet er sie durch den Glauben an Christum: so sei es; findet er sie durch den Glauben an Muhammed: es sei so; oder durch die Lehren der

Stoa? — ich wünsche ihm Glück dazu. Wer hätte auch das Recht, Jemandem den Weg zu seiner Seligkeit vorzuschreiben? Was die Menschen erfreut, was auch immer ihnen in den Drangsalen des Lebens helfen oder sie aufrichten mag, Das sei ihnen gegönnt. So viele Menschen lebten vor uns in der Welt, und so viele leben mit uns auf der Erde — sie Alle suchten sich die Stütze für ihr Leben und Sterben, oder sie fanden sie auch, wie von selbst, schon in ihrer Kindheit vor. Christen wie Heiden fanden noch immer was sie brauchten; wie und was Jeder findet, mag er mit sich selbst ausmachen!

So muß ich, Botticelli, denken und sprechen, wenn Religion nur die Sache des Einzelnen wäre . . . ."

„Nun also?!" rief Buonarotti dazwischen.

„Wenn sein Glaube nur zwischen dem Einzelnen und Gott sich abspielte! Aber so ist es nicht; er spielt sich viel deutlicher zwischen dem Gläubigen und den anderen Menschen ab, als zwischen ihm und Gott, und deswegen muß das Zartgefühl gegen eines Jeden Glauben zurückstehen, und wir müssen deutlich und offen sprechen.

Und so sage ich denn: Was Du, Sandro, auch Schönes vom Christenglauben erzählen magst — vergiß an die Kehrseite nicht. Der christliche Glaube ist nicht nur friedlich, erhebend und beseligend, wie Du, Botticelli, uns ihn dargestellt; nicht bloß auf's Glück, auf Trost und Hoffnung geht es bei Euerer Lehre, sondern: Ihr müßt Gott mehr lieben, als die Menschen — und damit kommt ein furchtbares Gift in Eure Gesinnungen und Handlungen! Ihr wollt durch das Evangelium Glück und Frieden sichern, und gerade durch das Evangelium bringt Ihr Unglück und Unfrieden in die Welt, denn Ihr unterwerft Euch vor Allem — und weit mehr, als dem Gebot der Menschenliebe — Dem, was Ihr für das Wort Gottes haltet. Und die Leiden des Lebens, über die Euere Religion uns hinweghelfen soll, diese Leiden vermehrt Ihr, und Dies mit dem Bewußtsein und beruhigten Gewissen, damit Gott zu dienen und zu ehren. Frage doch, Sandro, alle Diejenigen, die als Ketzer verfolgt, gemartert, gemordet wurden, ob ihnen das Christenthum eine frohe Botschaft, ob es ihnen Trost und Hoffnung brachte! Waren

die Bischöfe, welche die Arianer zu Tausenden tödteten, nicht etwa Christen? War Papst Innocenz III., als er einen Kreuzzug zur Ermordung der Albigenser ausrief, kein guter Christ? Theuer, sehr theuer, mein guter Sandro, wird der Trost und die Hoffnung, über die Du sprachst, von der Menschheit erkauft; und sieht man genauer auf Segen und Unsegen der Religion der Christen hin, so neigt sich die Waage allzusehr der schlimmen Seite zu!"

„Das kommt zum geringsten Theile auf Rechnung der Religion, Lionardo," fiel Macchiavelli ein, „die Schuld daran trägt das Bedürfniß der Menschen, nicht sowohl eine Religion, als eine Kirche zu besitzen. Und kaum ist der Mann der Kirche, der Priester, da, so beginnt sofort Streit, Herrschsucht, Unerbittlichkeit und Gewaltsamkeit. So war es bei allen Religionen, die als Kirchen zur Geltung kamen, und so wird es auch immer sein."

„Welche Unerbittlichkeit, welche Gewaltsamkeit kannst Du denn meinen?", fragte Botticelli.

„Ich meine jene Unerbittlichkeit," antwortete Macchiavelli, „mit welcher der Priester, der angebliche Diener Gottes, die vermeintlichen Gebote dieses Gottes über alle Menschenliebe stellt; und ich meine jene Gewaltsamkeit, mit der der Priester seine schreckliche und menschenfeindliche Auffassung durchführt. Das böseste Weib vermag nicht, so tief zu hassen und so grausam zu verfolgen, wie ein Priester. Und in der That, nie wurde ein Kampf mit so giftigen Waffen, und nie ein Krieg mit so viel Grausamkeit geführt, wie dann, wenn Priester damit zu thun hatten; von Moses und Samuel an bis auf unsere Zeit."

„Dabei hatten die Juden aber noch nicht das Vorbild Jesu gehabt, das sie hätte Sanftmuth lehren können;" bemerkte Lionardo, „die Christen bis auf den heutigen Tag aber bekennen sich doch zu Jesu und eifern immer so sehr gegen die Verfolgung Jesu durch die Juden, und dennoch machen sie es seit Beginn ihrer Kirche, seitdem sie durch Konstantin die Gewalt in die Hand bekamen, mit Andersdenkenden gerade so wie die Juden mit Jesus, und noch viel schlimmer. Daher ist den Priestern der Christen Un-

duldsamkeit noch viel weniger zu verzeihen, als allen Andern, die Jesum nicht kannten oder nicht bekennen wollten."

„So hörte ich schon öfter sprechen!" sagte Botticelli in gekränktem Tone, „Aber kann man denn annehmen, daß gerade nur böse Menschen Priester werden? Warum sollten denn nur Schlechte Diener der Religion sein wollen? Gestehe es doch, Nicolo, es gibt auch viele gute Priester in unserer Kirche. Und predigt nicht auch unser herrlicher Savonarola gegen die Schlechten unter den Dienern Christi? Daher stammt ja der Haß des römischen Hofes gegen ihn. Und wird wohl Jemand Savonarola einen bösen Priester nennen wollen?"

„Mit viel mehr Grund, als Du, guter Sandro, ahnst!" antwortete Macchiavelli und lachte laut auf; und da Botticelli ihn sehr erstaunt ansah, nahm wieder Lionardo das Wort und sagte:

„Du führst uns den Dominicaner als Beispiel eines guten Priesters an! Erinnere Dich doch an Das, was vorhin Nicolo über ihn gesagt. — Wozu spreche ich aber von dem, was er uns vorhin sagte, Du hast ja selbst das Alles miterlebt, hast alle seine fanatischen Reden, seine Ausrufe zu Verfolgungen und Grausamkeiten gegen seine Gegner mitangehört! Auf Dich aber macht das Alles keinen Eindruck! Klingt Dir denn nur immer seine Redekunst und der Donner seiner Stimme in den Ohren nach? Oder hast Du alles menschliche Gefühl verloren? Oder alles Urtheil eingebüßt? So betrachte ihn doch, diesen Mönch, seine Reden und Thaten, sein Fluchen und Strafen. All die Tausende, die seine religiösen Lehren für Thorheit halten, hindern weder ihn noch alle Andern, an dieselben zu glauben; er aber, Dein guter Priester, will sie Alle zu seiner Meinung zwingen; er weiß, wohl, daß es Menschen genug gibt, deren Vernunft sich schönen Worten, donnernden Reden und wilden Gesten nicht gefangen gibt, darum greift er zu Drohungen, zur Gewalt. Mag er seine Lehren, die Andere für Thorheit ansehen, ungestört behalten, aber mit welchem Rechte drängt er sie uns Andern auf? Gewiß, Dein Mönch ist von Natur gut, beseelt vom besten Willen; sieh aber, welcher Wütherich aus ihm geworden, seitdem er auf der Kanzel steht! Und Du hast

auch damit recht, Sandro: es kommen nicht ausschließlich böse Menschen zusammen, um Diener der Kirche zu werden — wer wird so etwas ernstlich glauben? Nein, nicht jeder Priester ist von Natur aus böse; aber der Fluch liegt darin, daß er es, je nach Umständen, kraft seiner Stellung werden muß, wenn er es nicht schon war."

„Um Gottes Willen, was sprichst Du da!", rief Botticelli erschrocken aus.

„Du erschrickst über meine Worte, Sandro! Aber nicht über die Thaten, die sich doch vor Deinen Augen abspielen. Muß doch der wahre Priester stets die Gebote Gottes für wichtiger halten, als das Wohl der Menschen; sein Amt will es so, und wenn er es nicht thut, kann die Kirche ihn nicht brauchen. Und sei er von Natur aus noch so gutmüthig, er ruht nicht, bis er die Gewalt bekömmt, es Jeden fühlen zu lassen, daß er vor Allem der Diener Gottes, und dann erst der Freund der Menschen sei."

„Das erkennt man auch deutlich aus den Worten eines angesehenen Kirchenvaters," sagte Macchiavelli, „der es ausdrücklich lehrte: man müsse das Gute nicht des Guten wegen thun, sondern weil Gott es befiehlt; die Gebote Gottes gehen also immer voraus. Und wenn Gott Menschenopfer verlangt, so muß er Menschenopfer haben; Gott Moloch bekam deren genug; Papst Innocenz lieferte unter den armen Albigensern deren noch weit mehr! Es liegt im Wesen jeder Religion, Andersgläubige zu verfolgen, und je ernster sie genommen wird, desto grausamer wird sie, desto leichter fällt es ihren Machthabern, Menschen unglücklich zu machen, wenn nur der Glaube an Gott oder die Götter dadurch gewahrt wird. Hatten doch selbst die Griechen ihre Inquisition! Sie tödteten Sokrates, sie bedrohten Protagoras, Anaxagoras, Aspasia und Euripides, und Aristoteles mußte vor ihr flüchten! Und wie sanft und harmlos war noch der religiöse Glaube der Griechen gegen den der Christen! In der Religion sieht man vornehmlich nur auf den Glauben und auf Gott hin, nicht aber auf das Gute und auf die Tugend."

„War jener Kirchenvater, von dem Du eben sprachst, nicht: Tertullian?" fragte Lionardo.

„Der eben war's!" erwiderte Macchiavelli, „Er meinte, die göttliche Offenbarung sei die einzige Quelle, woraus der Mensch erkennen kann, was er thun und lassen solle; und es sei Vermessenheit, bei einem göttlichen Befehl nach Gründen zu fragen. Ihr wißt aber, meine Freunde, daß kein anderer göttlicher Befehl zu uns armen Menschen kömmt, als aus den alten Schriften, und dies nur so, wie es der Papst deutet und je nach Willen anordnet... Woher aber, mein Lionardo, wußteſt Du, daß jener Ausspruch von Tertullian sei? Kennſt Du am Ende außer den vielen Andern auch dieſe Dinge?"

„Da ich jetzt das heilige Abendmahl im Kloſter Santa Maria delle Grazie in Mailand male, benutze ich die Abendſtunden, um in den Büchern daſelbſt zu leſen," erwiderte Lionardo, „und vielerlei Merkwürdiges und viel Schreckliches habe ich daſelbſt gefunden und mir wohl gemerkt. So fand ich auch noch Manches, was der Anſicht Tertullians entſpricht. Der heilige Auguſtinus in ſeinen ſpäteren Schriften behauptet, daß Gott nach bloßer Willkür handle; daß er etwas verordne, wo die Vernunft keinen anderen Grund finden könne, als daß Gott es ſo und nicht anders beliebt habe, und daß Gottes Gerechtigkeit nicht mit der menſchlichen Vernunft gefaßt und beurtheilt werden könne. Alſo, mein Botticelli, hiernach müſſen wir Alle von Alexander VI. erfahren, was wir zu thun und zu laſſen haben!... Und Thomas von Aquino, den unſer Dante nicht genug verehren kann, meint: Es ſei Das kein Diebſtahl, wenn Einer einem Anderen etwas von ſeinem Eigenthum wider ſeinen Willen auf einen göttlichen Befehl hin entwendet, denn Gott ſei der Herr aller Dinge! Und damit gar kein Zweifel beſtehen bleibe, daß der fromme Chriſt ſich um Gut oder Böſe nicht zu kümmern habe, ſpricht es der heilige Bonifacius geradezu aus: die Gläubigen ſeien verbunden, den Biſchöfen auch auf dem Wege zur Hölle nachzufolgen! Es iſt alſo ein bloßes Glücksſpiel, wenn chriſtliche Vorſchriften zugleich auch moraliſch ſind; trifft der oder jener Satz im Evangelium oder irgend ein Gebot des Biſchofs oder Papſtes mit Menſchenliebe, mit Gerechtigkeit und Tugend zufällig zuſammen, ſo können wir gar froh ſein! — Trifft's nicht zu, dann wehe den Menſchen!

Siehst Du nun, Sandro, wohin das Alles führt? Und verstehst Du jetzt, warum jeder Priester muß böse und grausam werden können? Es handelt sich hier ja nicht um seinen privaten Lebenswandel; der mag gut oder böse sein, — sondern um seine öffentlich priesterlichen Handlungen, und nach diesen müssen wir Priester und Kirche beurtheilen. Und deswegen wird der Mönch mit all seinen Donnerreden gegen den verderbten römischen Hof doch der Welt sehr wenig nützen; auch, wenn man auf ihn hört, und ein Concil und einen besseren Papst als Alexander VI. einsetzt. Denn es hängt ja nicht von den einzelnen Menschen ab; in der ganzen Sache liegt's! Die Religion hat die richtige Ordnung umgekehrt. Denn das oberste Gesetz muß auf das Glück und Wohl der Menschen zielen, aber die Religion zielt vor Allem auf die Ehre und den Dienst Gottes; und der Priester ist es, der den Willen Gottes zu kennen vorgibt und dessen Gebote anzuwenden vorschreibt.

Und Das hat uns ja auch vorhin Nicolo abermals klar bewiesen, als er von dem Kreuzzug gegen die Albigenser sprach und uns zeigte, zu welchen verbrechen Papst Innocenz III. die Menschen antrieb. Aber ich kann Euch, meine Freunde, noch mehr dergleichen erzählen; über Dinge, die sich sogar erst vor Kurzem im Norden unseres Vaterlandes zugetragen. Ich, der ich jetzt in Mailand, also dem Orte der Begebenheiten sehr nahe, lebe, erfuhr daselbst, was ich nun berichten will und Euch gewiß noch nicht zu Ohren gekommen. Da wirst Du, mein Botticelli, wieder lernen, wozu Religion, Kirche und Frömmigkeit die Menschen führen können."

„Was werden wir da wieder zu hören bekommen!" rief Botticelli ängstlich aus; und Lionardo fuhr fort:

„Ihr habt wohl Kenntniß davon, daß die Secte der Waldenser, ähnlich wie die der Albigenser, eine reinere christliche Religion begehrt, indem sie von Rom nichts wissen und sich nur an das Evangelium halten will; und wer immer mit ihnen in Berührung kam, spricht von ihnen als friedsamen, braven und gar fleißigen Leuten. Gegen sie nun richtete Papst Innocenz VIII. vor wenigen Jahren eine Bulle, in der er die Ausrottung dieser Ketzer anbefahl. Merkt

wohl auf: Nicht ihre Bekehrung zum römischen Glauben wünschte er, was man ihm ja nicht verübeln könnte, sondern ihre „Ausrottung". Mit diesem Worte wollen, wie Ihr wißt, stets die Päpste sagen: Nicht nur die Ketzerei, die häretische Gesinnung, sondern die Ketzer selbst, die Menschen, die ihr anhängen, sollen vernichtet, sollen ermordet werden, und es sei Das sogar ein gottgefälliges Werk. Mord in Masse wünschen die Priester, wenn sie das Volk zur Ausrottung der Ketzer aufrufen; und sie drücken diesen Wunsch meist sehr geschickt auf dem Umwege aus, indem sie die Gläubigen auffordern, zu Gott um Ausrottung der Ketzer zu beten. Sie wissen, daß Dies vollkommen genügt; daß die bösen Triebe gar gerne ein Echo auf solche Rufe geben, und die Menschen sogar ganz glücklich sind, ihrer angeborenen Bosheit Luft zu machen und zugleich das Bewußtsein zu haben, damit Gott zu dienen. Ja, es scheint mir auch: selbst die Befriedigung der Rachsucht, sei sie warm oder kalt genossen, schmecke den Menschen nicht so gut wie Ketzermord Gott zu Liebe. Und das wissen die Priester ebensogut wie ich."

„Lionardo! Lionardo!", rief mit erregter Stimme Botticelli.

„Was wurde also daraus?", fragte verdrießlich Buonarotti.

„Das sollt Ihr sofort erfahren. Innocenz VIII. erließ also, wie ich sagte, eine Bulle, worin er die Ausrottung der Waldenser anbefahl. Diese Bulle — horcht auf, meine Freunde — befreite Diejenigen, welche den Kreuzzug gegen sie aufnahmen, von allen kirchlichen Lasten und Strafen, sprach sie von jedem Eide los, erkannte ihre Ansprüche auf alles Eigenthum, das sie vielleicht auf ungesetzliche Weise erworben hatten, als berechtigt an; und versprach Sündenerlaß Allen denen, welche die Ketzer tödteten. Seht doch die Menschenkenntniß dieses Priesters! Kann man auf geschicktere Art aus gläubigen Menschen wilde Thiere machen?"

„Also, also, Lionardo, was geschah weiter?" rief abermals Michel Angelo voll Ungeduld aus.

„Dann geschah in der That das, mein Buonarotti, was der Papst gewünscht und vorherberechnet hatte. Es gibt jetzt

keine einzige Stadt in Piemont, wo nicht einige Waldenser hingerichtet wurden.

Giordano Terbano wurde in Susa lebendig verbrannt, ebenso Ippolito Rossiero in Turin und Michel Goneto, ein Greis von achtzig Jahren, in Sarcena. Vilermia Ambrosio wurde auf dem Col di Meano gehängt; dem Hugo Chiambs aus Fenestrelle wurden in Turin die Eingeweide bei lebendigem Leibe herausgerissen, ebenso dem Pietro Geymarali aus Bobbio in Lucerna; und um ihn noch weiter zu quälen, wurde an Stelle der Eingeweide ihm eine wilde Katze in den hohlen Unterleib hineingesetzt. Maria Romano wurde in Rocca Patia lebendig begraben; Maddalena Fauno erduldete dasselbe Geschick in San Giovanni; Susanna Michelini wurde an Händen und Füßen gebunden und in Sarcena auf dem Schnee dem Erfrieren und dem Hungertode preisgegeben; Bartolomeo Facho wurde mit Säbeln zerhauen, dann wurden ihm die Wunden mit Aetzkalk ausgefüllt . . ."

„Halt ein, Lionardo, halt ein!" rief schmerzerfüllt Botticelli, „es ist zu schrecklich! Das Alles sollen Christen gethan haben?!"

„Und wir sind noch nicht einmal am Ende!" erwiderte Lionardo. „Dem Daniele Michelini wurde in Bobbio die Zunge herausgerissen, weil er Gott gelobt hatte; Giacomo Baridari starb, mit schwefelgetränkten Holzpflöcken bedeckt, die man ihm unter den Nägeln, zwischen den Fingern, in den Nasenlöchern, auf den Lippen und auch sonst am ganzen Körper in das Fleisch getrieben und dann angezündet hatte; dem Danielo Rovelli wurde der Mund mit Schießpulver angefüllt und dieses zur Explosion gebracht. Sara Rostignol wurde von den Beinen bis zur Brust aufgeschlitzt und dann auf der Landstraße zwischen Eyral und Lucena dem Tode überlassen; Anna Charbonnier wurde gepfählt und so auf einer Stange von San Giovanni nach La Torre getragen.

Glaubt Ihr nun, der Papst oder die Bischöfe in Piemont hätten es versucht, diesen Grausamkeiten Einhalt zu thun? Sie wußten ja von Allem, aber sie rührten sich nicht! Was sagst Du, Sandro, nun? Wie gefallen Dir diese Früchte am Baume des Christenthums?"

Botticelli begann zu schluchzen und zu weinen und be-

grub sein Gesicht in seinen Händen; erschüttert und verdrossen wandte sich Michel Angelo zur Seite und sah zu Boden. Dann aber rief plötzlich Botticelli in heftigem Tone Lionardo zu: „Was sprichst Du denn vom Christenthum? Solche Grausamkeiten gehören doch nicht zur christlichen Religion?!"

„Das sagst Du," erwiderte Lionardo, „leider aber folgen die Menschen nicht Dir, sondern den Bischöfen und vornehmlich dem Papste, und diese Männer meinen es eben anders! Bist Du denn, Botticelli, der anerkannte Ausleger der christlichen Religion? Weißt Du es besser als der Papst? Als die ganze Kirche? Wenn Du es Jedem freistellen willst, was er zur christlichen Religion rechnen wolle oder nicht, so lehnst Du Dich gegen Papst und Kirche auf, es gibt gar keine Kirche mehr, und es könnte dann immer nur die Moral entscheiden. O, wie wäre das zu wünschen! Aber so lange die Kirche besteht und Ihr sie anerkennt und preiset, gilt das nicht! Wenn Du, Sandro, Dir selbst zutraust, zu entscheiden, was christlich sei oder nicht, wozu brauchst Du dann den Papst und die ganze römische Hierarchie? Nimm dann doch das Evangelium allein, und entscheide auch dies und Anderes nach Deiner Vernunft und Deinem guten Gemüth. Das wirst Du wohl nicht wollen! Es ist nicht Deine Sache, gegen die Kirche zu kämpfen, und es ist auch meine nicht; wir können nichts Anderes thun, als nach der Wahrheit sprechen und denken, daß die christliche Religion wie jede andere die richtige Ordnung umgekehrt und die Liebe zu Gott oder zum Priester oder zu alten Schriften — es sei wie immer — über die Liebe zu den Menschen stellt. Leugnet doch die Uebel der Kirche nicht und stützet ein so gefährliches System, wie es der römisch-katholische Glaube mit seiner Hierarchie doch ist, nicht durch Euere blinde Anerkennung und Euere gänzliche geistige Unterwerfung. Seht Euch doch an, was in der Welt geschieht! Jeder Schmerzensschrei eines der unzähligen Opfer der Religion — denkt an die Albigenser und Waldenser — wird durch noch so viele schöne Gefühle nicht wett gemacht, die sie etwa den Menschen bieten mag; habt Erbarmen, Ihr religiösen Schwärmer, mit den schrecklich Leidenden, denkt auch an D i e s e und nicht immer nur an E u e r e beseligenden

Gefühle; erkauft nicht Euere Freuden, wenn Ihr wirklich solche habt, mit dem Unglück der von der Kirche rücksichtslos Verfolgten! Macht Euch nicht zu Mitschuldigen, indem Ihr keinen Tadel zulassen und Alles an Euerer Religion schön und vollkommen finden wollt; laßt Euer Gewissen erwachen und bekennet, daß ohne volle Unterwerfung der Menschen, und ohne Verleugnung ihrer moralischen Gefühle, kein Priester, kein Papst im Stande wäre, Unheil zu stiften.

Aber ich kenne Euch! Mögen die armen Opfer kirchlicher Verfolgung winseln und ächzen, daß es zum Himmel schreit — schöne Feste, schöne Bilder, schöner Gesang und derlei mehr, werden immer wieder Euer Gewissen betäuben und selbst der beste Mensch unter Euch hilft dem schlechtesten; wenn es sich um Religion handelt. Trotz dem Allen, mein Sandro! Möge Jeder seinem Glauben frei und unbehelligt nachgehen! Es wäre grausam, ihm den Quell seiner Seligkeit zu entziehen.

Wie aber — müssen die wahren Menschenfreunde fragen, — vermöchte man, der Kirche ihre giftigen Zähne auszubrechen, und dabei doch Jedem seinen Glauben zu belassen?

Welch größere Aufgabe gibt es, Unheil von den Menschen abzuwenden, als diese?

Ich sehe aber keinen Weg, ich sehe keine Hülfe. Ich weiß wohl Mittel, um den Angriffen weltlicher Tyrannen zu begegnen; ich weiß, wie Festungswälle anzulegen sind, um sich ihrer zu erwehren und hiedurch das edelste Geschenk der Natur, die Freiheit, den Völkern zu bewahren. Aber gegen geistige Tyrannei helfen Festungen und Waffen nicht! . . . Nicolo! Du bist Staatsmann, großer Erfinder in politischen Dingen und Gesetzeskundiger; kennst Du vielleicht ein Mittel? Läßt sich keine Einrichtung erdenken, um die Bosheit fanatischer Priester unschädlich zu machen? Was ist Deine Meinung? Sprich, die Sache ist Deiner würdig!"

„Es gibt ein Mittel," erwiderte Macchiavelli.

„Es gibt eines! Und Du schwiegst bis heute?" fiel Lionardo ein, „Laß schnell uns hören!"

„Man muß die Priester, besonders die in der Hierarchie Hochstehenden, für ihre bösen Thaten verantwortlich machen;

man muß den Grundsatz aufstellen und zur Durchführung bringen, daß Verbrechen aus religiösen Motiven allen anderen Verbrechen gleich zu stellen sind."

„Wer aber soll diesen Grundsatz aufstellen und wer ihm zufolge Strafe üben? Die Staatsgewalt steht doch meistens mit den Priestern im Bunde?", fragte Da Vinci.

„Es muß auch nicht die Staatsgewalt sein," erwiderte Macchiavelli, „wenigstens im Anfange nicht. Es müssen nur die Menschen durch Wort und Schrift darüber belehrt werden, daß es jedem Einzelnen oder auch irgend welcher freien Vereinigung von Menschen, die ein Herz für das allgemeine Wohl, für Recht und Gerechtigkeit besitzt, zustehe, die Priester für das Unheil zur Rechenschaft zu ziehen, das sie als Diener der Religion verschulden. Und da wäre es gut, den Kreis der Hierarchie genauer zu umschreiben, und die Regel festzustellen: Vom Bischof angefangen, aufwärts, sei jeder Priester im Vorhinein als verantwortlich anzusehen, falls nicht die Schuld eines bestimmten Priesters klar vor Augen steht. Die armen Laien, die Menge der Gläubigen, die wie Bluthunde gegen Ketzer oder Andersgläubige aufgeregt werden, sehe man nur als gemeine Soldaten an, und die kleinen Pfarrer und Capläne als Unterofficiere in dem Kriege, den der Clerus gegen die Menschlichkeit führt; aber die Bischöfe, Erzbischöfe, Cardinäle und Päpste sind die Generale, die Fürsten, der König, und auf diese muß man zielen; denn hat man den König oder die Heerführer, so hat auch ihr Krieg ein schnelles Ende, und sie werden sich hüten, so bald einen neuen zu beginnen.

Hätten Innocenz III. und Innocenz VIII. gewußt, daß es ihrer eigenen Person nahe ginge, wenn durch ihre Bullen auch nur ein einziger Ketzer ums Leben käme, so hätten sie es wohl bleiben lassen, zur Ermordung der Albigenser und Waldenser aufzufordern. Wie es heute ist, können sich die Priester ungescheut Alles erlauben, was sie nur mögen; sie fühlen sich, — und sind es ja auch — in gedeckter Stellung, Niemand wagt sich an sie heran; was sollten sie denn fürchten? Da können sie wohl nach Gutdünken intriguiren, auch politisiren, fluchen, aufreizen, foltern und morden lassen; sie wissen, es geschehe ihnen nichts, und daß ihre Stellung unter den

Menschen noch viel sicherer sei, als die der mächtigsten Tyrannen. Fürwahr, Nero und alle römischen Kaiser waren in geringerer Sicherheit als unsere Päpste; denn diese haben alle Gläubigen innerlich entwaffnet und geschwächt, und das gilt mehr, als die mächtigsten Heere zu besitzen. Wenn aber die Päpste und die Bischöfe wissen werden, es falle Alles auf sie selbst zurück, so werden die Vorsichtigen und Kühlen unter ihnen innehalten; die fanatischen aber, welche die Gefahr nicht achten und von ihrem bösen Fanatismus durchaus nicht lassen wollen, die werden ebenso gut und schnell unschädlich gemacht, wie jeder andere Feind der bürgerlichen Gesellschaft. Es muß aber rasch, sehr rasch zugegriffen werden, damit die hochgestellten Anführer beinahe alle Besinnung verlieren; und dieser Krieg gegen sie muß so lange fortgeführt werden, als das Unheil, das sie mit Willen angestiftet, noch nicht zu Ende ist. Ich glaube, es werde ihnen schwer fallen, etwas Nachhaltiges auszurichten, wenn ein Prälat nach dem anderen in rascher Folge zur Rechenschaft gezogen wird.

Und ich denke auch, daß, wenn mein Vorschlag bekannt würde, sich Viele, sehr Viele finden würden, die sich gerne zu seinem Vollstrecker machen und selbst ihr Leben einsetzen würden; hat es doch im Alterthum niemals an Männern gefehlt, die auf die Tyrannen gingen. Was ist aber Beraubung der öffentlichen Freiheit gegen Grausamkeit, Mord und Raub, die so oft wegen religiöser Meinungen von Priestern veranlaßt werden!

Mein Vorschlag ist also: Zuerst strafe man den, der der Urheber des Verbrechens aus religiösem Motive ist, z. B. jenen Papst, der Bullen herausgiebt, wie Innocenz III. und Innocenz VIII. Sollte man diesem, wenn er zu gut geschützt wäre, schwer oder gar nicht nahe kommen können, so suche man möglichst rasch die ihm zunächststehenden Priester hervor; denn sie sind ja Alle Eines Sinnes, so lange sie sich nicht öffentlich von der Kirche losgesagt; sie sind daher Einer für den Anderen verantwortlich. Es ist eben genau wie in jedem Kriege, man muß stets trachten, ihn so schnell als möglich zum Ende zu führen.

Das also, mein Lionardo, ist jene Einrichtung, von der

ich gewisse Hülfe erwarte; und wenn sie schon längst bestanden hätte, so hätten Albigenser und Waldenser gewiß keine Opfer zu beklagen. Auch bezweifle ich nicht, daß die Staatsgewalten selbst mit der Zeit dazu gezwungen werden, auch bei den höchstgestellten Priestern religiöse Motive nicht als Entschuldigung für Verbrechen gelten zu lassen — wenn nur vorerst die Staatsbürger eine Zeit lang aus ihrem freien Entschlusse, eingedenk der großen Thaten des Alterthums, sich selbst von dieser kirchlichen Tyrannis zu befreien suchen."

„Ich fühle große Freude, Nicolo," sagte hierauf Da Vinci, „da ich nunmehr aus Deinen Reden entnahm, daß es wirklich Rettung aus den Klauen der kirchlichen Ungeheuer gebe. Weise hast Du gesprochen, und jeder Menschenfreund wird Dir gerne zustimmen. Denn, nicht genug daran, daß jeder Aberglaube die Vernunft beleidigt und die Menschheit schändet, soll man ihm auch noch gestatten, aus den Menschen Diebe, Räuber, grausame Henker und Mörder zu machen?"

Michel Angelo fuhr auf und sagte: „Nun denn, wenn die heiligen Geheimnisse unserer Religion nicht besser als irgend ein Aberglaube sind, wie Nicolo behauptet; und wenn Religion und Kirche nach Lionardos Worten der Menschheit so viel Unglück bringen, so wär's am Ende gar besser, die Menschen blieben ohne jede Religion?! Könnt Ihr das im Ernste glauben? Was unser größter Vorzug vor den Thieren ist, was uns Menschen über alle anderen Geschöpfe erhebt, das soll nun ohne Werth sein? Und es wäre besser, es existirte nicht?"

„So ist es auch!" erwiderte Lionardo, „es ist ein hohes Glück und ein großer Vorzug der Thiere vor uns Menschen, daß sie keine Religion und keine Kirche kennen. Glaubst Du, Buonarotti, daß irgend eine Thiergattung auf der ganzen Erde existire, die sich, wie es die Menschen thun, sinnlose Räthsel und Fragen aufgibt, und einen Theil ihres Lebens damit verbringt, über diese Fragen zu grübeln und zu streiten? Die sich die absurdesten Lehren und Fabeln ausdenkt, und dann, wie die Theologen, sagt: sie glaube sie eben darum, weil sie dieselben n i c h t versteht? Oder hat man gar jemals ganze Heerden von Thieren sich als Feinde gegenüber gesehen, die wegen solcher Ideen von Göttern, Wundern und

Dogmen einander zerfleiſchen, wie die Menſchen es thun? Es gibt kein Thier in der Welt, deſſen Phyſiognomie nicht deutlich zeigt, es ſei ſolcher Unvernunft und ſolchen Wahns vollſtändig unfähig!

Und ſieh gar den Hund, das Pferd, den Elephanten an! Wie treu, wie geſittet ſind doch dieſe Thiere! Und ſie ertragen die Leiden des Lebens, die auch ihnen nicht erſpart ſind, alle Schmerzen und den Tod ſelbſt, allem Anſcheine nach, weit ruhiger und leichter als ſelbſt die frömmſten Chriſten! Und doch glauben ſie, wie auch die anderen, ungezähmten Thiere an keinen Gott, an keinen Erlöſer, ſie beichten nicht, leſen keine Evangelien und hören keine Predigten an, ſie glauben nicht an den Himmel und nicht an die Hölle! Und ich kann auch aus meiner eigenen Erfahrung ſagen, daß ich ſehr viele Menſchen kenne, die ohne alle Religion dahin leben, die ſich um das nicht im Geringſten mehr kümmern, was man ihnen von Religion in den Kinderjahren beigebracht, und ſie Alle ſind doch rechtliche, brave und ſanfte Menſchen. Und dies ſogar in höherem Grade, als die Meiſten, die wirklich auf Religion was halten oder es nur vorgeben. Tugend und Rechtſchaffenheit ſind daher von religiöſem Bekenntniß gänzlich unabhängig, und ſehr oft im Widerſpruch mit ihm.

Wieſo es aber möglich iſt, daß ſo viele große Geiſter, darunter auch unſer Dante, ſich den abſurdeſten Vorſtellungen gefangen geben, über ſie dichten, grübeln und ſtreiten, ohne ſich zu fragen: „„Warum glaube ich denn das Alles? Nichts ſpricht dafür; meine Vernunft ſträubt ſich dagegen, und wenn ich es bei anderen Völkern fände, würde ich nur darüber lachen““ — darüber, meine Freunde, denke ich ſchon über zwanzig Jahre nach, und kann mir dieſe Frage noch immer nicht beantworten.

Iſt es nicht eine Schmach für uns Menſchen, daß Derlei möglich iſt, obwohl vor vielen Jahrhunderten ſchon Demokrit, Ariſtoteles, Epikur und Zeno und Lucrez die Welt erleuchteten? Seitdem die Griechen dachten und lehrten, iſt uns alle Vernunft gerade in den wichtigſten Dingen abhanden gekommen! Und doch hatten dieſe Kirchenväter, dieſe Heiligen und dieſe gelehrten Theologen ſo große Gaben des Scharf-

ſinns, der großen Empfindung und auch mancher Tugenden ſonſt! Wieſo kam es und kömmt es noch heute, daß ſie Alle es nie gewagt hatten, ihren Glauben zu prüfen und ſich Rechenſchaft darüber zu geben, wie ſie denn zu dieſem Glauben gelangten?

Sie hatten doch nichts als einige alte Schriften vor ſich, und glaubten darum, weil es Andere vor Jahrhunderten geglaubt, ſie ſeien göttlich; werfen ſich dann vor dieſem Geſchriebenen wie vor einem Götzen nieder, und ſind voll Ehrfurcht vor Allem, was darin zu finden iſt, es möge noch ſo ſehr gegen alle Erfahrung und Vernunft verſtoßen! Nie fällt es ihnen ein, zu denken: All dies Sinnloſe haben wohl Jene, die das geſchrieben, und nach ihnen auch noch Andere, für wahr gehalten — warum aber ſoll ich es glauben? Ich will Dich, Botticelli, nicht kränken und nicht von Allem Dem ſprechen, was die Theologen ſeit Jahrhunderten über die chriſtlichen Dogmen ſpeculirten; welche abſurden und kindiſchen Fragen ſie aufgeworfen; wie ſie Dreieinigkeit und Menſchwerdung zu erklären ſuchten; es muß Jedem, der Achtung vor Wahrhaftigkeit und Wiſſenſchaften hat, unendlich wehe thun, Das zu leſen!

Du malſt ſo herrliche Engel, Sandro, ſo voll Güte und Lieblichkeit! Wie gerne laſſen wir uns Deine Engel gefallen, wir nehmen ſie ja, verzeihe mir's, nicht ernſt! Frage man aber doch die Theologen, woher ſie es ſo ſicher wiſſen, daß es Engel gibt? Sie glauben es, weil das alte und neue Teſtament oft von ſolchen ſpricht; was in dieſen alten Schriften davon ſteht, genügt ihnen, und ohne irgendwie einen Augenblick auch nur zu zweifeln, ſchwärmen ſie in wilden Speculationen über Engel, und jeder Katechismus iſt voll davon. Der Kirchenvater Origenes ſagt, daß jede vernünftige Seele mit dem Teufel und ſeinen böſen Engeln zu kämpfen habe; Thomas von Aquino, der Doktor angelicus, ſchrieb ein dickes Buch, das nur von den Engeln handelt. Er weiß es ganz genau, daß die Anzahl der Engel die Zahl aller materiellen Dinge weitaus überſteigen; dann ſtudiert er darüber, wie die Engel mit den Körpern natürlich vereinigt ſein können, ob ſie überhaupt Körper annehmen können? Ob ſie an einem beſtimmten Ort ſind, ob ſie zugleich an mehreren Orten

ſind? Ob mehrere zugleich an demſelben Orte ſein können? Ob ſie durch Zwiſchenräume hindurchgehen können? . . . Und ein Anderer, nämlich Petrus Lombardus, denkt darüber nach, wo eigentlich die Engel nach ihrer Schöpfung geweſen ſeien? Und auf welche Weiſe die böſen Engel in die Menſchen fahren!

Glaubt man nicht, in ein Tollhaus einzutreten, wenn man die Bücher der Theologen lieſt? Und doch waren ſie große und ſcharfſinnige Geiſter! Wie iſt das zu erklären? Woher ſtammt ihre knechtiſche Unterwerfung der Vernunft unter alte Schriften? Woher rührt dieſe Wolluſt, mit der ſie ſich in Thorheit wälzen? Woher der Mangel an jedem Beſtreben, durch Zweifel und durch Forſchung Wahrheit von Unwahrheit zu ſcheiden?

Alle meine mechaniſchen Erfindungen und wiſſenſchaftlichen Entdeckungen, Buonarotti, gäbe ich gerne hin, wenn ich dieſes Räthſel, an deſſen Löſung das Glück der Menſchheit hängt, bewältigen könnte!

Laſſe übrigens meine mechaniſchen Erfindungen in Ruhe, und auch meine Erforſchung der Natur! Du biſt noch jung und nur für die Kunſt eingenommen; Du wirſt auch alt werden, und nicht über die Kunſt hinauskommen, Das ſehe ich Dir ſchon heute an. Du wirſt die Natur zerren und überſpannen wollen, und mit all Deinen Fähigkeiten ſie doch nicht meiſtern. Aber meine mechaniſchen Erfindungen und meine Wiſſenſchaft leben in Freundſchaft und Frieden mit der Natur, und ſie gibt ſich mir, wie aus Dankbarkeit, gerne zu erkennen. —

Nun habe ich aber genug geſprochen! Laßt mich von nun an über dieſe Dinge ſchweigen, wie es bisher ſtets meine Gewohnheit war; und ich bitte Euch nur, gebt Acht, daß meine Rede von vorhin dem fanatiſchen Dominicaner nicht zu Ohren kommt!“ Und damit erhob ſich Lionardo von ſeinem Sitze und verließ haſtig und ohne ſich zu verabſchieden ſeine Genoſſen.

„So habe ich ihn noch nie geſehen!“ ſagte Michel Angelo, „Was er ſeit Jahren verſchloſſen hielt, gab er uns nun in wenigen Minuten!“

„Buonarotti!“, sagte Macchiavelli, „es wäre doch wohl besser gewesen, Du hättest Lionardo schweigen lassen; ich dachte es gleich, Du reizest den Löwen. Sieh doch Botticelli an!“

Dieser aber, ganz in sich zusammengeknickt, bat seine beiden jungen Freunde, ihn nach Hause zu begleiten; was sie, um ihn mit seinem Schmerze nicht allein zu lassen, auch gerne thaten.

Wirkungen der Schönheit.

Eine bejahrte Frau und ein sehr schönes, nicht mehr ganz junges, Mädchen, seit Kurzem in einem Gasthof einer Provinzstadt abgestiegen, waren damit beschäftigt, ihre Kleider, ihren Schmuck und sonstige Utensilien auszupacken und an die passenden Plätze in ihrer Miethwohnung abzulegen; und besprachen währenddem das Verhalten, dessen sie sich in dieser ihnen noch fremden Stadt zu befleißigen hätten.

Die Frau, von der Arbeit etwas ausruhend, berichtete dem Mädchen die Resultate ihrer Beobachtungen und Erkundigungen über die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner, und sprach schließlich die Ansicht aus, daß hier ein wesentlich anderes Benehmen, als in anderen Orten, angezeigt scheine; ganz besonders dann, wenn es sich darum handle, endlich einmal Jemanden zur Ehe zu veranlassen. Das immerwährende Herumtreiben, wenn auch sehr einträglich, sei ihr selbst bereits lästig, und auch für das Mädchen — hier kneifte sie dieselbe scherzhaft in die Wange — nur mit einer raschen Abnutzung verbunden, die deren Werth von Woche zu Woche herunterbringe.

Das Mädchen erwiderte, sie sei im Allgemeinen mit diesen Bemerkungen, namentlich mit der letzten, wohl einverstanden, aber ans Heirathen ginge sie doch nicht gerne; denn mit bloß Einem Manne wäre das Leben viel zu langweilig, und sie müsse daher stets gleichzeitig mehrere Männer zum Spielen haben. Worauf die Alte sie beruhigte, indem sie ihr in kurzen Worten klar machte, daß gerade in der Ehe das noch leichter und mit viel glatterem Verlaufe als im ledigen Stande gehe — und sich nunmehr des Näheren auf Auseinandersetzung ihres Planes einließ.

Hier, fuhr sie fort, — während sie das Mädchen zum Sitzen aufforderte und sich auf einem ausgeleerten Koffer niederließ — wo Alles mit Strenge bloß auf das Aeußerliche im Betragen, auf Bescheidenheit in den Umgangsformen und guten Anstand sehe, sei das muthwillige und herausfordernde Wesen, das anderwärts so schöne Resultate ergab, durchaus nicht mehr am Platze; besonders, wenn eben Jemand bis zum Heirathen getrieben werden soll. Das Mädchen müsse daher hier immer eine ganz unschuldige und naive Person machen, was übrigens um so leichter sein werde, als sie Beide in dieser Stadt noch gänzlich unbekannt seien. „Hiezu," bemerkte das Mädchen halblaut vor sich hin, „würde sich das zartblaue geschlossene Kleid und das blonde Haar unter dem breitkrämpigen Strohhut sehr gut eignen;" wozu die Frau einstimmte und, nach detaillirten Rathschlägen bezüglich dieses zweckdienlichen Anzugs, dann den Vorschlag machte, sie Beide mögen, um möglichst rasch zum Ziele zu kommen, noch heute Nachmittags dem elegantesten öffentlichen Garten, dessen Namen und Lage sie bereits in Erfahrung gebracht habe, zur richtigen Stunde besuchen, und daselbst sich an einem unbesetzten Tische niederlassen, an dem höchstens für drei Personen Platz wäre — das Mädchen nickte hiezu mehrmal schnell mit dem Kopfe; wenn nun der betreffende Mann einige Zeit dagesessen und passend behandelt worden sei, fuhr die Alte fort — dem Mädchen einige Stäubchen vom Kleide abnehmend — müsse das Mädchen ihre, z. B. mit Kaffee, gefüllte Schale, wie durch Ungeschicklichkeit, umstoßen und hiedurch ein wenig ihr Kleid anschütten; darauf werde sie, als Tante, dem Mädchen einen Schlag, ungefähr wie einem Kinde, versetzen; sie werde ihn schweigend hinnehmen, roth werden und dann von Zeit zu Zeit sich eine Thräne aus den Augen wischen; während dessen werde sie, die Alte, über diese Ungeschicklichkeit wettern, und alles Weitere werde sich von selbst ergeben.

Das Mädchen erklärte sich mit diesem Plane ohneweiteres einverstanden; sie einigten sich sodann nach einem längeren Zwiegespräche über den Antheil der Alten an dem zu erwerbenden Vermögen des betreffenden Mannes, und zur passenden Zeit erschienen Beide — die Frau in sehr grell-

farbigen Kleidern und ſtolz umherblickend, das Mädchen ſchüchtern und mit geſenktem Kopfe einhertrippelnd — in dem beſtimmten öffentlichen Garten.

Sie ſetzten ſich an einen noch freien, kleinen Tiſch, an dem kaum mehr als drei Perſonen genügenden Raum finden konnten, und der von mehreren anderen Tiſchen dicht umgeben war. Hierauf beſtellten ſie Getränke; die Frau theilte dem Mädchen von Zeit zu Zeit kleine Portionen zu und ſah ſie hiebei ſtets mit einem kurzen und ſtrengen Blicke an; worauf dieſe dann, immer leicht erröthend, ſchüchtern ihren Blick ſenkte, und das Getränk in ihrer Schale langſam und mit trauriger Miene umrührte.

Am Nachbartiſche geriethen nun nach wenigen Augenblicken zwei Officiere in lebhafte Bewegung und Discuſſion. Während ihr Tiſchgenoſſe, ein dritter Officier, das Mädchen wiederholt anſah und immer ſchwieg, beſprachen die beiden anderen ihre Aehnlichkeit mit gewiſſen berühmten Bildern; hoben die Schönheit dieſes oder jenes Körpertheils hervor, wobei ſie mitunter übereinſtimmten, mitunter ſtritten, und, da der dritte Officier an dieſer ſehr ernſt geführten Discuſſion keinen Antheil nahm, ſo überſchütteten ſie ihn mit heftigen Vorwürfen. Der Eine meinte, er habe ja von jeher für einen trockenen Patron und nüchternen Pedanten gegolten, und dieſen Ruf ſehe man jetzt auf's Neue beſtätigt. Worauf jener dritte Officier entgegnete, er wiſſe nicht, was ſeine Kameraden von ihm eigentlich wollten; er ſei ja gewiß ſehr entzückt von der Schönheit dieſes Mädchens, es habe aber jeder ſeine eigene Art, zu empfinden, und dieſe laſſe ſich eben nicht vorſchreiben; dagegen aber der zweite Officier ſofort bemerkte: das ruhige Verhalten in ſolcher Situation könne nur von Mangel an Phantaſie herrühren; ein Soldat, zumal ein Officier, der das Herz auf dem rechten Flecke habe, müſſe beim Anblick weiblicher Schönheit Feuer fangen und Flammen ſpeien; man erkenne daran, daß ſo ein Officier jeden Augenblick bereit ſei, irgend eine Eroberung zu machen: im Kriege Feſtungen, im Frieden ſchöne Damen; auch beweiſe es ein gutes und tiefes Gemüth, ſo ſehr auf ſich ſelbſt zu vergeſſen, und ganz und gar ſeine Gedanken nur jenem anderen Weſen zu widmen.

Unterdeſſen war ein Knabe, in Lumpen gekleidet und voll Schmutz, an den Officierstiſch herangetreten, und bat, man möge ihm die Reſte des Mahles geben, er habe den ganzen Tag noch nichts gegeſſen; und der dritte Officier, der — erfüllt von überquellender Empfindung — ihm erwiderte, in dieſem Falle würde ihm mit den bloßen Reſten nicht gedient ſein, rückte ihm einen Stuhl zum Tiſch heran und beſtellte für ihn ein Abendeſſen; worauf ſich der Knabe, freudeſtrahlend im Stuhle zurechtrückte, und, mit dem Aermel ſich die Naſe abwiſchend, mit den Füßen erwartungsvoll baumelte.

Der zweite Officier bemerkte hierauf: Alles liebe er, nur keine Schwärmerei; aber in der That zeige ſich der dritte Officier jetzt als ein rechter Schwärmer und Phantaſt. Der erſte Officier fügte hinzu, auf dieſe Weiſe falle es überhaupt ſchwer, mit dem dritten Officier in eine feine Geſellſchaft zu gehen, und er bedanke ſich bei ihm ſpeciell für die gute Meinung, welche die junge Dame da drüben von ihm faſſen müſſe, wenn ſie ihn in der Geſellſchaft eines ſo zerlumpten Buben ſehe.

Der zweite Officier ſchloß ſich dieſer Aeußerung ſeines Kameraden vollſtändig an, und Beide ſchwiegen ſodann eine Zeit lang in ärgerlicher Unruhe. Während deſſen griff der Knabe heißhungrig zu — wobei der dritte Officier ſtets von Neuem Brot und dergl. hinreichte — und an einem Nachbartiſche nahm ein junger Mann Platz, der, während er ſich ſehr langſam niederließ, das Mädchen fortwährend bewundernd betrachtete. Nicht im Stande, ſein Auge von dem ſchönen Geſichte abzuwenden, wurde er von dieſem und von der beſcheidenen Haltung des Mädchens in immer wärmere Rührung verſetzt. Sehnſüchtig dachte er an das Glück, dieſes Weſen heimzuführen, und — als er ſeine Stimmung immer ſchmelzender werden fühlte — geſtand er ſich zu und wurde immer mehr davon überzeugt, daß er wirklich mit einem Gemüthe von ganz ſeltener Tiefe begabt ſein müſſe; und daß von allen den Männern hier herum unzweifelhaft Niemand ſo rein empfinde und empfinden könne, wie er; denn ſie Alle ſtarrten nur die äußere Schönheit an; ſo ferne dem bloß ſinnlichen Gefühle aber, wie er, ſtehe gewiß Keiner von ihnen. Es fielen ihm hiebei verſchiedene Verſe berühmter Dichter über Schönheit und Liebe ein, er recitirte ſie mehrmals in der Stille, freute

sich dann wieder innig über seine feine Natur und über die höhere Cultur seines Gemüthes, und besorgte nur, daß das Mädchen aus seinem Aeußeren kaum erkennen, vielleicht gar nicht ahnen, würde, welche Tiefe durch den Anblick ihrer Schönheit in seinem Innern aufgeschlossen wurde; und doch bleibe es ewig wahr, daß reine Liebe zu Frauen nur mit einer tiefen Natur und dem feinst ausgebildeten moralischen Gefühle vereinbar sei.

Während er diesen Gedanken nachhing, drückte er einen plötzlich vorgehaltenen Hut, der ihm die freie Aussicht auf das Mädchen benahm, ohne den Blick zu wenden, ungestüm beiseite. Ein Bettler, um ein Almosen ersuchend, kam nämlich zufällig bei seiner Annäherung mit seinem ganzen Körper in die Sehrichtung zwischen Mann und Mädchen. Dieser rief ihm unwillig zu, er möge sich fortpacken, worauf der Alte, am ganzen Leibe zitternd, in demüthiger Weise lange um Entschuldigung bat und sich sogleich anschickte, sich zu entfernen; er kam aber hiebei nur langsam vom Flecke und befand sich noch immer in der Sehlinie des Mannes. Dieser nun, dem jeder Augenblick Zeitverlust, in dem er die Schöne nicht sehen konnte, die Wuth über die Störung vermehrte, und der bereits über die anscheinend absichtliche Ungeschicklichkeit des Bettlers mit den Zähnen knirschte, stieß endlich wilde Flüche aus und warf den Alten zur Seite; infolge dessen dieser auf den Boden hinfiel, das Mädchen mit einem tief bedauerndem Blicke und sanften Schrei des Mitleids und Schreckens hinsah, die drei Officiere über die Rohheit des jungen Mannes erstaunten, dieser sich beeilte, den ächzenden Alten aufzuheben, ihm die bestaubten Kleider abputzen half, mit zärtlichem Tone fragte, ob er sich nur nicht verletzt habe, und ihn dann mit klingenden Münzen, sie einzeln und langsam in seinen Hut werfend, reichlich beschenkte.

Darauf ging der Bettler, bestens dankend, weiter, und der junge Mann segnete ihn im Stillen, weil er doch zu etwas gut gewesen sei, nämlich: die Aufmerksamkeit der Schönen auf ihn zu lenken, und es sich überdies sehr angenehm getroffen habe, daß sie Gelegenheit bekam, zuerst seine Kraft und nachher sein Zartgefühl zu beobachten; denn er habe schon oft bei Dichtern gelesen, daß namentlich die Vereinigung

dieſer beiden Eigenſchaften, wie zur Zeit des Ritterthums, ſo auch noch heute, den Frauen am Manne ganz beſonders gut gefiele, da ſie vom Zartgefühl für ihr Gemüth, und von der Kraft für ihren Leib, das Angenehmſte zu erwarten hätten. Während er nun, irgend einen günſtigen, aufmunternden Blick ſehnſüchtig erwartend, wieder unverwandt nach dem Mädchen hinſah, ſetzte ſich an den Tiſch gegenüber und jenſeits des Damentiſches, ein neuer Gaſt nieder; der, ſeinen Stuhl in die günſtigſte Poſition rückend, ſofort das Mädchen mit dem größten Entzücken zu betrachten begann. Nachdem er bemerkt hatte, daß er nicht der Einzige ſei, der das Mädchen beobachtete, und darauf mit Verachtung die umherſitzenden Männer überblickt und abgeſchätzt hatte, war er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Niemand von ihnen dieſe hehre Schönheit ſo tief und rein empfinden könne, wie er. Er fühle nicht ſo ſinnlich, wie die aufſchäumende Jugend des gegenüber ſitzenden jungen Mannes, ſondern keuſch und uneigennützig; auch nicht ſo flüchtig, wie ohne allen Zweifel, jene Officiere dort, ſondern ernſt und mit der Kraft ſeines ganzen Weſens. Wo hätten alle dieſe Leute auch nur entfernt jenen moraliſchen Kern, jenen Edelmuth in der Seele, wie er? Gern wolle er alle ſeine Mühen, ja ſein Leben dem Dienſte und dem Glücke dieſes Geſchöpfes weihen, und er wünſchte nur, das Mädchen wäre im Stande, wenn ſie ihn überhaupt eines Blickes würdigen ſollte, ſeinem Aeußeren ſeinen vollen innern Werth zu entnehmen. Er dachte ſodann an das ganz einzige Glück, dieſes Mädchen heimzuführen, ihr zu dienen und alle ihre Wünſche zu erfüllen; er überlegte hierauf die Schritte, die wohl nöthig wären, wenn es zum Heirathen käme, und bemerkte mit einigem Bedenken, daß ſein jetziges Vermögen doch noch zu gering ſei, um einem ſolchen geliebten Weſen, wie er gerne möchte, in Allem und Jedem willfahren zu können ..... Indeſſen: Sein reicher Vater könne ja keinesfalls mehr lange leben; die gewöhnliche Lebensdauer eines Menſchen ſchätze man auf ſiebzig Jahre, ſein Vater habe deren jetzt ſechzig .... das wäre aber denn doch noch lange ..... da er ſich aber irren könne, wolle er in ſeinem Notizbuch nachſehen. Worauf er dieſes herausnahm und darin blätterte. „Mein Vater,“ ſagte er vor ſich hin, während er

seine Aufzeichnung suchte, „mein Vater ist geboren .... da ist's, geboren im Jahre * *; also doch schon im Jahre * *! Demnach habe ich mich früher zu meinem Nachtheile geirrt! Also ich hätte statt zehn Jahre nur noch sieben Jahre zu warten! Gar nicht übel; aber — sieben Jahre sind auch keine kleine Zeit!.... Indessen, es können bei einem Manne in so hohen Jahren ja noch manche unerwartete Glücksfälle eintreten..... Ueberhaupt wäre es am besten, und in allgemeinem Interesse, wenn ein Gesetz gegeben würde, daß die Söhne die Eltern, bei einem gewissen Alter der letzteren, jedenfalls beerben; denn von den Kindern könnten sie immer noch gut genug gepflegt und versorgt werden, was können alte Leute noch für Ansprüche an's Leben stellen? ....

„Also wahrscheinlich noch sieben Jahre zu warten!" sagte er kopfschüttelnd zu sich selbst, steckte den Bleistift in's Notizbuch, klappte es zu, schob es nachdenklich in die Tasche und betrachtete wieder mit schmachtendem Blick das Mädchen, deren lange Wimpern tief gesenkt und deren Hände in ihrem Schooße demüthig übereinander gefaltet waren — als plötzlich die Aufmerksamkeit der Männer an allen drei Tischen durch das Vortreten eines Mannes erregt wurde, der unter Lächeln und fortwährenden Verbeugungen die beiden Damen begrüßte und sie um die Erlaubniß bat, sich an ihren Tisch zu setzen.

Es war dies ein Wittwer, von Beruf ein Polizeispion, der durch Angeberei, namentlich bezüglich solcher Personen, die nach freieren Sitten lebten, und noch mehr durch Drohungen und Erpressungen, jenen mannigfaches Unheil, sich aber viel Einfluß und Vermögen, so wie auch in Folge der vielfachen Erfahrung im Umgang mit Menschen, ein sehr gewandtes und einschmeichelndes Benehmen angeeignet hatte.

Die beiden Officiere, der junge Mann am linken, der andere, später gekommene, am rechten Tische, schickten wüthende Blicke nach dem neuen Ankömmling und wünschten, er möge sofort in die Erde sinken; während dessen die ältere der beiden Damen, mit dem Hinweis auf den beengten Raum, große Schwierigkeiten machte, ihn neben sich Platz nehmen zu lassen; worauf der Mann auf die im Garten herrschende Ueberfüllung und auch darauf hinwies, daß der dritte leere Stuhl wohl

auch noch für eine dritte Person einen Platz an diesem Tische frei stelle; und die Frau, nach einigen ängstlichen Blicken auf den leeren Stuhl, erwiderte: wenn das klare Recht für ihn spreche, so unterwerfe sie sich, ihrer Gewohnheit gemäß, demselben sofort. Sie machte hierauf eine steife Verbeugung und fügte zugleich bei, er möge es ihr nicht übel nehmen, daß sie und ihre Nichte, — hiebei rückte sie das Mädchen sammt ihrem Stuhl dichter an sich heran — in dieser Stadt ganz fremd, sich gerne auf sich selbst zurückzögen.

Durch diese Bemerkung fühlte sich der Polizeispion der Frau sofort überlegen, und war überzeugt, daß seine Uebung im Erforschen der Menschen ihm hier noch weiter zu Statten kommen werde. Er knüpfte an diese Worte in passender Weise an, und während die beiden Frauen über die wahrscheinlichen Vermögensverhältnisse des Tischgenossen gemäß seinem Aussehen und Anzuge phantasirten, und dieser gleichzeitig die mannigfachsten Situationen überdachte, in denen er das Mädchen zu genießen hoffte — kam das Gespräch in lebhaften Gang, wobei die Jüngere stets ganz stille blieb und durch die gesenkten Wimpern hindurch die verliebten Blicke des Tischgenossen beobachtete.

Plötzlich stieß das Mädchen einen Schrei aus, durch den alle Umhersitzenden aufgeschreckt wurden, und die Alte wie gleichzeitig der Polizeibeamte in höchster Bestürzung ausriefen, was denn nur geschehen sei! Worauf das Mädchen mit flehendem Blick zu der Frau auf die umgestürzte Kaffeetasse hinwies, und dann mit ihrem Taschentuche an ihrem Kleide zu wischen begann. Daraufhin gerieth nun die Alte anscheinend in größten Zorn, gab dem Mädchen einen Schlag mit dem Fächer, schimpfte und zankte dann in athemloser Hast, und der Tischgenosse, der sofort vom Stuhle aufgesprungen und dem Mädchen beim Entfernen der Flecke behilflich war, bat die Frau in ergriffenstem Tone, dem Kinde doch zu verzeihen; wir seien ja alle nur Menschen und auch noch viel schlimmeren Fehlern unterworfen, die wir Einer dem Andern zu vergeben hätten. Die Frau erwiderte ihm hierauf, sie habe ihr schon oft genug gezeigt, wie sie sich an einem öffentlichen Ort mit dem Geschirr und dergl. zu benehmen habe, sie bleibe aber ewig ein Kind, — hiebei wurde das Mädchen

bis an die Ohren roth und sah beschämt zu Boden — sie solle sich jetzt nur selber helfen, und sie, die Frau, müsse den Herrn schon bitten, wieder seinen Platz einzunehmen.

Einige Augenblicke darauf flossen langsame Thränen über die Wangen des Mädchens, die dasselbe von Zeit zu Zeit mit ihrem äußerst kleinen Taschentuche abwischte; und während Alle ringsumher mitleidige Blicke nach der jungen Dame richteten, dachte der junge Mann am linken Tische — derselbe, der früher den alten Bettler niedergeworfen hatte — an all das Uebel und an die harte Behandlung, die dieses Mädchen ohne Zweifel zu Hause erdulden müsse, da sie doch sogar an einem öffentlichen Orte körperlichen, also jeder höheren Cultur unwürdigen, Mißhandlungen ausgesetzt sei; und er schwur sich zu, Alles daran zu setzen, um dieses unglückliche zarte Wesen zu befreien und glücklich zu machen.

Genau dasselbe dachten die drei Officiere; dasselbe auch der ältere Mann am rechten Tische, sowie der Mann am Tische der beiden Damen, und es gestand sich Jeder zu, daß Niemand würdiger und fähiger sei, das Mädchen nach ihrem vollen Werthe zu schätzen und zu beglücken, als er. Und da dann der Polizeibeamte zu bemerken glaubte, daß das Mädchen, zu der Alten leise flüsternd und auf die leere Wasserflasche zeigend, frisches Wasser erbat, um die Reste der Flecken auf ihrem Kleide besser vertilgen zu können, sprang er schnell auf, welches zu holen; worauf das Mädchen, vorgebeugt, zu der Alten lispelte: „Schnell! Was glaubt Ihr, haben wir Den?", letztere, ohne eine Miene zu verziehen, mit tiefer Stimme antwortete, sie hätte sich einen zu geringen Antheil ausbedungen, und gleich darauf der Mann mit gefüllter Wasserflasche wieder an den Tisch trat, wofür er von dem Mädchen einen dankenden Blick erhielt, der ihm beinahe die Besinnung raubte.

Unmittelbar darnach bemerkte die Frau, es wäre Zeit, zu gehen; der Tischgenosse erbat sich die Erlaubniß, sie nach Hause begleiten zu dürfen, was aber die Alte mit tiefster Entrüstung zurückwies, indem sie mit aufgeregter Miene bemerkte, sie sehe nun, daß es doch besser gewesen wäre, ihm den Platz an ihrem Tische zu verwehren; sie müsse erstaunen, daß

es in dieser Stadt Sitte sei, zu verlangen, was er jetzt, noch dazu nach bloß einmaliger zufälliger Begegnung, verlangt habe. Der Mann entgegnete in großer Verlegenheit, und um Entschuldigung bittend, er habe gedacht, den Damen, die doch hier fremd seien, in mancher Beziehung beistehen zu können; umsomehr, da er, ohne sich schmeicheln zu wollen, hier eine sehr angesehene und einflußreiche Persönlichkeit sei. Die Alte aber erwiderte barsch, bis zu dem und dem, ganz nahen, Gasthofe brauchten sie keine Begleitung, und, obwohl leider alleinstehend, würden sie sich mit ihrem wenn auch geringen Verstande und mit Gottes Hülfe schon durchzuhelfen wissen; Gott verlasse Niemanden, der auf ihn vertraue. Sie befahl hierauf in kurzem und strengem Tone dem Mädchen, ihr Tuch umzunehmen, das über der Stuhllehne hing, und zu gehen.

Das Mädchen wandte sich zu dem Zwecke um. Während dieser Wendung sandte sie, die Alte ringsumher aufmerksam beobachtet hatte, dem jungen Manne einen schmachtenden, hierauf — während ihrer weiteren Drehbewegung — den Officieren einen herausfordernden, dem Manne zur Rechten einen gleichgültigen Blick zu; gewann noch Zeit, das Aufleuchten aller Augen in Folge ihrer Blicke zu bemerken, und stand nach vollführter Umdrehung mit gesenktem Blick und schüchterner Miene, genau wie früher, nur mit dem Tuche bekleidet, wieder gegen den Tisch gewendet da.

Unterdessen freute sich der Polizeibeamte darüber, bereits von der Frau, und gewiß gegen ihre Absicht, ihre Wohnungsadresse erfahren zu haben. Der junge Mann wünschte sämmtlichen männlichen Nachbarn, sie mögen, wie die Damen nochmals kämen, aus welcher Ursache immer, verhindert werden, wieder hier zu erscheinen. Die beiden Offiziere wünschten sich gegenseitig sowie allen anderen männlichen Nachbarn, sie mögen, auf welche Art immer, aus der Stadt oder, besser, von der Erde verschwinden. Dasselbe wünschte der Mann vom rechten Nachbartische seinen sämmtlichen männlichen Nachbarn. Der Polizeispion, während er zum Abschiede den weggehenden Damen mit lächelnder Miene zahlreiche Bücklinge machte, schwur sich zu, er müsse die Kleine heirathen, koste es, was es wolle, und möchten auch darob alle Nach-

barmänner und ſelbſt die ganze Stadt vor Wuth und Neid vergehen.

Während dem ſchritten die beiden Damen dem Gartenausgange zu. Die Alte — wegen der Zumuthung der Begleitung mit noch immer entrüſteter Miene, geſpannten Naſenflügeln, und hochaufgerichtet; das Mädchen mit geſenktem Kopfe ihr zur Seite trippelnd; und Beide, leiſe flüſternd, in heftigſtem Streite begriffen über die Größe des Antheils der Alten am Vermögen des Tiſchgenoſſen.

Confucius spricht über Tugend und Gesetz.

Kung-tse war nach Tscheu gegangen, um Lao-tse nach den Bräuchen zu fragen, und nach den Aufgaben des Weisen, der das Volk glücklich machen will.

Zurückgekehrt, fragten ihn die Schüler: „Der Meister hat mit Lao-tan gesprochen; was hält der Meister von dessen Meinung, daß, wenn alle Menschen gut und vollkommen tugendhaft wären, keine Gesetze mehr nöthig seien?"

Kung-tse hatte über diese Meinung, nachdem er Lao-tse verlassen hatte, einen Monat lang nachgedacht und war über dieselbe erzürnt geworden; denn er erkannte sie für unrichtig und schädlich.

Als die Schüler ihn jetzt darüber gefragt hatten, erhob sich Kung-tse jäh von seinem Sitze, wie der Walfisch, der aus dem großen Wasser auftaucht; aus seinen Augen schossen zwei Lichtströme, seine Stirne breitete sich aus wie der Drachen, sein Nacken wie der Rücken der Schildkröte, sieben Fuß hoch stand er da, wie der erhabene Tang, und alle seine neunundvierzig Merkwürdigkeiten traten aus ihm hervor.

Kung-tse sprach: „Das ist die Lehre der Einsiedler, denen wir nicht nachahmen wollen. Ich mißbillige diese Lehre. Wir werden uns nicht den Vögeln und dem Wild zugesellen, wir werden uns nicht die Nord- und die Ostbarbaren zum Muster nehmen. Die glückliche Ruhe und das höhere Leben im Staate sind ohne Gesetze nicht zu erreichen, wenn die Menschen bösartig sind; sie sind auch nicht zu erreichen, wenn die Menschen gut und vollkommen tugendhaft sind."

Tschung-kung fragte: „Wie meint das der Meister?"

Kung-tse sprach: „Wenn Mehrere durch das Thor in ein Haus eintreten wollen, und sie sind so böse, daß Niemand

den Anderen den Vortritt lassen will, so kommen sie nicht friedlich in das Haus. Wenn mehrere durch das Thor in das Haus eintreten wollen und sie sind so gutmüthig, daß Jeder der Letzte sein will, so kommen sie unter tausend Verbeugungen nicht in's Haus. Wer soll der erste, wer der zweite und wer der letzte sein?

Darum ist unser Ritus geordnet; es kennt Jeder seinen Rang. Jeder weiß, der Vater geht der Mutter vor, die Mutter dem Sohn, der Sohn der Tochter, der Aeltere dem Jüngeren. Ohne vorher festgesetzte Ordnung weiß Niemand, wann er zu geben, wann er zu nehmen hat, wann er stehen und wann er sitzen soll. Darum genügt es nicht, wenn alle Menschen tugendhaft sind; für das geordnete höhere Leben müssen sie Regeln und Gesetze haben."

Bedürfniß nach Schönheit.

Der Einsiedler Vanaprastha auf dem Berge Gridhrakuta hatte bereits hundert Jahre hindurch in den Adern der Welt gewühlt; da gährte das Bedürfniß nach Schönheit in ihm auf.

Die Götter willfahren den tiefen Bedürfnissen der Menschen lieber, als ihren inbrünstigsten Gebeten; und da sie eben ihren ganzen Vorrath an Schönheit für die anderen Menschen erschöpft hatten, so ließen sie ein häßliches altes Weib, in Nebel gehüllt, dem Einsiedler entgegenschweben.

Rasch hielt dieser beide Hände vor die Augen, um von dem Glanze der übergroßen Schönheit nicht geblendet zu werden.

Zehn Jahre darnach trafen ihn seine Schüler noch in der gleichen Haltung; ohne sich zu bewegen und ohne wegzublicken, rief ihnen Vanaprastha entgegen: „Soeben ist diese himmlische Schönheit zu mir herabgestiegen; ich bin erst am Anfange der Entzückung! Stört mich nicht, damit ich keine glückliche Minute meines Lebens verliere!“

Voll Erfurcht vor den Göttern und Vanaprastha stiegen die Schüler langsam den Berg hinab.

Der Weltangſtſchrei.

Zwei Freunde gingen des Nachts die Landſtraße einher, die inmitten einer weit ausgedehnten Ebene zunächſt nach einem kleinen Städtchen führte.

Die ſchmale Mondſichel, oft von vorbeiziehenden Wolken verdeckt, beleuchtete die Landſchaft nur ſpärlich und unſicher; die Straße war ganz ohne Verkehr, jedes menſchliche Geräuſch war verſtummt, die zahlreichen Dörfer dieſer Gegend waren unſichtbar, kein einziges Fenſter zeigte Licht.

Die beiden Freunde, allein in dieſer ruhigen und dunklen wie endloſen Ebene, fühlten ſich immer mehr vereinſamt, und wie in einer neuen und unheimlichen Welt, die ſie jetzt zu durchwandern hätten.

Der Stoff zu Geſprächen war bereits erſchöpft; ſie hatten ihre eigenen Angelegenheiten, ſie hatten auch allgemeine Themen nach allen Seiten bereits durchgeſprochen, und gingen nun dahin, als ob Jeder allein und meilenweit vom Anderen entfernt geweſen wäre. Jeder brütete, halb empfindend, halb denkend, im Unbeſtimmten vor ſich hin.

Da hörten ſie plötzlich wie aus unendlicher Ferne her einen langgezogenen Schrei, der ſich im Dunkel ausbreitete und im weiten Raume verlor. Beide horchten, wandten den Kopf, um zu wiſſen, woher der Schrei gekommen, ſprachen nicht, blickten wieder gerade vor ſich hin in das endloſe Dunkel, und gingen weiter.

Nach einer kurzen Zeit drang wieder ein Schrei durch die Nacht, ähnlich dem Schrei eines ungeheuren, ſchwer leidenden Menſchen; allmählich anſteigend, dann wie in fruchtloſer Anſtrengung nachlaſſend und in Reſignation verhallend, endlich verſtummend, und ſo ergreifend für menſchliches Gefühl, daß den beiden Wanderern unendlich wehe um's Herz ward.

„Haſt Du den Schrei gehört?“ fragte der Eine den Andern.

„Ich habe ihn gehört; es war bereits zum zweitenmale.“

„Den erſten habe ich auch vernommen; anfangs glaubte ich, daß ich mich täuſche, es iſt aber wirklich ſo: es wurde geſchrieen!“

„Welche Angſt, welcher Schmerz war das! Es ſchnürt mir das Herz zuſammen; Was mag das geweſen ſein? Was für ein Schrei war das? Iſt das ein Hülferuf? Soll das ein Menſch geweſen ſein?“

„Das kann nicht der Schrei eines Menſchen ſein,“ erwiderte der Andere, „es klingt menſchlich, ſtammt aber von keinem Menſchen; der hat nicht dieſe Gewalt in ſich.“

„Dann wird es ein Thierſchrei geweſen ſein?“

„Es war auch kein Thierſchrei! Ich kenne alle größeren Thiere, die hiezulande leben, kein Thier hat eine ſolche Stimme.“

Sie ſchwiegen hierauf wieder, und gingen in tiefer Erſchütterung nebeneinander her.

Nach einer Weile begann der Eine wieder: „Was meinſt Du, von welcher Richtung kam es her?“ und in dieſem Augenblick erhob ſich wieder ein langgezogener Schmerzensſchrei, der beide Männer zum Stehen brachte.

„Das kam aus der Tiefe der Erde,“ ſetzte der Eine fort, „ich habe genau auf die Richtung geachtet.“

„Ich auch,“ ſagte der Andere, „aber ich glaube, es kam vom Firmament herab, von jenſeits der Wolken her.“

„Wenn Du glaubſt, es käme vom Himmel herab, und ich, es käme aus der Erde herauf, ſo iſt, ich ſchaudere, es zu ſagen, vielleicht Beides wahr!“

„Denkſt Du nicht an alte Sagen?“ begann dann wieder der Eine.

„Welche Sage ſoll uns da helfen?“

„Die alten Deutſchen meinten, Wotan ſchwebe des Nachts als Hoymann über den Baumwipfeln, reite auf weißem Roß, und jage mit dem Nachtgeſchrei durch die Lande.“

„Was ſoll uns Wotan!“ erwiderte der Andere, und nach einer Pauſe: „Aber — ſie hätten doch Wotan nicht des Nachts jagen und ſchreien laſſen, wenn ſie nicht, wie

jetzt wir, irgend etwas Furchtbares gehört hätten . . . . . Uebrigens: Jägerruf hat diesen Ausdruck nicht; was wir hörten, kann von keinem Jäger stammen; ein Jäger ist ein Mörder, der Schrei von vorhin jedoch war nicht der eines Mörders, eher der eines Ermordeten."

„Ich gebe Dir recht," versetzte der Andere, und sie schritten wieder schweigend weiter.

„Wenn das wahr sein könnte, was ich jetzt denke," begann der Letztere bald darauf, „so verstünde ich den Schrei; dann kann er wirklich der Angstschrei eines Ermordeten sein. Glaubst Du nicht: der letzte Schrei Jesu am Kreuze könne durch die Jahrhunderte dauern? Und durch die ganze Ewigkeit fort? Im Tageslärm ungehört, in stiller Nacht vernehmbar! Haben wir etwa den Wehruf vom Kreuze her vernommen?"

„Nein!", erwiderte der Andere, dessen Phantasie nicht minder als die seines Freundes zu deliriren begann, „Der Wehruf Jesu war gewiß nur in nächster Nähe des Kreuzes, wo man ihn als Menschen sah, ein Angstschrei. Je weiter weg in Raum und Zeit, desto mehr wurde er zum herrlichsten Gesang; das trostreichste, das erhabenste Lied, der Sphären wahre Harmonie, die stets die Welt durchdringt, des göttlichen Schwanes ungeheurer letzter Sang! . . . . Nein, jener Schrei war nicht Jesu Stimme!"

„Es wurde mir einmal erzählt," sagte der Andere in tiefer Erregung und in dumpfem Tone, „— es ist allerdings sehr seltsam: Als Jesus am Kreuze hing und dem unendlichen Schmerze nachgeben und widerrufen wollte, und bitten, man möge ihn vom Holze abnehmen . . . . daß eine furchtbare Stimme nach Jerusalem hinüberrief: „„Ergib Dich dem tyrannischen Vater nicht, verharre! So that's auch ich!""

„Wer soll denn das gerufen haben?"

„Prometheus, vom Kaukasus her, sein älterer Bruder; der, wie Jesus, vom Gott-Vater hingeopfert wurde, weil er die Menschen liebte und glücklich machen wollte. Und als Jesus die Stimme seines Bruders hörte, soll er stille geworden sein und nicht mehr geschrieen haben."

„Furchtbar ist's, Das zu denken!" sagte der Andere

darauf. Dann stockte das Gespräch wieder, und eine geraume Zeit schritten die Beiden weiter, mit Gedanken im Kopfe, die noch viel finsterer waren, als die Nacht, die sie umgab; und unwillkürlich stampften sie mit den Füßen fest auf den Boden, um ihrer Aufregung einen Ausweg zu gewähren. Jeden Augenblick fürchteten sie, den großen Schrei wieder zu vernehmen.

Und wirklich begann es wieder. Nicht so laut wie früher, aber noch klagender, noch trauernder, und lang, überaus lang gedehnt, so daß die Beiden ein Schauer überlief.

„Höre!", begann wiederum der Eine, „Lassen wir Prometheus, lassen wir Jesum! Aber ich sehe jetzt, was da vorgeht: Wir fühlen Friedhofsschauer! Jetzt, des Nachts, hat uns die Welt ihr Innerstes aufgedeckt! Was wir gehört haben, ist das tiefste Wesen der Welt!"

„Ich gebe Dir Recht," versetzte der Andere, „was wir gehört haben, muß der Weltangstschrei gewesen sein!"

„Alles Seins Ur-Schrei! Sieh doch! Sieh! Wie ruhig, und doch wie in stiller Gährung begriffen, sich das Dunkel ins Endlose dahinstreckt, und die ganze unendliche Vergangenheit von Unglück und Verbrechen der ganzen Welt in sich verschluckt hält . . . wie ein ungeheurer schwarzer Sack, angefüllt mit Todtengebein! . . . . . Und ist es denn auch zu verwundern, daß die Welt jede Stunde zehnmal Wehe über sich ausruft?"

„Mir ist unendlich bange!", sagte der Andere, „Ich sehe die Millionen von Seufzern, Schmerzen, Klagen, und alle die ungezählten Fälle von wildem Zorn, bösen Flüchen und von unterdrückter Wuth. Wo könnten denn alle die furchtbaren Laute und Schreie hin gerathen sein? Sie mußten ja im Weltall bleiben, und es immer mehr erfüllen! Alle Schrecken der Vergangenheit bleiben bestehen, die Gegenwart wirft immer neue hinter sich — muß nicht die Zukunft der Welt endlich in der Fülle von Schmerz ersticken?! . . . . Wenn die Welt des Nachts zu träumen beginnt, muß dies Alles nicht hervorbrechen und durch den grenzenlosen Raum hin wiederhallen?"

„Die Sonne mildert wohl die Angst der Welt und täuscht uns leicht über ihr wahres Gesicht. Erst das Dunkel

der Nacht ist das wahre Licht, es beleuchtet die Welt und zeigt, was wirklich und wahr ist."

„Das Licht der Sonne mildert und täuscht; aber Du hast noch auf das Lachen vergessen. Jeder Augenblick des Lachens sei gesegnet! Das Lachen der Menschen mildert nicht minder als das Licht, beide verscheuchen das Furchtbare, das die Welt erfüllt. Aber der Tag muß der Nacht weichen und das Lachen dem Weinen. Nacht und Weinen allein haben Bestand!"

„Wenn der Nachtwind seufzt und die Weltangst stöhnt, wohin sollen wir Menschen uns verkriechen? Es drückt das Herz mir ab!"

Und sie gingen wieder in schweigsamer Trauer nebeneinander her; da rief der Eine plötzlich aus: „O glücklicher Augenblick! Ich sehe Licht! Ich sehe menschliche Wohnung; gehen wir rasch, vielleicht wird uns Erleichterung!"

Und wirklich waren sie — es war schon spät nach Mitternacht — beim ersten Gasthause des nächsten Städtchens angelangt. Erleichtert athmeten sie auf, als sie aus dem Dunkel der Nacht in die hell erleuchtete Wirthsstube eintraten.

Es war nebst dem Wirth nur noch ein einziger Gast anwesend, der hatte zwei Flaschen vor sich stehen, eine große und eine kleine.

Die beiden Wanderer setzten sich nach kurzer Begrüßung an einen anderen Tisch und bestellten Getränke.

„Ihr seid sehr klein geworden!" begann jener Gast sofort zu ihnen zu sprechen, „Man merkt's, Ihr kommt aus der Finsterniß."

„Die Finsterniß war's nicht," erwiderten die Beiden, „aber wir haben den Weltangstschrei gehört! Kennt Ihr den?"

„Also Ihr habt ihn auch gehört! Ja, ja; den hört wohl Jeder wenigstens Einmal in seinem Leben, aber nicht Jeder versteht ihn. . . . . Und ich" — und hiebei trank er sein Glas aus und schänkte es aus der großen Flasche wieder voll — „ich habe ihn auch gehört, und er liegt mir noch immer in den Ohren. Aber ich sage: Ich bin *auch* da! Versteht Ihr das? . . . . Sagt doch, für was haltet Ihr Euch? Für einen bloßen Durchgangspunct, oder auch für einen Endpunct?"

Und als die beiden Wanderer ihn befremdet ansahen, fuhr er fort: „Wer wird sich denn immer aus Mitleid mit der Welt verzehren, und sich niemals seiner selbst erfreuen? Merkt Euch: die Gegenwart ist gerade so viel werth wie die Zukunft, und ein Anderer sein als Ich ist kein Vorzug; später geboren werden und ein Anderer sein als Ich, sind kein Verdienst!"

„Wer ist dieser Mann?", fragte der Eine der beiden Fremden den Wirth, den er bei Seite nahm.

„Hier im Ort heißt er: Der Mann mit den zwei Flaschen."

„Hört doch," sagte der Fremde, der sich wieder an den Tisch gesetzt hatte, „was bedeuten diese beiden Flaschen, die da vor Euch stehen?"

„Die Eine, die große," antwortete der Mann, „ist für das Vergnügen und für die Vergessenheit — je nachdem ich wenig oder viel daraus trinke; sie enthält den besten Wein, den unser Herr Wirth hier spendet. Die Andere, die kleine" — und hiebei nahm er sie zwischen zwei Finger, hielt sie gegen die Lampe und schaute durch sie hindurch — „die ist gegen den Schmerz. Ich habe . . . . ja, ich habe dem Schmerz eine Grenze gesetzt, die er nicht überschreiten darf," fuhr er fort, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „denn wenn er nicht folgt, kömmt dieses Fläschchen an die Reihe. Ein halber Fingerhut davon genügt, um allem Schmerz und allem Leid auf der Stelle ein gründliches Ende zu machen."

„Gift?"

„Gift!"

„Und warum steht das Fläschchen immer vor Euch?"

„Es macht mir Vergnügen, wenn ich das kleine Ding da vor mir sehe! Die große: der heitere Freund und Sorgenbrecher, die kleine: der Schmerztödter. Beide gehören zusammen; es wär Halbheit, sich nur auf die Erste zu verlassen, und die große schmeckt mir auch besser, seitdem ich die kleine Freundin vor mir stehen habe. Werdet Ihr mir Das glauben? Mir scheint: das große Unheil, das unter den Menschen hin und wieder streift, muß vor diesem Ding da einen gewaltigen Respect haben! Denn seitdem ich es besitze, geht's mir ganz leidlich."

Und da die beiden Wanderer immer noch niedergedrückt da saßen, fuhr der Mann fort, indem er seine frühere trotzige Miene verlor, und sich mit vorgebeugtem Oberkörper wie ein alter zärtlicher Freund mit seiner Rede an sie wandte:

„Folget dem Satz: „„Begegnet Dir in Deinem Leben auch nur Ein heiterer Tag, so sei zufrieden und lebe von diesem Einen!“ “

Die beiden Freunde sahen ihm mit süß-trauriger Miene in sein jetzt so freundliches Angesicht, und er sprach weiter zu ihnen:

„Habt Ihr denn nie eine Nacht genossen, von der es heißen kann: „„O einzige Nacht meines Lebens, wie süß war sie! Sie ersetzt mir alle andern meines Daseins!“ “ Habt Ihr denn nicht eine solche Nacht und einen solchen Tag in Euerer Erinnerung? Lebet von dieser Nacht und von diesem Tag; es genügt!“

„Wir hatten einen solchen Tag und eine solche Nacht!“ erwiderten die Wanderer, und die Thränen liefen ihnen über die Wangen, „Aber das gibt uns den den Trost nicht, den wir suchen; und wir hören den Weltangstschrei noch hier im Licht, wie vorhin draußen in der dunkeln Nacht!“

Ende des zweiten Theiles.

Verlag von **Carl Reißner** in **Dresden** und **Leipzig.**

Richard Wagner

der Dichter und Denker.

Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens

von

Henri Lichtenberger,

Professor an der Universität Nancy.

Autorisierte Übersetzung von **Friedrich von Oppeln-Bronikowski.**

Geheftet Mk. 9.—, gebunden Mk. 10.—.

. . . ein Werk, das zu dem Bedeutendsten zu zählen ist, was überhaupt über Wagner geschrieben wurde. (Folgen Einzelheiten.) Der Stil des umfangreichen Buches ist glänzend und des großen Stoffes würdig; als hervorragend sind die Abhandlungen über die Meistersinger und den Tristan zu bezeichnen, in denen Lichtenberger mit durchdringendem Geiste zu Ansichten gelangt, die Aufsehen erregen müssen, da in seinen Beweisketten kein Glied der Logik fehlt. Aus dem ganzen Buche, das kaum warm genug empfohlen werden kann, spricht ebenso sehr der Künstler wie der Gelehrte. Das verleiht demselben seinen besonderen Reiz: wir werden nicht nur wissend, sondern auch warm; die Lektüre übt eine ähnliche Wirkung wie das behandelte Kunstwerk selbst — die höchste Forderung der Kritik ist hier also erfüllt. Illustrierte Zeitung (Leipzig).

Ich weiß nicht, wer einmal die Behauptung aufgestellt hat, daß die beste Wagnerlitteratur von Ausländern geschrieben werde. Damals galt sie den Arbeiten von Alfred Ernst und Houston Stewart Chamberlain; jetzt ließe sie sich durch zahlreiche neue Namen befestigen. Ein ganz ausgezeichnetes Werk ist „Richard Wagner der Dichter und Denker" von Henri Lichtenberger. Völlige Beherrschung des verzweigten Stoffes, ein scharfer Blick für entwickelungsgeschichtliche Vorgänge, eine gegenständliche, phrasenlose Klarheit der Darstellung zeichnen diese treffliche Leistung aus, die nicht nur gelobt, sondern auch fleißig gelesen werden möge.

Rich. Batka im „Kunstwart".

Verlag von **Carl Reißner** in **Dresden** und **Leipzig**.

Philosophie des Fahrrads.

Von

Eduard Bertz.

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

Ungezwungen ergeben sich dem Verfasser fesselnde Einblicke in sozialpolitische, ethische und kulturgeschichtliche Probleme, und immer, in der Behandlung der großen und der kleinen Fragen verrät sich der Kopf und die Hand eines Meisters. Wir können das treffliche Buch nicht besser charakterisieren, als — durch ein Geständnis und einen Widerruf. Als wir auf dem Titelblatte die Bezeichnung „Philosophie des Fahrrads" lasen, sagten wir uns, daß sei doch ein Mißbrauch des heiligen Namens der Philosophie. Aber dies Urteil mußten wir zurücknehmen, als wir das Buch kennen lernten. Das Wie ist ja für das Philosophieren entscheidend, und Bertz, der übrigens Philosoph vom Fach ist, hat das Fahrrad nicht nur im Lichte unserer Zeit, sondern auch sub specie aeterni zu betrachten verstanden. Vossische Zeitung.

Aber wenn man sein Ceterum censeo jedes Kapitels: es müsse der Fortschritt auch mit erradelt werden, beiseite läßt, so findet sich in dem Schwermetall dieser Kapitel eine solche Fülle von Gutem und Treffendem über alle brennendsten Zeitfragen von heute, daß ich den bösen Wunsch nicht unterdrücken kann, es möchten auch solche, und zwar recht viele, das Buch lesen, die vom Radfahrer wie Alphonse Daudet vom Akademiker sagen können: „Ich bin es nicht, war es nie und werde es niemals sein." Um auf den Segen gymnastischer Übung in einer Zeit der Kopfüberheizung zu kommen, entrollt der Philosoph eine ebenso knappe wie markige Übersicht jenes großen Darwin-Problems vom Konflikt der Humanität und ihrer künstlichen Erhaltung der Schwachen mit der Auslese der Passendsten und dem körperlichen Menschheitsfortschritt. Nietzsche wird beleuchtet, das Soziale im weitesten Maße unbefangen herangezogen, und immer folgt man der Rede eines nüchternen, aber völlig unabhängigen und mutigen Kopfes. Ähnlich wird die Radlerinnen-Frage zu einem vorzüglichen Bilde der ganzen Frauenfrage von heute erweitert. Und beim „Recht" der Radler ertönen goldene Worte über die Zöpfe und Raupen unseres gangbaren Rechts gegenüber jedem noch so harmlosen Versuch eines Fortschritts auf irgend einem Gebiet. Auch das meiste, was als „Psychologie des Radsports" gesagt wird, könnte gar nicht besser gegeben werden. Nachhaltig wird der gute Sinn solcher neuen Dinge für den wirklich wertvollen Kulturmenschen abgetrennt von der Ausnutzung zufällig desselben Dings für die groben Bedürfnisse des Sportlebens. Im ruhigen Fluß der Betrachtung, wo es sich nicht mehr um Anfangsfeuerwerk handelt, findet der Autor auch ganz unbefangen die wunden Punkte im unvernünftig betriebenen Radeln heraus, und immer doch so, daß allgemeine Fragen, allgemeine Schäden anklingen, und daß manche Seite echte Kulturgeschichte größeren Stiles schreibt beinahe ohne es zu wollen. Wilhelm Bölsche im „Litterarischen Echo".

Verlag von **Carl Reißner** in **Dresden** und **Leipzig.**

Am Grabe der Mediceer.

Florentiner Briefe über deutsche Kultur.

Von

Wilhelm Uhde.

Geheftet Mk. 2.40, gebunden Mk. 3.40.

Ein Buch, das uns gefesselt hat wie lange keins und das wir ohne aufzustehen von Anfang bis zu Ende gelesen haben. Ein Deutscher, der aus der inneren Misère seines Vaterlandes sich hinausgeflüchtet hat in die Stadt der Mediceer, richtet an einen Freund neun Briefe, die in einer pessimistischen Stimmung anheben, die dann unter dem gewaltigen Eindruck der großartigen Denkmäler der Renaissance in Florenz sich immer farbenreicher und lebensfreudiger gestalten und schließlich mit kampfesfrohen Besserungsvorschlägen endigen. — — Im großen Ganzen schöpft man aus dem vortrefflich geschriebenen Buche die Gewißheit, daß es um die Zukunft unseres Vaterlandes nicht schlecht steht, so lange noch solche Köpfe zur Feder greifen.

Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Unsere volle Aufmerksamkeit beanspruchen die meistens in eine wunderschöne knappe Form geprägten, von gründlichem Studium und scharfer Auffassung zeugenden Plaudereien über die Vertreter der Kunst aus dem Zeitalter der Renaissance. Hamburger Nachrichten.

Nicht viele Autoren verstehen es, ihren Lesern eine so reich besetzte Tafel von litterarischen Delikatessen vorzusetzen, wie der Verfasser dieses Werkes, der in seinen geistvollen Briefen die verschiedensten Themata berührt und in eigenartiger Weise beleuchtet.

New-Yorker Staatszeitung.

In diesem Buche spricht sich ein ernster, nachdenkender Mann über eine Reihe für unser geistiges und soziales Leben bedeutsame Fragen in einem von warmer Vaterlandsliebe — die aber gepaart ist mit scharfem durchdringenden Blick auch für alles Ungesunde, Schlechte, Niedrige — erfüllten Geiste aus. Straßburger Post.

*

Verlag von **Carl Reißner** in **Dresden** und **Leipzig.**

Die
Philosophie Friedrich Nietzsches.

Von

Henri Lichtenberger,

Professor an der Universität Nancy.

Eingeleitet und übersetzt von **Elisabeth Förster-Nietzsche.**

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 4.70.

Soeben ist ein neues Buch über Friedrich Nietzsche erschienen, das wegen seiner vorurteilsfreien Unparteilichkeit zu den wenigen Büchern gehört, welche wirklich über, und nicht nur für oder wider diesen gleich geliebten wie gehaßten Denker handeln. Es sei daher einem größeren Publikum, das Nietzsches Philosophie noch nicht kennt, und sich andrerseits an den einseitigen und oberflächlichen Zeitungs-Notizen, wie an den detaillierten und oft spinösen Einzel-Essais in Zeitschriften, welche die Kenntnis Nietzsches eigentlich schon voraussetzen, nicht genügen lassen will.

Das Neue Jahrhundert.

... soeben ist ein überaus handliches und — was die Hauptsache ist — auch für Laien gut lesbares Buch erschienen, von dem zuversichtlich noch viel in beteiligten Kreisen die Rede sein wird und selbst dann sein würde, wenn es sich auch nicht durch die besonderen begleitenden Umstände als eine Art von standard-work der Nietzsche-Litteratur, als „authentische Nietzsche-Quelle" (wie es in Universitätskreisen bereits genannt wird), obendrein zu erkennen gäbe. Obwohl von einem Ausländer — Henri Lichtenberger mit Namen und seines Zeichens Professor der deutschen Litteratur an der Universität Nancy — herrührend, verdient das bei aller Handlichkeit schwerwiegende Büchlein doch vollauf jenen Ehrennamen und die warme, beinahe enthusiastische Aufnahme, die es bereits auf verschiedenen Seiten gefunden.

Dr. Arthur Seidl im „Litterarischen Echo".

14 DAY USE

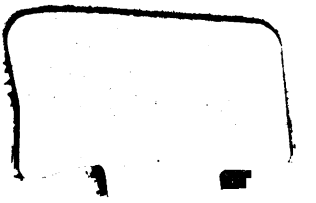
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

	REC'D LD
25Feb'58MJ	JUN 7 1962
REC'D LD	
APR 8 1958	UC INTERLIBRARY LOAN
	SEP 10 1994
2 APR'59RB	
	UNIV. OF CALIF., BERK.
REC'D LD	
APR 28 1959	
IN STACKS 1 May'62KL	
APR 17 1962	

LD 21A–50m-8,'57
(C8481s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YC151402